

AUFTRAG



218 / Juli 1995

35. Jahrgang



WALLFAHRT in FRANKREICH

Leitungskreisseminar 1994

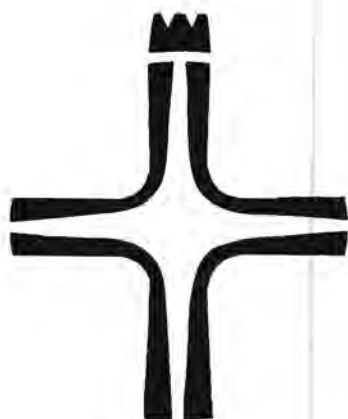
des Laienapostolats in der Militärseelsorge

DOKUMENTATION

GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN

Leitungskreisseminar 1994

des Laienapostolats der Militärseelsorge



**Herausgegeben von der
GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN**

**mit Beiträgen von
Heinrich Havermann (HH),
Walter Theis (WT) u.a.
Zusammenstellung, grafische Gestaltung
und Layout Paul Schulz
Redaktion Klaus Brandt**

VORWORT DER REDAKTION

Leitungskreisseminare finden seit 1968 alle zwei Jahre auf Einladung des Katholischen Militärbischofs statt. Sie wenden sich an engagierte Laien, die in der Kirche unter Soldaten ehrenamtlich Führungsverantwortung tragen. Bisher führten diese Seminare nach

- Rom I-V 1968–1986
- Frankreich 1982
- Österreich 1988
- Italien/Rom/Flüeli 1990
- Polen 1992
- Frankreich 1994

Die ersten Seminare bis 1986 wurden für die GKS von Helmut Fettweis unter dem Titel „Rom-Seminare – Begegnung mit der Kirche im Wandel der Zeit“ (Bd. I Echter Würzburg 1981, Bd. II Bachem Köln 1988) dokumentiert und haben über die Kirche unter Soldaten hinaus ein breites Interesse erfahren.

Mit diesem AUFTRAG 218 – DOKUMENTATION wird das Seminar 1994 auf den Spuren der Jakobuspilger in Frankreich vorgestellt.

Soweit die Beiträge nicht namentlich gekennzeichnet sind, wurden sie durch die beiden Personen zur Verfügung gestellt, die sich wesentlich um die geistig-geistlichen Inhalte in Vorbereitung und Durchführung dieser anspruchsvollen Reise gekümmert haben:

- Oberstleutnant a.D. Heinrich Havermann (HH) – bis zur Zurrücksetzung 1992 Referent im Führungsstab der Streitkräfte und bis dahin als Laie Vorsitzender der Zentralen Versammlung im Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofs – hat die Informationen zu den Regionen sowie die kulturhistorischen Beiträge zur Verfügung gestellt.
- Militärdekan Msgr. Walter Theis (WT) – Leiter Referat „Kirche und Gemeinde“ im Katholischen Militärbischofsamt, bischöflicher Beauftragter für die Zentrale Versammlung und Geistlicher Beirat der GKS auf Bundesebene – war für die spirituelle Begleitung der Reise zuständig.

Da bei der Seminarvorbereitung nicht an eine Veröffentlichung gedacht war, konnten im nachhinein nicht für alle Beiträge genaue Zitierungen und Quellenangaben erfolgen. Dafür bittet die Redaktion um Verständnis und um Nachsicht.

INHALT

Stationen einer Wallfahrt (HH)	6
Geistliche Einführung (WT)	28
SEGNEN – Statt Nebeneinanderherleben: Füreinander zum Segen werden	31
Wallfahren – einst und heute (HH)	34
Allemannische Kulturlandschaft (HH)	41
Ins Land der Franken fahren (HH)	44
Das Gesicht des französischen Katholizismus (HH)	50
Auf dem Weg nach Burgund: die Region Franche-Comté (HH)	54
Kulturlandschaft Burgund (HH)	58
Aus burgundischer Geschichte (HH)	63
Exodus – Aufbruch (WT)	69
Hl. Bernhard von Clairvaux (Jakob Torsy)	72
Informationen zur Geschichte der Zisterzienser (HH)	74
Bernhard von Clairvaux (HH)	80
Vézelay, „Wächterin des Geistes im Herzen Frankreichs“	84
Hl. Maria Magdalena	87
Wallfahrtsgedanken	89
Bausteine des Lebens – Besinnung auf mein Leben	89
Ephata – Tu dich auf (WT)	91
Hl. Marguerite-Marie Alacoque	93
Herz-Jesu-Verehrung	94
Der Jesus der Armen (Friedrich Naumann)	97

Wallfahrtsgedanken (WT)	98
Klöster im Mittelalter (HH)	100
Die Bedeutung von Cluny (HH)	105
Die Communauté de Taizé – Einführung in die Spiritualität (Roger Schutz)	111
Kennen Sie Bernadette Soubirous!? Nein!?	
... Sollten Sie aber! (KMBA)	117
Informationen zur Rhone-Alpes (HH)	118
Das Rätsel: Johannes Maria Viannay – der heilige Pfarrer von Ars (Walter Nigg)	122
Informationen zum Kennenlernen der Auvergne (HH)	128
Hl. Jakobus der Ältere	133
Aus dem Ereignis die Botschaft heraushören (WT)	134
Jakobuswege in Frankreich (HH)	136
DIE GROSSE BEGEGNUNG: Meditation zum Emmausbericht: (WT nach Th. Kampmann)	144
Erstaunlich alltäglich (Karl-Heinz Vanheiden)	153
Ausflug an die Gorges du Tarn (HH)	155
Die Region Elsaß (HH)	159
Christliche Existenz: Durch Kreuz und Leid zur Auferstehung Zum spirituellen Verständnis des Isenheimer Altars (WT)	165
St. Odilia, Ottilia	168
Informationen zum Wallfahrtsort Odilienberg (HH)	170
Literaturverzeichnis	172
Akademie Oberst Helmut Korn	174



DER KATHOLISCHE MILITÄRBISCHOF

36037 Fulda,
Michaelsberg 1

30.12.1993

Liebe Soldaten!

Sie sind in zahlreichen Gremien des Laienapostolats meines Jurisdiktionsbereiches verantwortlich tätig. Ich möchte Sie daher mit Ihrem Ehepartner zu einem Leitungskreisseminar in der Zeit vom 15. bis 24. September 1994 einladen.

Das Seminar hat die Form einer Informationsreise zu geschichtlich und religiös bedeutsamen Stätten in Frankreich. Damit verbunden sind Tageswallfahrten auf dem Jakobusweg in Frankreich. Gemeinsame Erfahrungen und Erlebnisse sollen Sie stärken, die Mitverantwortung für die Kirche in den Soldatenalltag einbringen zu können.

Mit dieser Einladung möchte ich mich für Ihre Treue und Ihre Mithilfe bei der Verwirklichung von Kirche unter Soldaten bedanken.

Nähere Einzelheiten werden Sie durch das Katholische Militärbischofsamt erfahren.

Ihnen und Ihren Familien wünsche ich ein gutes Jahr 1994.

Ihr

+ Johannes Dyba

Erzbischof Johannes Dyba
Bischof von Fulda

Stationen einer Wallfahrt

Wallfahren – das ist, genau genommen, das Reisen zu einer besonderen Stätte, die in dem Rufe steht, Begegnungen mit dem Göttlichen zu ermöglichen und für Gebete außerordentlich wirksam zu sein. Wallfahren ist deshalb eigentlich ein Ausdruck aus dem religiösen Lebensbereich.

Doch sagen wir nicht auch, daß Wagneranhänger zu den Festspielen nach Bayreuth bzw. Kunstfreunde zu einem Musentempel mit herausragenden Ausstellungsgegenständen wallfahren? Heute wird offensichtlich auch beim Reisen wieder mehr Wert gelegt auf eine nachhaltige Begegnung mit Land und Leuten als auf das Abfahren zahlreicher Sehenswürdigkeiten nach dem Programm „Europa in 14 Tagen“. Das Wallfahren gewinnt wieder neue Freunde und zwar in dem Sinne, daß man sich auf den Weg macht zu einem besonderen, nicht nur religiösen Ziel, dabei allerdings offen ist für Begegnungen aller Art und Zeitaufwand wie körperliche Anstrengungen nicht scheut. Für solches Reisen, das dem Reisenden etwas abverlangt, ihn dafür aber mit unvergeßlichen Erlebnissen entschädigt, bietet sich unser Nachbarland Frankreich geradezu an.

Die Jacobs Brüder.



Geistliche Einführung s.S. 28
Wallfahren einst und heute s.S. 34
Jakobuswege in Frankreich s.S. 136

Wir folgten einer Einladung des Katholischen Militärbischofs zur Teilnahme an einer Informationsreise zu geschichtlich wie religiös bedeutsamen Stätten Frankreichs und zur Wallfahrt auf einigen Strecken des Jakobusweges in Burgund und in der Auvergne. Die Einstimmung auf die Reise als Pilger-

schaft, auf das Land, seine Menschen und seine Geschichte erfolgte von Seiten der Reiseleitung durch geistliche Betrachtungen, thematisch gebundene Kurzvorträge und musikalische Beiträge während der langen Anfahrt. Strömender Regen und ungemütliche Kühle erleichterten die Konzentration auf dieses mehr geistige Angebot. Die landschaftlichen Schönheiten Baden-Württembergs, des Elsaß wie auch der Franche-Comté verbargen sich meistens hinter Wolkenvorhängen oder Regenwänden. Wohlbehalten brachte uns der Reisebus über die Autobahn vorbei an Städten mit so bekannten Namen wie Belfort und Besançon nach Beaune, an die Cote d'Or Burgunds. Hier bezogen wir für vier Tage ein Quartier. Mit den Gedanken an die kommenden Tage suchten wir den Himmel nach winzigen, wolkenlosen Stellen ab, von denen wir eine Besserung des Wetters erhofften.

Die Weinstadt Beaune bereitete uns am nächsten Morgen einen kühlen Empfang. Uns fröstelte beim Gang durch verschlafen wirkende enge Gassen und beim Warten auf den Einlaß in das bekannte Hospiz. Auf dem Weg dorthin passierten wir an der alten Stadtmauer die Stelle, an der sich früher an einem Bachlauf der öffentliche Waschplatz des Ortes befunden hatte. Was haben Waschfrauen der guten alten Zeit da bei ihrer Arbeit in unwirtlicher, kühler Witterung gelitten – war mein Gedanke beim Vorbeigehen. Die Stadt hinter den dicken Festungsmauern machte auf uns den Eindruck eines gediegenen, wohl situierten Gemeinwesens. Unsere Aufmerksamkeit richteten wir aber vorerst auf das Hospiz, jene mildtätige, noch heute wirksame Einrichtung, die der Kanzler des burgundischen Herzogs, Nicolas Rolin, 1443 gestiftet hatte. Ein sprachlich versierter Führer leitete unsere Gruppe mittels Funkmikrophon ohne Störungen für andere Besucher durch das Haus. Die schlichte Außenfas-

Informationen zu

- Baden-Württemberg s.S. 41
- Frankreich s.S. 44
- Elsaß s.S. 159
- Burgund s.S. 58
- Franche-Comté s.S. 54

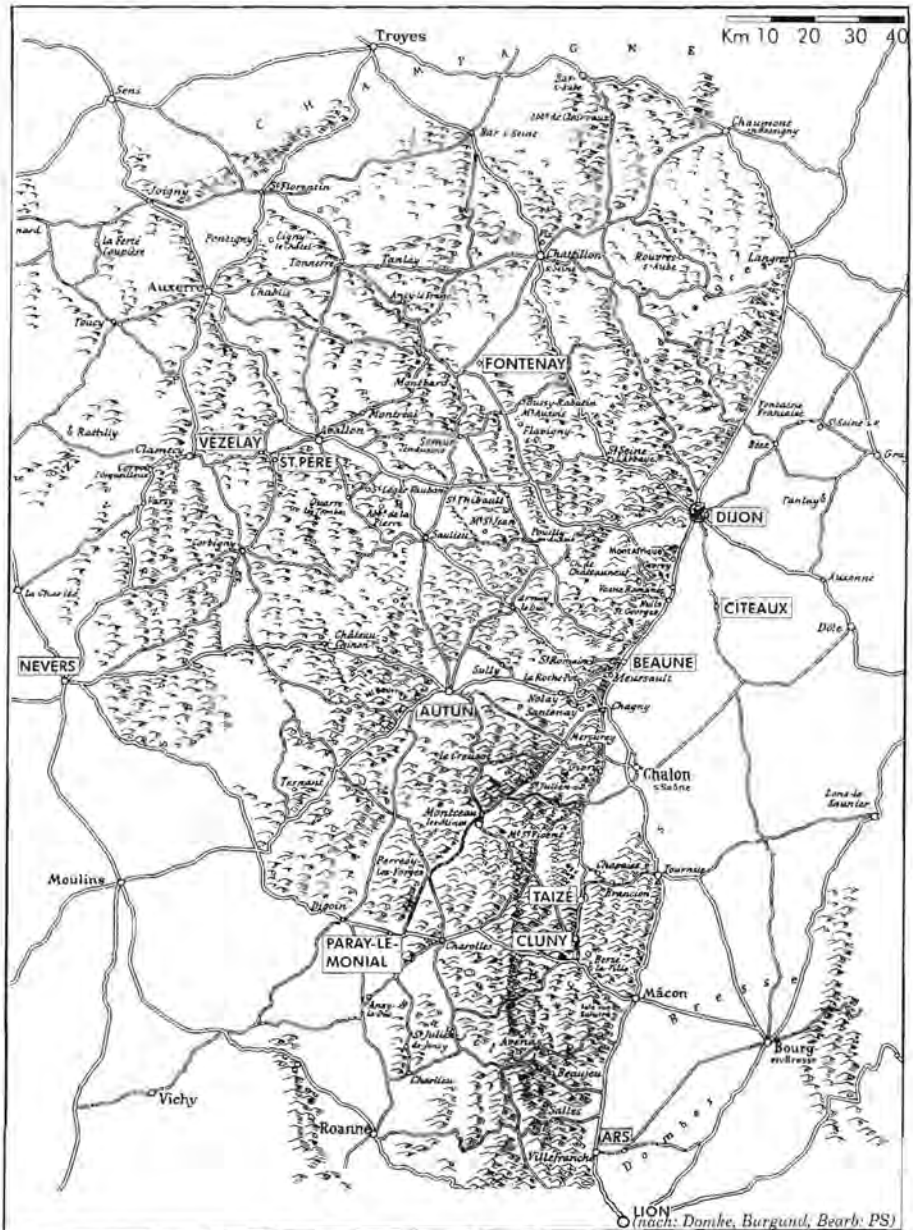


Hospices de Beaune: Innenhof mit Fachwerk Gallerien. Das Hospiz, vor über 550 Jahren gestiftet, ist heute noch wirtschaftliche Grundlage des städtischen Krankenhauses.

sade des Gebäudes stand in auffälligem Gegensatz zu der Pracht seiner Inneneinrichtung. Der langgestreckte Innenhof mit seinen Fachwerkgalerien und das mit glasierten Ziegeln in geometrischen Mustern gedeckte Dach waren eine Augenweide. Der 50 m lange und 14 m breite Krankensaal (für Arme) beeindruckte aufgrund seiner Ausmaße, seines Gewölbes und seiner für Kranke des Mittelalters wohl luxuriösen Ausstattung. Der weitere Gang durch andere Räume wie Küche und Apotheke sowie ein Museum mit medizinischen Gerätschaften überzeugte uns, daß dieses Hospiz einmal wirklich beispielhaft ausgestattet worden war. In einem Nebenraum durften wir zum Schluß Rogier van der Weydens berühmtes Altarbild „Das jüngste Gericht“ betrachten, das ursprünglich die Kapelle des großen Krankensaales geschmückt hatte. Mittels einer ferngesteuerten Lupe wurde es uns ermöglicht, winzige Details des Gemäldes zu studieren und daran die Sorgfalt des Künstlers zu erkennen. Das Hospiz und seine großzügige Einrichtung waren ein sinnvoller erster Schritt auf dem Weg, Burgund kennzulernen, eindrucksvoll vor allem auch die Tatsache, daß die mittelalterliche Stiftung noch heute die wirtschaftliche Grundlage des modernen städtischen Krankenhauses von Beaune ist.

Aus burgundischer Geschichte
s.S. 63

Unsere zweite Begegnung mit Burgund fand in Dijon statt, der ehemaligen Residenz der Herzöge und der heutigen Zentrale der Region. Diese betrieb-same Großstadt ließ uns in der Rotunde der Krypta ihrer Kathedrale St. Bénigne fühlen, daß die Wurzeln ihrer Geschichte viele Jahrhunderte weit zurückreichen. Die so genannte Krypta jedenfalls weckte in uns keineswegs Vorstellungen von einem zweistöckigen lichtdurchfluteten Rundbau, als deren Unterkirche sie einmal im 11. Jahrhundert erbaut worden war. Ihr imposanter Säulenwald gestattete den nicht zahlreich vorhandenen Lichtquellen nur ein verschwommenes Schattenspiel. Das Rund mächtiger Steinsäulen wirkte im Dämmerlicht wie eine geheimnisvolle Versammlung von Riesen aus grauer Vorzeit. – *Durch die belebten, vom Autoverkehr überfüllten Straßen gingen wir anschließend zu einigen Sehenswürdigkeiten:* Das ehemalige Herzogsschloß ist mit seinen zu unterschiedlichen Zeiten im jeweils aktuellen Stil erbauten Gebäudeteilen ein in Stein ge-



Übersichtskarte BURGUND

hervorgehoben sind die besuchten und beschriebenen Orte

schriebenes Buch der Geschichte Burgunds. Im Viertel um den Palast sind auf engem Raum zahlreiche repräsentative Bauten, Fachwerk- und Geschäftshäuser aus den mittelalterlichen Tagen der Stadt konzentriert, so daß es einem nicht schwerfällt, sich dort das Leben und die Läden aus vergangener Zeit vorzustellen. Die Bürger Dijons bauten sich hier im 13. Jahrhundert eine Pfarrkirche im gotischen Stil, Notre-Dame. Sie hat einen klaren, wohl proportionierten Innenraum, doch zeichnet sie sich vor allem aus durch eine außergewöhnliche Westfront, die mit ihrer fast geschlossenen Wand, dem vorgelagerten auf dünnen Säulen ruhenden zweigeschossigen Gitterwerk und den unzähligen daraus hervorspringenden falschen Wasserspeiern eine geradezu dämonisch wirkende Schauffassade bildet.

Vom geschäftigen, an geschichtlichen und kulturellen Denkmälern reichen Dijon führen wir auf der D996 nach Süden in die Saone-Ebene. Wir wollten



Foto: Fremdenverkehrsbüro Dijon

Dijon, Place de la Libération mit dem Palast der Herzöge und der Burgunder Stände (Fassade aus dem 17. u. 18. Jh), heute befinden sich Rathaus und Kunstmuseum in diesem Zentralbau der Hauptstadt Burgunds.

den ersten Tag in Burgund ausklingen lassen mit einem Besuch der Abtei von Cîteaux. Hier war im ausgehenden 11. Jahrhundert der Reformorden der Zisterzienser gegründet worden, dessen Mönche sich gerade in deutschen Landen als Kolonisatoren und fleißige Ackerbauer positiv ausgewirkt haben. In der letzten Ortschaft vor der Abtei verließen wir den Bus und wanderten durch den Wald von Grange Neuve zu Fuß weiter. Fast zwei Stunden lang konnten wir die Ruhe der Natur und die Schönheit gut wachsender Bäume auf uns wirken lassen. Mit einigen meditativen Hinweisen unterstützte unser geistlicher Begleiter wach werdende Gedanken über unser Verhältnis zu Natur. So näherten wir uns Schritt für Schritt dem Ort, von dem wir schon im Geschichtsunterricht gehört hatten. Wer in Cîteaux eine große Klosteranlage erwartet hatte, war gewiß enttäuscht. Die Abtei, inmitten von feuchtem Weideland liegend und bestehend aus einigen kasernenartigen Gebäuden wie einer ganz einfachen Hallenkirche, wirkt auch heute noch durch gar nichts anziehend als den Ruf, der Ort für die Entstehung einer neuen die Geschichte beeinflussenden Ordensgemeinschaft gewesen zu sein.

Hatte die einfache Abtei von Cîteaux und die plate Saone-Ebene die Erwartungen manch eines Reisenden nicht erfüllt, so entsprach die am folgenden Tag besuchte Gegend gewiß dem Bild, das man sich üblicherweise von Burgund macht: Vézelay und Fontenay. Auf der Autobahn A6 ging es in den Nordteil des Morvan, eines alten nicht sehr hohen Gebirgszuges mit abgerundeten, oft bewaldeten Bergkuppen und langgestreckten Plateaus, zwischen die hindurch Flüsse und Bäche ihren Lauf in anmutigen Tälern nehmen. Die auch bei uns verwendeten braunen Straßenschilder mit Hinweisen auf Sehenswürdigkeiten säumen die französischen Autobahnen erfreulicherweise sehr häufig.

Von Avallon aus näherten wir uns auf kurvenreicher Straße dem „heiligen Berg Frankreichs“. Darauf liegt Vézelay, eine alte Wallfahrtsstätte, die im Mittelalter viel besucht wurde und als ein Ausgangspunkt für die langwierigere Wallfahrt nach Santiago im fernen Spanien angesehen wurde. Wie das biblische Jerusalem tauchte die Stadt nach einer Straßenkehre vor uns auf: Um die hochgebaute Klosterkirche gruppier-

Geschichte der Zisterzienser s.S. 74

Klöster im Mittelalter s.S. 100

Exodus – Aufbruch s.S. 69

Vézelay s.S. 84

ten sich die anderen Gebäude des Ortes. Bei der Anfahrt sahen wir es deutlich, daß die Stadt auf dem Berge liegt, durch einen grünen Baumgürtel vom Tal und der ihr vorgelagerten Ortschaft St. Père getrennt.



(nach dem holländischen Maler Duvert, 17. Jh.)

Wie das biblische Jerusalem taucht die Stadt vor dem Pilger auf:
Ansicht von Vézelay – im Jahr 1610 und heute.

(Foto: W. Kober)



Wir fuhren von der Hochebene hinab ins Tal und folgten von St. Père aus dem Flößchen Cure nach Norden bis zur Ortschaft Asquins. Hier verließen wir den Bus und machten uns zu Fuß auf den Weg in den einladend vor bzw. über uns liegenden Wallfahrtsort. Entlang einer Buschgruppe, die uns ein wenig Schutz gegen den kühlen Wind bot, und vorbei an schon abgeernteten Feldern ging es allmählich aufwärts. Immer besser wurden beim Anstieg die Aussichtsöglichkeiten auf die langgestreckten Hügel, die Wälder und Felder. Das letzte Drittel des Weges war ein steiler Hang, mit Bäumen bestanden, durch die hindurch ein steiniger Weg aufwärts führte. Dort, wo der Steilhang begann, trafen wir auf einen Wiesenplatz dessen erhöhte Mitte ein hohes Kreuz zierte. Das war der Ort, an dem im Frühjahr 1146 der Abt Bernhard von Clairvaux vor einer großen Volksmenge den französischen König und seine Ritterschaft im Auftrag des Papstes zum Kreuzzug aufgerufen hatte. Am Rande dieses Wiesenplatzes steht eine kleine romanische Klosterkapelle, die uns zur Meditation einlud. Das ärmlich eingerichtete Kirchlein, erste Niederlassung der Franziskaner in Frankreich, sprach uns an mit seiner karglichen Einfachheit, die seine klaren, harmonischen Formen um so besser zur Wirkung kommen ließ. Von dieser Kapelle war dann der letzte Teil des Weges mit einiger Anstrengung

Bernhard von
Clairvaux s.S. 80



(Foto: F. Koch)

Der Ort, an dem im Frühjahr 1146 der Abt Bernhard von Clairvaux vor einer großen Volksmenge zum Kreuzzug aufgerufen hatte.



**Christus als
Weltenrichter**
im Tympanon
über dem Haupt-
portal der Abtei-
kirche von Vézelay
(s.a. Abb. S. 85)

*Ephata – Tu dich
auf s.S. 91*



*Wappen der Abtei
Fontenay*

auch bald geschafft. Durch die Reste der mittelalterlichen Stadtbefestigung stiegen wir hindurch und erreichten auf der Höhe eine enge Gasse, die uns unmittelbar vor die Westfassade der ehemaligen Abteikirche von Vézelay gelangen ließ.

Der Platz vor der Abteikirche ist schön, der Blick von dieser Höhe in die Umgebung ist eindrucksvoll, ein Gang durch die steile Hauptstraße des Städtchens mit seinen uralten Gebäuden und bunten Geschäften ist einladend, doch wer die Abteikirche betritt, ist von ihr gefangen. Der eigentlichen Kirche vorgebaut ist der Narthex, eine im Burgundischen häufig anzutreffende Vorhalle, Raum für Sünder und Ungetaufte, eine Übernachtungsstätte für obdachlose Pilger. Die

drei Eingangstore zur Kirche schmückt jeweils ein Tympanon, deren Reliefs uns eine freundliche Französin ausführlich und engagiert erklärte. Während die Seiteneingänge von der Geburt und vom Tod Christi erzählen, weist der überragende Mitteleingang hin auf das Pfingstereignis, den Missionsauftrag der Apostel und den zu bekehrenden Kosmos. Die Wirkung der Reliefs im Narthex wurde noch gesteigert, als die großen Türen zur Kirche geöffnet wurden und sich uns ein durch bunte Gurtbögen unterteilter, lichtdurchfluteter Raum erschloß, den zufälligerweise eine süddeutsche Gesangsgruppe mit mittelalterlicher Organummusik füllte. Dieser Eindruck war so mächtig, daß die Versuche der lebhaften französischen Kunstführerin vergeblich waren, uns noch die vielen figürlichen Darstellungen an den „Kapitellen“ einzuprägen. Ein Besuch in der Krypta der Kirche und eine Eucharistiefeier im Kapitelsaal beschlossen den Besuch der ehemaligen Benediktinerabteikirche von Vézelay.

Durch die leicht wellige Landschaft des nördlichen Burgund fuhren wir nach dem am Vortag der 1898 wiederentstandenen Zisterzienserabtei von Cîteaux abgestatteten Besuch die Stätte der ehemaligen Abtei Fontenay nun mit einiger Spannung an.

Sie ist eine Gründung des großen Zisterzienserabtes Bernhard von Clairvaux und liegt am Ende eines engen bewaldeten Tales in der Nähe von Montbard, der Heimatstadt von Bernhards Mutter. Diese gut erhaltene mittelalterliche Klosteranlage – so sagt man – ist mit ihrem Verzicht auf alle Arten von Verzierungen ein wichtiges Zeugnis der frühen Architektur des Zisterzienserordens. Gegen die spartanisch einfache, um nicht zu sagen ärmliche Neugründung von Cîteaux wirkte Fontenay mit seinen klaren Formen, seiner ausgewogenen Raumaufteilung, seiner geschickten Nutzung des Lichts und seinen meisterhaft bearbeiteten Steinen trotz seiner Schlichtheit großartig. Die Klosterkirche ist nur eines der zahlreichen Gebäude, die alle einfach und ordentlich aussehen, wobei sie den Anschein erwecken, solide und fest für alle Zeiten errichtet zu sein. Betritt man die leere, heute nicht mehr für Gottesdienste benutzte Kirche, ist man überwältigt vom Zusammenspiel der Steinmassen mit dem Licht, des Tonnengewölbes mit den Gurtbögen und den Säulen. Man hat sofort den Eindruck, in einem Gotteshaus zu stehen. Im nördlichen Querhaus befindet sich das einzige Schmuckstück, eine prächtige Madonnenstatue. Vom südlichen Querhaus führt eine Treppe unmittelbar zum großen Schlafsaal der Mönche, der sich durch einen mächtigen Holzdachstuhl auszeichnet. Aus dem gleichen Querhaus gelangt man über den Kreuzgang mit seinem harmonischen Säulenspiel ins Innere des Klosters zum Kapitelsaal, zum Schreib-, Sprech- und Wärme- raum. Von den Nebengebäuden prägte sich unserer Erinnerung am intensivsten die Schmiede ein, in der die Mönche zur Unterstützung ihrer Handarbeit bereits die Energie eines nahen Baches nutzten. Auch dieser reine Zweckbau spiegelt schon in seinem



Eindrücke von
der Zisterzienser-
Klosteranlage
Fontenay:
Kreuzgang (o.),
Seitenschiff der
Klosterkirche (u)



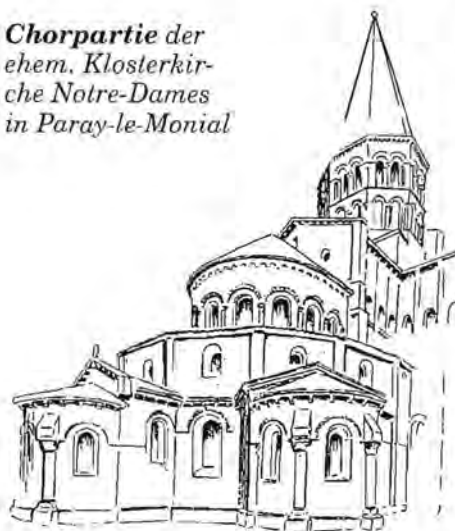
Äußeren, in seiner Gliederung und in seinen Gewölben den Grundgedanken zisterziensischer Lebensweise wider, die Einheit von Gebet und Arbeit.

Durch das burgundische Industriegebiet von Le Creusot und Montceau-les-Mines führte uns am nächsten Tag eine Schnellstraße in den Süden zu einer Begegnung mit Taizé, Cluny und Paray-le-Monial. Dieses kleine Städtchen betraten wir wieder auf einem Fußwege. Der ließ uns den Fluß Bourbince entlang durch eine Parklandschaft wandern und gestattete uns dann über den Fluß hinweg den Blick auf die alte romanische Basilika mit ihren Türmen. Wir erfreuten uns dieses bekannten schönen Bildes bei unserer schrittweisen Annäherung, ließen dann aber auch den ornamentalen Schmuck des außergewöhnlich großen Querhauses wie den der Chorpattie mit ihren Kapellen auf uns wirken. Das im Vergleich zum Querhaus viel zu kurze Langhaus,

schmal und hoch gebaut, führte uns nach dem Eintritt gleich in die Mitte einer französischen Gottesdienstgemeinde. Der Wohlklang ihrer Sprache und ihr Gesang, die Farbenvielfalt liturgischer Gewänder wie der Schein zahlreicher Kerzen steigerte die Wirkung dieser Kirche cluniazensischer Baukunst, die im frühen 12. Jahrhundert während der Amtszeit des Cluny-Abtes Hugo von Semur errichtet worden war. Wir konnten dem französischen Gottesdienst nicht bis zum Schluß folgen, weil wir einige Straßen weiter im Konvent der Visitantinnen am gläsernen Sarg der friedvoll ruhenden Marguerite-Marie Alacoque mit unserem Dekan eine eigene Eucharistiefeier beginnen. Diese Nonne, die hier am 17. Oktober 1690 starb, regte die Bewegung der Herz-Jesu-Verehrung an, zu deren Zentrum sich Paray-le-Monial entwickelte.

Von Paray-le-Monial aus fuhren wir in das Tal der Grosne, früher wie auch heute wieder Zentrum monastischer Bewegungen. Die Straße dahin holte uns von der breiten Nationalstraße N79 herauf auf

Chorpattie der ehem. Klosterkirche Notre-Dames in Paray-le-Monial



Marguerite-Marie Alacoque s.S. 93
Herz-Jesu-Verehrung s.S. 94
Der Jesus der Armen s.S. 97

eine Hangstrecke, kurvte um viele Hügel, wand sich immer wieder durch kleine Dörfer, führte bergauf wie bergab und schenkte uns so immer wieder neue Ausblicke auf eine abwechslungsreiche, weite, durch Wald und Weiden grün gefärbte Hügellandschaft, in der die weißen Charolais-Rinder wie Wattetupfen sich ausmachten. Zuerst fuhren wir Taizé an, ein kleines Dorf auf Hügeln oberhalb des Flößchens Grosne. Hier ist die ökumenische Brüdergemeinschaft von Roger Schutz zu Hause, hier kommen immer wieder vor allem Jugendliche hin, um über Sprach- und Konfessionsgrenzen hinweg miteinander zu reden, zu beten und zu singen. Neben dem alten Bauerndorf haben die Brüder eine moderne Kirche errichtet, die zugleich einer großen Menge die Möglichkeit zur Feier des gemeinsamen Gottesdienstes, dem einzelnen aber auch den stillen Ort für ein persönliches Gebet bietet. Vor dem Kirchenzentrum auf der Landstraße war ein ständiges Kommen und Gehen junger Leute. Ein buntes Lagerleben konnte man auf der weiten freien Fläche gegenüber dem Kirchenzentrum wahrnehmen. Wir fanden die Gelegenheit zu einer Besinnung unter Anleitung unseres Dekans in einem stimmungsvollen kryptaähnlichen Raum.

Taizé s. S. 111

Aus der Welt der Gemeinschaft von Taizé tauchten wir hinab in die vergangene Klosterwelt von Cluny. Der Name dieses Ortes steht für eine Reformbewegung von Benediktinermönchen, die sich von politischen Auflagen zu befreien wußten, um das klösterliche Leben, insbesondere die Gottesdienste intensiver gestalten und das religiöse Leben der Zeitgenossen positiv beeinflussen zu können. Die Idee des Gottesfriedens zur Begrenzung von Gewalt, die mittelalterliche Pilgerbewegung und das Allerseelenfest, Ausdruck der Einbeziehung der Verstorbenen in die Gebetsgemeinschaft der Lebenden, sind Beispiele der Wirksamkeit der Mönche von Cluny. Unter ihren ersten Äbten wuchs Cluny einmal im ideellen Bereich zu einer viele Klöster umfassenden Kongregation heran, dann aber auch im Materiellen: die Abtei wurde reich und konnte im 12. Jahrhundert eine Kirche bauen, die mit acht Türmen, fünf Schiffen und einer Länge von 187 Metern die größte der mittelalterlichen Christenheit war. Diese riesige Gottesburg hat die französische Revolution gründlich zerstört. Nur

Die Bedeutung
von Cluny s.S. 105

das südliche Querschiff mit dem 62 Meter hohen Weihwasserturm sowie ein Uhrturm sind heute noch zu sehen. Durch die wieder ausgegrabenen Ruinen, die immer noch gewaltig wirkenden Reste und die Sammlung eindrucksvoll gearbeiteter Kapitelle führte uns ein junger Franzose, der es verstand, die riesige Kirche in unserer Vorstellung wieder erstehen zu lassen. Er wanderte mit uns durch diesen phantastischen Bau und zog uns dabei so in seinen Bann, daß wir uns bei der Abfahrt um eine halbe Stunde verspäteten.

Burgund s.S. 58

Den letzten Tag in Burgund verbrachten wir auf einer Rundfahrt, die uns den Westteil des Landes mit dem Morvan erschloß. Dieses wald- und wasserreiche Gebirge war einmal das Rückzugsgebiet keltischer Stämme, in dem sie ihre Fluchtburgen, Opferstätten und Heiligtümer hatten. Die engen Straßen führten uns Kurve um Kurve die Berge hinauf und hinunter vorbei an mit Hecken bestandenen Weiden, durch dichte Wälder, über unzählige Wasserläufe und manchmal auch durch einsam gelegene Ortschaften. Zu Beginn der Fahrt hatten wir in der Gegend um Beaune aufmerksam den Beginn der Weinernte registriert und bei einer kurzen Pause erfahren, daß die Stadt Autun mit ihrem historischen Stadtbild, ihren römischen Altertümern, ihren Kirchen und Museen einen weiteren Aufenthalt in Burgund rechtfertigt. Die Mittagszeit verbrachten wir in Nevers, wo wir einen Streifzug durch die Stadt machten und eine Besinnungsstunde am Grabe der Seherin von Lourdes, Bernadette Soubirous (1844–1879) verbrachten. Am Abend wurde es uns in Beaune ermöglicht, Burgunder Weine kennenzulernen: in den Gewölben einer alten Kellerei gab es in stimmungsvoller Runde das Abendessen mit einer Weinprobe. Die an deutsche Weine gewöhnte Zunge mußte erfahren, daß Burgunder Weine ihren eigenen Charakter haben. Es gehört mehr als eine Weinprobe dazu, sie kennenzulernen.

Kennen Sie Bernadette ...? s.S. 117

Informationen zu Rhone-Alpes s.S. 118

Pfarrer von Ars s.S. 122

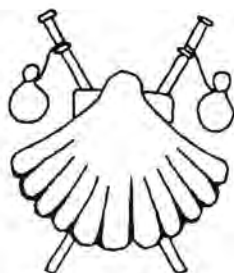
Der sechste Tag führte uns auf der Autobahn weiter gen Süden. Kurz vor Lyon machten wir auf der Höhe von Villefranche einen Abstecher nach Osten und besuchten das Grab des heiligen Pfarrers von Ars, Jean-Baptist Vianney (1786–1859). In einer Seitenkapelle einer für das kleine Dorf etwas bombastischen neuen Kirche hat man den einfachen,

bedürfnislosen Priester zur Ruhe gebettet. Doch ist die Armseligkeit des alten Dorfkirchleins – heute nur noch Entree der Wallfahrtskirche – noch deutlich wahrzunehmen. Das benachbarte Pfarrhaus mit den persönlichen Utensilien des 1925 heilig gesprochenen Pfarrers gibt einen guten Einblick in die Lebensumstände dieses Priesters, der ein völlig selbstloser Seelsorger war. Gerade die wenigen, einfachen Dinge, deren er bedurfte, um zu leben, weisen darauf hin, daß er seine Kraft offensichtlich aus einer anderen Welt bezog.

Nach diesem nachdenklich stimmenden Besuch in Ars setzten wir unsere Fahrt zum Endziel unserer Reise fort. Über Lyon und St. Etienne näherten wir uns der Auvergne. An der unermüdlich steigenden Straße, den karger und weiter werdenden Hochebenen wie den pittoresken Bergspitzen merkten wir, daß uns der Weg ins Zentralmassiv führte. Le Puy war unser Ziel, weil diese Stadt so wie auch Vézelay Ausgangspunkt für einen Pilgerweg ins spanische Santiago war. Jakobspilger aus Burgund, der Schweiz und Deutschland sollen vor allem diesen Weg nach Spanien genutzt haben. Le Puy ist auch ohne den Pilgerweg zum Heiligen Jakob ein eigener uralter Wallfahrtsort aus vorfränkischer Zeit, der seit dem 12. Jahrhundert noch eine schwarze Gnadenmadonna beherbergt. Die Stadt, in einer bizarren Vulkanlandschaft gelegen, ist bereits seit dem 6. Jahrhundert Sitz eines Bischofs. Seine Kathedrale kauert sich an den Rocher de Corneille, eine riesige Felsnadel, die die 630 m hoch gelegene Stadt noch um 145 m überragt. Auf einer weiteren in der Stadt gelegenen Felsspitze hat man eine dem Erzengel Michael gewidmete Kapelle errichtet. Enge Gäßchen, alte Häuser und zahlreiche Geschäfte laden zu einem Bummel ein. Doch bedeckte sich der blaue Himmel unerwartet mit grauen Wolken, die sich für den Rest des Tages ausregneten. Aus einem Bummel durch die Stadt machten wir notgedrungen einen himmelanstürmenden Lauf zur Kathedrale, um dort Zuflucht vor den Regenfluten zu suchen. „In der Auvergne regnet es fast immer“, hatte man uns gesagt. Zahlreiche Stufen führen zu der erhöht über der Stadt liegenden Kathedrale hin. Die Vorhalle liegt unter dem Westteil der Kirche und leitet den Besucher weiter aufwärts zum Eingang, der sich vor dem

Auvergne s.S. 128

Jakobuswege in
Frankreich
s.S. 136



**Attribute der
Jakobspilger:**
*Muschel, gekreuzte
Pilgerstäbe und
Kalebassen*

„Die Große Begegnung“: Meditation auf dem Jakobsweg s.S. 144

Hauptaltar mit der schwarzen Madonna befindet. Die dunkle Farbe des verwendeten Steins, die schweren Gurtbögen, die spärliche Beleuchtung und der Schimmer zahlreicher Kerzen lassen einen feierlichen Eindruck in diesem offensichtlich schon ein wenig byzantinischen Kirchenraum entstehen.

Von Le Puy aus machten wir uns am nächsten Tag auf, eine Tagesetappe des Jakobsweges zu erwandern. Den ersten Teil dieses Weges, der durch die engen Straßen von Le Puy steil auf die Hochebene führt, schenken wir uns nicht so sehr des anstrengenden Höhenunterschiedes, sondern des lästigen Stadtverkehrs wegen. Am „Croix de Jalasset“, einem Kreuz, das 1621 zur Erinnerung an einen Bauern aufgestellt wurde, der gewettet hatte, ein großes Feld an einem Tag umzupflügen, diese Wette auch gewann, aber dann vor Erschöpfung tot zusammenbrach, starteten wir mit Betrachtung und Gebet diesen mehr als 20 Kilometer langen Pilgerweg. Die erste Strecke war ohne besondere Schwierigkeiten. Bei kühler Witterung folgten wir einem Feldweg, der zwischen Weideland hindurchführte. Irgendwann drängte sich eine Schafherde vor uns auf den Weg. Mit kaum merkbarer Steigung verlief unser Weg stetig auf die offene, weite Hochfläche zu. In der Ferne allerdings am Horizont vor uns grenzten bewaldete Berge mit Höhen bis zu 1.400 m die graugrüne Ebene gegen den dunklen, mit schweren Wolken verhangenen Himmel ab. Hinter diesen Bergen lag unser Ziel. Angesichts der darüber hängenden regenschweren Wolken waren wir froh, uns nicht nur auf ein freundliches Wetter eingestellt zu haben. Nach einiger Zeit erreichten wir die Ortschaft La Roche an der D589. Diese von Le Puy nach Westen führende Straße sollten wir im Laufe unserer Wanderung noch einige Male überqueren. In La Roche folgten wir dem südlichen Ortsrand, kamen damit an der nicht sonderlich gepflegten Rückseite einiger uralter Bauernhäuser vorbei und erreichten dann den Nordrand der Gazellenschlucht. Entlang dieses Geländeeinschnittes mit zahlreichen schönen Aussichtspunkten gingen wir auf einem schmalen Trampelpfad weiter westwärts. Einen dieser Aussichtspunkte nutzte unser Dekan für eine weitere Meditationspause. Von der Gazellenschlucht aus mußten wir den weiteren schlecht erkennbaren Weg über die Hochfläche zwischen niedri-



(Foto: W. Kober)

Le Puy en Velay:

Stadtansicht (o.) mit der Kathedrale Notre-Dame (li.) und der Kolossalstatue Notre Dame de France (re.), 1860 auf dem Felsen Corneille errichtet. Die Statue wurde aus bei Sewastopol eroberten Kanonen gegossen, hat eine Höhe von 22,70 m und wiegt 110 t. Die Gottesmutter hält das Stadt und Land segnende Jesuskind auf dem Arm. Bild rechts zeigt die Fassade der romanischen Kathedrale (12. bis 15. Jh.). Den Haupteingang erreicht man über eine Treppe von 134 Stufen. Seit dem 6. Jh. strömen Pilgerscharen zum Gnadenbild „Notre Dame la Noire“, das auf dem Hochaltar der Kathedrale verehrt wird.





(Foto: PS)

Jokobusweg von Le Puy nach St. Privat d'Allier:

Statio an der Gazellenschlucht. Die Meditation des geistl. Reiseleiters, MilDek Msgr. Walter Theis, behindert nicht den Blick in die karge Landschaft der Auvergne; rechts mit Rucksack Heinrich Havermann, der die Reise organisiert und kultur-historisch vorbereitet hatte.

gem Kiefern- bzw. Wacholderbestand und eingefallenen Mauern oft mittels der Wegemarkierung suchen. Als wir nach einigen Kilometern das „Croix de St. Roux“ erreicht hatten, war das die Gelegenheit für einen weiteren Meditationshalt; denn dieses Kreuz, 1655 anstatt eines viel älteren errichtet, ist ein Denkmal für einen Märtyrer aus der Frühzeit des Christentums in der Auvergne. Von diesem Denkmal aus führte ein Weg auf die Ortschaft Jalès zu, die wir dann auf einem Trampelpfad durch Buschgelände hindurch umgingen. Entlang des Feldraines oberhalb eines Bachgrundes kamen wir anschließend zum Ort Augeac, wo wir wieder eine Besinnungs- und Gebetspause einlegten. Anlaß dafür war dieses Mal ein dort liegender merkwürdig geformter Steinblock mit einer Mulde. Nach der Überlieferung soll das in dieser Mulde befindliche Wasser Warzen heilen,

wenn man eine kleine Spende hineinwirft – doch wehe dem, der aus der Mulde eine Münze herausnimmt! Der so genannte Warzenstein wurde von uns zur Kenntnis, nach meinen Beobachtungen aber nicht in Gebrauch genommen. Der Pilgerweg führte uns nun auf ausgebauten schmalen Landstraßen über zwei weitere kleine Ortschaften mit armselig wirkenden Bauernkaten – les Bineyres und Ramourouscle – nach Montbonnet. Auf uns Eintagspilger war eine Bewährungsaufgabe zugekommen: es hatte angefangen zu regnen. Da waren wir froh, als wir kurz nach unserem Eintreffen in Montbonnet die Möglichkeit erhielten, ein verstaubtes frühmittelalterliches Kapellchen für unsere geplante Feldmesse nutzen zu dürfen. An die Eucharistiefeier schloß sich fast als Agape unsere Mittagsmahlzeit in Form eines Picknick an, das unser Busfahrer zwischenzeitlich mit großer Hingabe vorbereitet hatte. So an Leib und Seele gestärkt, setzten wir den Weg fort, trotzten frohen Mutes der feuchtkalten Witterung und überwandten zügig eine Steigung von rund 1.000 auf 1.200 m Höhe. Von der bewaldeten Höhe des Lampiney be-

Abschnitt auf dem Jakobusweg bei der Ortschaft Jalès: Seit dem Mittelalter scheint sich der Weg nicht verändert zu haben. (Foto: F. Koch)





Nach steinigem Pilgerweg Rast in einem romanischen Kapellchen am Jakobusweg. Erst nach körperlichen Anstrengungen weiß man kleine Annehmlichkeiten zu schätzen. (Foto: F. Koch)





(Foto: F. Koch)

Eucharistiefeier in der dem Hl. Rochus geweihten Kapelle und anschließendes Picknick im Regen verschmolzen fast zu zu einer Agapefeier (s.a.S. 134 f. „Aus dem Ereignis die Botschaft heraushören“)

gann der Abstieg zum Ziel St. Privat d'Allier, dem wir uns zuerst auf bequemen Wald- und Feldwegen näherten. Der letzte Teil des Weges war dann doch einigermaßen beschwerlich; denn es ging auf steinig glitschigem Waldpfad steil hinab zum Bachgrund des Rouchoux und nach dessen Überquerung an einer alten Mühle vorbei wieder hinauf bis zur Landstraße D589, die uns rasch an die ersten Häuser des Kirchdorfes St. Privat d'Allier führte, wo der Bus auf uns wartete, um uns ins Hotel bei Le Puy zurückzubringen.

Von dort aus machten wir am folgenden Tag einen Ausflug zum Tarntal. Es war eine lange Fahrt, die sich aber lohnte. Schon die Anfahrt über die einsamen Hochebenen mit ihren Geröllfeldern und Wacholderhainen, ihren ausgedehnten Heideflecken und Ginsterbüschen führte uns eine bislang unbekannte Landschaft vor Augen, die nur im Ansatz an die heimischen Alb-Landschaften Schwabens und

Ausflug an die
Gorges du Tarn
s.S. 155



(Foto: PS)

Das Ziel der Tagesetappe auf dem Jakobusweg vor Augen:

St. Privat d'Allier. Der Ort schmiegt sich hoch über dem Rouchoux-Tal dicht an die romanische Kirche und die auf steilem Felsen erbaute Burg.

Frankens erinnerte. In engen Serpentinien ging es dann abwärts in die zeitweise 400 m tiefe canyonartige Schlucht, die sich der Tarn auf seinem 375 km langen Lauf von den Cevennen bis in die Gegend von Toulouse hier in das Kalksandsteingebirge gegraben hat. Alle Businsassen waren – mit oder auch ohne erhöhten Blutdruck – bei dieser Fahrt voll des Lobes über den Fahrer, der die schwierige Abfahrt auch in engsten Kurven meisterte und auf der Talstraße dann den hohen Reisebus unter Felsüberhängen, durch enge Tunneln und hohlwegartige Straßenführungen entlang jonglierte. Manchmal wußte man nicht, was aufregender war die Busmanöver auf der Straße oder die einzigartige Landschaft. Mit einer Stunde Verspätung erreichten wir am frühen Nachmittag das Städtchen Millau zur Mittagsrast.

Dieser Ort war der südlichste Punkt der Reise, und der nächste Tag war dann auch schon für die Rückfahrt vorgesehen. Dabei wurde noch einmal im

Elsaß Station gemacht. In Colmar nahmen wir uns ausreichend Zeit, die Bilder des Isenheimer Altars von Mathias 'Grünwald' im Museum Unterlinden zu betrachten. Wir erfuhren dort vor den beeindruckenden Gemälden wie modern und geradezu expressionistisch die Malweise dieses Mathias eigentlich war. Angesichts der vielfältigen Ausdrucksweise und der unzähligen manchmal fast nur gestrichelten Bildaussagen des Isenheimer Altars fühlt man sich als Laie überfordert, seine Eindrücke von diesem Kunstwerk in wenigen Sätzen zusammenzufassen.

Von Colmar aus fuhren wir auf den Odilienberg, Wallfahrtsstätte des Elsaß, wo eine alemannische Herzogstochter vor 1.200 Jahren eine Abtei gründete. Der Berg mit einigen wenigen Baurelikten aus alter Zeit und Kirche mit Kloster aus neuerer Zeit bietet eine hervorragende Weitsicht über zahlreiche Städte und Dörfer des hier besonders schönen Elsaß. Der Busparkplatz mit zahlreichen offensichtlich aus weiter Ferne kommenden deutschen, französischen wie schweizerischen Fahrzeugen war ein Hinweis darauf, daß der Wallfahrtsort im Alemannischen bekannt und beliebt ist. Wir feierten dort zum Abschluß einer körperlich und geistig wie geistlich nicht ohne Anstrengungen verlaufenden Reise den Abschlußgottesdienst, froh über die erlebte Gemeinschaft im Glauben und über das in Frankreich von Land und Leuten Erfahrene.

Die Region Elsaß
s.S. 159

Zur Spiritualität
des Isenheimer Altars
von Mathias Grünwald s.S.
165

Wallfahrtsort
Odilienberg s.S.
170



Rast auf dem Pilgerweg nach einem Stich aus dem 14. Jh.

Geistliche Einführung

Ziel der Fahrt

- Dank des Militärbischofs für das Engagement im organisierten Laienapostolat der Militärseelsorge als Ausdruck der Sorge und der Mitverantwortung des ganzen Gottesvolkes für das Heil der Welt und der Menschheit.
- Engagierte dürfen sich nicht nur verausgaben. Sie brauchen Anreize und Anregungen für ihr eigenes Leben – denn damit überzeugt man – wie für ihre Arbeit. Die wichtigsten Erkenntnisse bekommt man über Erlebnisse. Sie sind das wichtigste Mittel gegen die Gefahr des Müdewerdens oder des Engewerdens. Über den eigenen Tellerrand zu schauen, bleibt ständig unsere Aufgabe. Das trifft für die „katholische“ Kirche um so mehr zu, als ihre Mitglieder weltumfassend denken, leben und sehen können müssen. Kirche ist größer als sie durch unsere Alltagserfahrung zu sein scheint. Sie muß jeweils neu erfahren werden.
- Die Reise soll helfen unsere eigene Lebenspraxis zu reflektieren. Leben ist vielfältig, differenziert und nicht selten kompliziert. Da schleicht sich gelegentlich ein Bewältigungs- und Überlebensmechanismus ein, den man kennen sollte: Routine.

Das mag gelegentlich hilfreich sein, hat aber auch gefährliche Seiten. Der Routinier wird leicht zum Funktionär. Diese Gefahr besteht auch bei engagierten Laien in Führungsverantwortung: blind für die Wirklichkeit – Perfekt in der Betriebsamkeit.

Christsein darf nicht funktionieren. Es lebt von der Spiritualität, d.h. von jener Begeisterung, die geistgewirkt ist.

Gut sind wir als Christen, wenn wir so leben, daß anderen unser Leben auffällt und uns danach fragen, und wenn wir darauf sogar eine Antwort geben können. „Christus den Herrn haltet heilig in euren Herzen: allezeit bereit zur Verantwortung gegenüber einem jeden, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die ihr in euch tragt“ (1 Petr 3,15):

„Christus in euch, das Ziel eurer Hoffnung“

- Glaube ist Leben – gemeinsamer Glaube ist daher Lebensgemeinschaft, die erfahren werden muß.
- Um also Zukunft und Ausrichtung für uns zu haben und damit Hoffnung und Perspektive, ist es gut, wenn wir als Christen auf

unsere Herkunft, d.h. Tradition, schauen. „Unsere“ heißt die unserer Kirche und zwar auf allen Gebieten:

- spirituell-geistlich,
- kulturell-künstlerisch,
- pastoral-sakramental,
- gesellschaftlich.

Sehen, was ist und was war, um zu errahnen, was noch werden kann und werden wird durch uns; das ist die Absicht dieser Fahrt. Leben muß man erfahren, auch geistliches Leben. Erfahren meint hier wörtlich: es muß durchfahren werden – hin- und herfahren, am Ort sein.

Ein Ausdruck dieser Lebensweisheit ist die Praxis der Menschheit, die ihren Niederschlag zu allen Zeiten in „Wallfahren“ gefunden hat.

Wallfahrten,

- das waren Formen und Anstrengungen, das Leben zu erfahren, um lebensstauiglich zu werden;
- um sich selbst, das wirkliche, eigentliche eigene Leben, sich selbst aufzuschließen, verständlich zu machen, um es dann authentisch leben zu können: oder anders gesagt: nun vom Leben wirklich etwas zu haben, weil man es selbst erfahren hat.

Diese Vorstellung und Zielsetzung haben wir als geistlichen Aspekt als ein Element in die Reise eingebaut:

Wallfahrten (wenigstens andeutungsweise) sind vorgesehen

- drei kleinere:
 - zur Kathedrale Ste. Madelaine nach Vézelay,
 - zur Kirche nach Cîteaux,
 - zur Kathedrale nach Paray-le-Monial;

- eine größere auf dem Jakobusweg von le Puy nach Minstral d'Allier.

Dem Leben auf der Spur sein

Für uns Christen hat Leben auch immer etwas mit dem zu tun, dessen Namen wir tragen, mit Christus. Wir tragen nicht nur seinen Namen, ohne daß wir uns dessen noch bewußt sind. Wir sind auch hoffentlich nicht nur Bewunderer oder Fans dieses Christus. Er will, daß wir ihm folgen, d.h. ihn nicht nur kennen, wie man vieles im Leben kennt, ihn nicht nur schätzen und verehren, wie man vieles im Leben schätzt und ehrt. Folgen, das heißt Lebensgemeinschaft mit ihm haben. Das ist weit mehr, als sich in seine Gedankengänge vertiefen, sie nachvollziehen können, mit ihm ideologisch übereinstimmen.

Folgen heißt, sich mit ihm auf den Weg machen, mit ihm Lebensgemeinschaft bilden, daß er mit uns eins werden will, wir zu Christophori – zu Christusträgern – werden, authentisch andere Christusse sind, weil er in uns und wir in ihm untrennbar sind.

Paulus drückt diese christliche Wirklichkeit so aus: „So lebe denn nun nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir.“ (Gal 2,20) Und sein ganzes apostolisches Wirken geht darauf hinaus! „Für euch liege ich aufs neue in Geburtswehen, bis Christus in euch Gestalt gewinnt“ (Gal 4,19). Das heißt Christus ist unser Leben und wir sind auf seiner Spur.

Diesem Existential unseres christlichen Lebens wollen wir in den geistlichen Gedanken am Morgen

nachgehen. Wir wollen sie bewußt vollziehen in der erlebten Vereinigung mit diesem Christus bei den Feiern der Hl. Messen. Dabei wollen wir auch der Menschen, die im Verlauf der Heilsgeschichte Zeugen des Glaubens an Christus für uns geworden sind und ihren Lebenslauf überzeugend vollendet haben, gedenken: der Heiligen.

Auf ihr Vorbild schauen wir, auf ihre Fürsprache vertrauen wir: deshalb stellen wir auch jeden einzelnen Tag unter den speziellen Schutz eines solchen Heiligen, wie er uns im Kontext unserer Reise besonders nahe ist. Sie alle wußten und lebten

es: Christus kommt nicht zu den Menschen, es sei denn, er kommt durch uns. Aus all dem Gesagten ergibt sich die große Perspektive unserer Reise, gleichsam als großes Thema auch für unser Leben, wie es Paulus formuliert: „So laßt uns also zu ihm hinaus gehen, zu ihm dem Herrn, denn wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern nach der künftigen suchen wir“. (Hebr 13,13 u. 14)

Unsere Reise beginnt am Donnerstag, dem 15. September, an dem die Kirche der Sieben Schmerzen Mariens gedenkt.

Sieben Schmerzen Mariens



**„Schmerzhaftes Mutter“
von Bethen im
Oldenburgischen Münsterland**

Deshalb wollen wir den heutigen ersten Tag unter den Schutz der Gottesmutter stellen. Mit ihr wollen wir beginnen. Allzuoft ist sie uns geläufig als die große Frau, die hehre Königin. Das ist nur ein Aspekt.

Ihr irdisches Leben sah anders aus, in vielem uns gleich. Denn auch sie war hier auf der Pilgerschaft und sie hatte die Prüfungen des Lebens im Glauben zu bestehen, wie wir: daran erinnert die Kirche mit dem Gedenktag, den sie seit 1814 durch Papst Pius VII. am heutigen Tag (15. September) begeht:

Gedächtnis der Sieben Schmerzen Mariens. Sieben Lebenssituationen stehen für ihre Bewährungsphasen:

- Beschneidung im Tempel,
- Flucht nach Ägypten,
- Auffindung Jesu im Tempel,
- Begegnung auf dem Kreuzweg,

- Kreuzigung,
- Kreuzabnahme,
- Grablegung Jesu.

Der Name Dolores erinnert an diesen Tag, obwohl dieser klangvolle Name kaum auf die harte Lebenswirklichkeit, die hinter dem steht, aufmerksam machen kann: Maria Dolorosa – Schmerzensreiche.

Wir bitten:

Allmächtiger Gott, du hast der Mutter Jesu die Kraft verliehen, unter dem Kreuz zu stehen und das Leiden deines Sohnes zu teilen. Hilf uns täglich unser Kreuz anzunehmen, damit wir auch an der Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus teilhaben, der in der Einheit des Hl. Geistes mit dir lebt und herrscht in Ewigkeit.

SEGNE

Statt Nebeneinanderherleben: Füreinander zum Segen werden*

Das **Segnen**, das heute in vielfältiger Weise als ein Stück Alltags-spiritualität wiederentdeckt wird, gehört zum religiösen Urgestein. Es ist der Kraft der guten Wünsche nachzutrauen, nur daß diese guten Wünsche an Gott adressiert werden.

Über das **Segnen** heißt es in einer Predigtanregung im „Deutschen Pfarrerblatt“: „Das lateinische benedicere wird mit **segnen** übersetzt, meint aber wörtlich 'Gutes sagen'. Damit wird **Segnen** zur Sprache, genauer zur Sprache des Friedens. **Segnen** hängt auch zusammen mit lateinisch signare, das wir noch in signieren benutzen. Es bedeutet, mit seinem Namen für etwas einstehen. Es bedeutet aber auch 'bezeichnen'. So gewinnt das Kreuzeszeichen des Pfarrers am Schluß des Gottesdienstes einen handgreiflichen Sinn: Ausdruck des

Segnens ist in besonderer Weise die Hand. Jede Hand kann **Segens-hand** sein, nicht nur die Hand des Pfarrers. Wenn ein Mensch dem anderen die Hand zur Begrüßung reicht, so steckt darin der Wunsch, daß Gemeinsames (auch das kleine Gespräch beim Einkaufen) gelinge. Weiter noch hinaus weist die Hand, die zum Abschied gereicht und ergriffen wird: Gemeinsames möge nicht verlorengehen oder aufgehoben bleiben. Immer um Gemeinschaft, Versöhnung oder Friede (drei Worte für das gleiche) geht's bei gegebenen Händen und beim **Segen**. Auch wenn der Vater über den Kopf des Kindes streich(elt) oder wenn der Tröstende den Kopf der Weinenden in beide Hände nimmt. Dabei ist etwas im Spiel, das

* aus: Themenhefte Gemeindearbeit Nr. 18

ein Mensch nicht ganz (allein) geben kann und das doch ohne Menschen nicht wirken kann...“

Der Dramatiker Strindberg schrieb gegen Ende seines Lebens: „Ich schreibe mein ganzes Unglück der einen Ursache zu, daß ich gottlos gewesen bin. Ein Mensch, der die Verbindung mit Gott abgebrochen hat, kann keinen Segen empfangen. Alles Gerede davon, daß ein jeder seines eigenen Glückes Schmied sei, ist Spreu. Wenn

der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten die Bauleute umsonst, das ist die ganze Wahrheit.“

Was kann man nicht alles **segnen**, und wie oft hatten wir Grund bei unserem alltäglichen Tun in der Gemeinde, Handlungen, Räume und vor allem Menschen in den Bereich des Segens zu rücken? Mit dem folgenden Segensgebet für Pilger wollen wir unsere Reise, die zum Teil auch Wallfahrt ist, beginnen.

Pilgersegen

Die Kirche ist das pilgernde Gottesvolk, darum ist jede Wallfahrt und Pilgerreise ein Zeichen unseres Lebens in der Gemeinschaft der Kirche. Im Pilgersegen bitten wir um Schutz und Geleit.

V: *Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Die Gnade des Herrn Jesus, der uns den Weg zum Vater gezeigt hat, sei mit euch.*

A: *Und mit deinem Geiste.*

V: *Herr Jesus Christus, du bist von Ort zu Ort gewandert, um die Frohe Botschaft zu verkünden. Herr, erbarme dich (unser).*

A: *Herr, erbarme dich (unser).*

V: *Du bist den Weg zum Kreuz gegangen, um uns von der Last der Sünde zu befreien.*

Christus, erbarme dich (unser).

A: *Christus, erbarme dich (unser).*

V: *Du hast nach deiner Auferstehung die beiden Jünger nach Emmaus begleitet, um ihnen das Wort Gottes zu erschließen.*

Herr, erbarme dich (unser).

V: *Lasset uns beten. Herr, unser*

Gott, du bist das Ziel und die Erfüllung aller unserer Wege. Deshalb bitten wir dich am Beginn unserer Pilgerfahrt um deinen Segen durch Christus, unseren Herrn. A.: Amen.

Lesung Gen 12, 1-9 **Abrahams Berufung und** **Wanderung nach Kanaan:**

Der Herr sprach zu Abram: Zieh weg aus deinem Land, aus deiner Heimat und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde! Ich werde dich zu einem großen Volk machen, dich segnen und deinen Namen groß machen. Ein Segen sollst du sein. Ich will alle segnen, die dich segnen; wer dich verflucht, den will ich verfluchen. Durch dich sollen alle Geschlechter der Erde Segen erlangen. Da zog Abram weg, wie der Herr ihm gesagt hatte, und mit ihm ging auch Lot. Abram war fünfundsiebzig Jahre alt, als er aus Haran wegzog. Abram

nahm seine Frau Sarai mit, seinen Neffen Lot und alle ihre Habe, die sie erworben hatten, und das Gebirge, das sie in Haran gewonnen hatten. Sie wanderten nach Kanaan aus und kamen dort an. Abram durchzog das Land bis zur Stätte von Sichem, bis zur Orakeleiche. Die Kanaaniter waren damals im Land. Der Herr erschien Abram und sprach: Deinen Nachkommen gebe ich dieses Land. Dort baute er dem Herrn, der ihm erschienen war, einen Altar. Von da brach er auf nach dem Bergland östlich von Bet-El und schlug sein Zelt so auf, daß er Bet-El im Westen und Ai im Osten hatte. Dort baute er dem Herrn einen Altar und rief den Namen des Herrn an. Dann verlegte Abram seine Zelte immer weiter dem Negeb zu.

Segensgebet

V: Der Name des Herrn sei gepriesen.

A: Von nun an bis in Ewigkeit.

V: Lasset uns beten. Gott, du hast deinen Knecht Abraham auf allen Wegen unversehrt behütet. Du hast die Söhne Israels auf trockenen Pfad mitten durch das Meer geführt. Durch den Stern hast du den Weisen

aus dem Morgenland den Weg zu Christus gezeigt. Geleite auch uns auf unserer Wallfahrt nach Burgund. Laß uns deine Gegenwart erfahren, mehre unseren Glauben, stärke unsere Hoffnung und erneuere unsere Liebe. Schütze uns vor allen Gefahren und bewahre uns vor jedem Unfall. Führe uns glücklich ans Ziel unserer Fahrt und laß uns wieder unversehrt nach Hause zurückkehren. Gewähre uns schließlich, daß wir sicher das Ziel unserer irdischen Pilgerfahrt erreichen und das ewige Heil erlangen. Darum bitten wir durch Christus, unseren Herrn. A: Amen.

Vielfältige Beteiligung von katholischen Soldaten an Wallfahrten: Das Bild zeigt Soldaten bei der Lourdeswallfahrt, die einen kranken Soldaten den Kreuzweg entlang tragen. (Foto: F. Brockmeier)



Wallfahren – einst und heute

*Wer daz elendt bawen wil,
der heb sich auff und sey mein gesel
wol auff sandt Jacobs strasse,
zway par schuech der darff er wol,
eyn schiessel bey der flaschen*

*Eyn breiten hut den sol er han,
undt an mantel sol er nit gan,
myt leder wol besezet,
Es schnei oder rege oder wehe der wint
daz in die Lufft nicht nezet*

*Sagk und stab ist auch dar bey,
Er lug daz er gebeichtet sey,
Gebeichtet und gebuisset,
kumpt er in die welschen lande
er fint keyn teuschen briester*

Dieses wohl um 1500 entstandene Pilgerlied „von sant jacob“, das Achim von Arnim und Clemens von Brentano auch in ihre ab 1806 veröffentlichte Sammlung alter deutscher Lieder aufnahmen, weist in den ersten von vielen Strophen darauf hin, welche Ausrüstung und welche Vorbereitung notwendig waren für den, der sich damals auf den Pilgerweg nach Santiago de Compostela begeben wollte. Schon die erste Strophe des Liedes läßt die Ahnung aufkommen, daß eine solche Wallfahrt keine Vergnügungsreise war.

Der Pilger war und ist ein Fremder, bar all der Sicherheit, die eine genaue Kenntnis des Verhaltens und eine vertraute Umgebung gewähren, fremd vor allem auch für die, denen er anderenorts begegnet. Deshalb ist man nicht mehr überrascht, für das lateinische Stammwort unseres Begriffs „Pilger“ (*peregrinus*) die Bedeutung „Ausländer/Nichtbürger“ im Wörterbuch zu

finden. Die „*peregrinatio*“ (= Pilgerschaft) enthält als Wortkern „*ager*“ (= Acker/Feld/Land) und meint damit eine Reise bzw. einen Aufenthalt auf dem Land, auf dem Acker, nämlich dort, wo man gewöhnlich nicht lebt, also eben auf bzw. in fremdem Land. Das Fremde ist immer das Andersartige, Unbekannte, Beängstigende, ja Unheimliche. Die Fremde wirkt oft bedrückend und bedrohend. Und der Fremde ist, geschichtlich gesehen, anfangs immer auch der Feind, daher vogelfrei, recht- und schutzlos. In-der-Fremde-sein ist daher verständlicherweise auch Im-Elend-sein.

Was trieb die Menschen früher, das Elend der Fremde auf sich zu nehmen und sich auf eine Wallfahrt zu begeben?

Das erste, mächtigste und zweifellos am weitesten verbreitete Motiv für eine Wallfahrt war wohl echte Frömmigkeit, das Bemühen, Christus über sinnlich Erfahrbares an den Stätten seines irdischen Wir-

Pilgergruppe,
nach einem Stich
um 1500. Nicht nur
Männer, sondern
auch Frauen und
Kinder waren auf
Pilgerreisen unter-
wegs.



kens oder über seine Heiligen näher zu kommen und für das eigene Seelenheil angesichts der Erfahrung vielfachen Versagens zeitgerecht Vorsorge zu treffen. „*Pour avoir mon Dieu propice*“, „Um meinen Gott gnädig zu stimmen, tat ich das Gelübde, nach Galicien zu ziehen“, heißt es in einem französischen Jakobslied.¹⁾ Die Sorge um das eigene Seelenheil fand Jahrhunderte hindurch einmal Ausdruck in frommen Stiftungen von Klöstern, Pfründen, Messen und Kerzen, dann aber auch in der freiwilligen Übernahme der Lasten und Gefah-

ren einer Pilgerschaft. Ein Pierre Garin aus Arras, der 1203 das Gelübde machte, als „Lösegeld für seine Seele“ nach Compostela zu pilgern, war gewiß nicht der einzige seiner Zeit bzw. der letzte, den ein solcher Grund zur Wallfahrt trieb. Und Wilhelm von Aquitanien, dem machtbewußten Herzog, dem lebenslustigen Troubadour, wurde gar die Gnade zuteil, in Santiago als Pilger nach verrichteter Beichte am Karfreitag des Jahres 1137 sterben zu dürfen.²⁾

Berichte über solch ein Ereignis wie über Wundergeschehen waren gewiß Anlaß für neue Gelübde und

Versprechen. So wird unter anderem von einem Francois de Vic, Herrn von Rieux, berichtet, der 1594 aufgebrochen war, „um seinem Glück nachzujagen“. Er wurde vor Wien von den Türken gefangen genommen, und zunächst in die Türkei verkauft, wo er „genau wie die Ochsen“ das Feld beackerte. Aufs neue verkauft, und zwar diesmal an den Admiral des Großtürken, wurde er „einer bestimmten Galeere zugewiesen, auf welcher er neun Jahre auf See verbrachte. Am Ende dieser Zeit schenkte ihm Gott die Gnade der Befreiung. Zum Dank dafür gelobte er, noch vor seiner Heimkehr zum Heiligen Herrn Jakobus von Compostela zu pilgern“. ³⁾ Wieviele Gefangene in ihren Ketten, wieviele Seeleute im Wüten eines Sturmes, wieviele Soldaten in der Schlacht, wieviele Kranke und Notleidende mögen eine Wallfahrt gelobt haben in der Hoffnung auf Besserung ihrer Notlage?

Es waren aber nicht nur Notleidende, die es an heilige Orte zog. Auch Übeltäter hatten oft eine Wallfahrt anzutreten. Ihnen wurde für mancherlei Vergehen zur Strafe eine Bußwallfahrt auferlegt. So bestätigte Kaiser Friedrich Barbarossa im Jahre 1186 die vom Konzil von Clermont vorgesehene Strafe für Brandstifter: Wallfahrt nach Jerusalem oder Compostela, wo sie ein Jahr lang bleiben mußten. ⁴⁾ Brandstiftung war ein schweres Verbrechen; denn die Häuser waren damals in den meisten Fällen noch aus Holz gebaut und mit Stroh gedeckt; sie standen in dem engen Raum der befestigten Städte dicht beieinander, und es genügte

ein brennendes Haus, eine ganze Stadt mitsamt Kirchen und Brücken zu vernichten. Wallfahrt als Strafe für Verbrechen wurde vor allem im nördlichen Frankreich und in den Niederlanden von der Obrigkeit oft verhängt. ⁵⁾

Wallfahrten wurden im Mittelalter häufig auch durch Verträge ausgelöst. Nach einem Sieg über die Flamen im Jahre 1305 behielt sich König Philipp IV. von Frankreich das Recht vor, dreihundert Bürger von Brügge auf Pilgerfahrt zu schicken. ⁶⁾ Der Vertrag, mit dem die Hansestädte und der Graf von Flandern neunzig Jahre später einen mehrjährigen Handelsboykott beendeten, enthielt das Versprechen der Flamen, als Sühne für eine 1378 vorgenommene Inhaftierung hanseatischer Kaufleute eine Wallfahrt nach Rom, Compostela und ins Heilige Land zu machen. ⁷⁾

Von der Hansestadt Stralsund aus begab sich schließlich 1506 auf Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela auch der 19jährige Franz Wessel, später Bürgermeister dieser Stadt. Die Chronik berichtet, daß sich auf dem Schiff, welches er benutzte, mehr als 500 Pilger befanden, und daß dieses fast fünfzig Häfen Norwegens, Schottlands, Flanderns, Englands und Frankreichs anliefe. In Plymouth geschah es, daß ein Pilger von zwei anderen erstochen wurde, die daraufhin gehenkt wurden. Trotz eines Verbots verließ das Schiff den Hafen und mußte zwei englischen Schiffen, die zu seiner Verfolgung angesetzt waren, eine regelrechte Seeschlacht liefern. Franz Wessel kam endlich nach Santiago und von dort auch wieder gesund nach Haus. ⁸⁾ Was trieb die-

sen Patriziersohn auf die beschwerliche Reise ins spanische Galicien?

War es die Sorge um das eigene Seelenheil? War es die Erfüllung eines Gelübdes? War es die Einhaltung vertraglicher Bestimmungen? War es die Vollstreckung einer Strafmaßnahme? Oder war es eine Bildungsreise für einen vermögenden Kaufmannsohn? Wir wissen es nicht. Aber alle möglichen Gründe können zutreffend gewesen sein – und waren damals wohl auch zutreffend für die einzelnen Angehörigen seiner und vieler anderer Pilgergruppen. Die Zusammensetzung dieser Gruppen aus frommen Leuten, armen Sündern, Schwere- nörtern, Bildungsreisenden, Abenteurern und Berufspilgern – „Vergebungserbitter“ (*quéreur de pardons*) nannte man sie – erhöhte für den einzelnen damals die Sicherheit bestimmt nicht. Mit Schwierigkeiten jeder Art mußte man stets rechnen, Gefahren für Leib und Leben waren nie auszuschließen.⁹⁾

War es das Elend auf den Pilgerstraßen oder war es das wenig erbauliche Auftreten so vieler Pilger, das immer wieder Kritik am Wallfahrtswesen weckte?

Schon gegen Ende des 4. Jahrhunderts betonte der Heilige Hieronymus, daß Gott von jedem Punkt der Welt aus angesprochen werden könne, eine Pilgerreise also eigentlich unnötig sei. Besonders unzufrieden war er über pilgernde Mönche. Seiner Meinung nach „ist es von letzter Torheit, der Welt zu entsagen, aus der Heimat fortzuziehen, die Städte zu verlassen – und dann nach Jerusalem zu ziehen in das Getümmel einer Stadt, in der es einen

Magistrat, eine Militärgarnison, Huren, Schauspieler und Possenreißer und überhaupt alles gibt, was in Städten vorzukommen pflegt.“¹⁰⁾

Sein Zeitgenosse, der gelehrte Metropolit Gregor von Nyssa, kleidete seine Kritik an der Wallfahrtspraxis in die mahnenden Worte: „Wenn du voller schlechter Gedanken bist, so bleibst du doch weit von Christus entfernt, auch wenn du nach Golgota, zum Ölberg oder zur Auferstehungsstätte pilgerst.“¹¹⁾

Vor dem Hintergrund des Wunder- und Reliquienglaubens vieler Pilger kam schon recht früh die kritische Frage auf, wie weit der entseelte Körper eines noch so ehrwürdigen Heiligen mit der lebendigen Gegenwart Christi in der Eucharistie überhaupt konkurrieren könne. Der deutsche Kurienkardinal Nikolaus von Cues (1401–1464) war gar der Überzeugung, daß Wallfahren den Geist zerstreue und verderbe. Thomas von Kempen, ein Zeitgenosse des Kardinals übrigens, schrieb in seiner berühmten „Nachfolge Christi“ kurz und bündig: „...die viel wallfahrten [werden] selten heiliger...“¹²⁾

Der Militärbischof hat bestimmt das Seelenheil der in den zentralen Gremien des Laienapostolates verantwortlich Tätigen nicht gefährden wollen, als er sie zu einer Informationsreise nach Frankreich, verbunden mit Tageswallfahrten auf dem Jakobusweg, einlud. Was berechtigt ihn und uns, am Brauch des Wallfahrens festzuhalten?

Bei der Suche nach einer Antwort auf diese Frage ist es sinnvoll, noch einmal die Bedeutung des Begriffs zu klären. Ein Lexikon macht dazu den folgenden Vorschlag:

„**Wallfahrt**, Gang, Reise oder feierlicher Zug nach heiligen Stätten, ein in vielen Religionen nachweisbarer Brauch. Religionsgeschichtlich sind die W. aus dem Glauben entstanden, daß das Gebet an bestimmten hl. Orten besonders wirksam sei...“^[31]

Diese Definition legt die Schlußfolgerung nahe, daß Wallfahrten mehr eine Erscheinung der Volksfrömmigkeit als ein Ausdruck intellektueller Theologie sind. Man muß angesichts dieser Deutung des Wortes bei nur einigem Nachdenken dem Heiligen Hieronymus einfach recht geben, wenn er sagt, daß Gott von jedem Punkt der Erde aus ansprechbar ist. Damit die Wirksamkeit des Gebetes gesteigert wird, ist Wallfahren überhaupt nicht notwendig. Allerdings kommt man bei der Analyse dessen, was das Wallfahren ausmacht, dann zu der Erkenntnis, daß es vor der Verkopfung des Glaubens bewahren kann; denn seine typischen Aspekte, nämlich die des Fremdseins und der Bewegung, aber auch die der Begegnung und des Feierns sprechen eben nicht nur den Intellekt, sondern den ganzen Menschen an.

Den Wert der körperlichen Bewegung, des Gehens haben heute viele Zeitgenossen wieder erkannt. Man hat festgestellt, daß das Gehen über das normale Maß hinaus auch psychische Veränderungen hervorruft. Gehen in Form der mühseligen Pilgerschaft war sicher schon immer eine erfolgreiche asketische Übung. Lange Wanderungen können uns, die wir sonst durch den Terminkalender und Gewohnheiten in den Alltag eingebunden sind,

ein neues Zeitgefühl vermitteln. Lange Wanderungen können uns, die wir sonst von Rundfunk und Presse überinformiert werden, öffnen für Orientierungsfragen. Lange Wanderungen können unsere Sinne, häufig von Vorurteilen besessen, freisetzen für Neues und Ungewohntes, auch für andersartige Lebensweisen, Landschaften und auch Kunstwerke. Den Gläubigen können gemeinsame Wanderungen zu einem Wallfahrtsziel gewiß auch als Weg zum Heil erfahrbar gemacht werden. So hat das Wallfahren auch heute noch seinen Sinn und seine Berechtigung. Wichtig scheint mir vor allem, daß man sich auf den Weg macht und dabei nach Orientierungspunkten Ausschau hält, – daß man bereit ist, sich Neuem und Ungewohntem zu öffnen und damit das Fremde, das Elend zu überwinden.

Die Wissenschaftliche Buchgesellschaft vertreibt ein Buch über den Jakobsweg, in dem der Weg nach Santiago de Compostela beschrieben und vielfältig abgebildet wird. An einer Stelle kann man lesen: „...der Weg dahin führt aus der vertrauten Welt der Gewohnheiten durch eine lange Vergangenheit in eine andere Gegenwart. Hier ging es immer um existentielle Fragen: Gesundheit, Kinder, Buße für Schuld, Vergebung einer Schuld; um die Möglichkeit, existieren zu dürfen, hier und über den Tod hinaus...“^[14]

Bei Überlegungen zur Frage christlicher Lebenspraxis ist es heute gewiß auch ratsam auf jene Stimmen zu horchen, die aufgrund des kommunistischen Terrorregimes in den letzten Jahrzehnten für uns nicht wahrnehmbar waren. Dr. Tomas Halik, 1978 geheim zum



Foto: P. Schulz

Wallfahren – einst und heute:

Die Unterschiede bei
den Pilgern sind un-
verkennbar.

Rechts Jakobspilger aus
dem Pilgerbuch des Her-
mann König von Vach
„Die straß und meylen
tzu sant Jacob“ (Holz-
schnitt auf dem Titel-
blatt von 1521).

Oben die Pilgergruppe
dieser Dokumentation
auf der Etappe des
Jakobswegs Le Puy –
St. Privat d'Allier in
der Auvergne.



Priester geweiht, vor 1989 als Psychologe und Psychotherapeut u.a. an einer Klinik für Alkoholiker tätig, nun Sekretär der tschechischen Bischofskonferenz, sagte am 20.05.1989 in der Kathedrale zu Brunn anlässlich einer Wallfahrtsfeier zu Ehren des heiligen Klemens Hofbauer: „...An Wallfahrten sollen wir nicht wegen des gemeinsamen Gesangs teilnehmen sowie der Freude darüber, daß wir viele sind und immer mehr werden. Durch Wallfahrt geben wir unserer Bereitschaft Ausdruck, alte ausgefahrene Gleise und Wege der Willkür zu verlassen und auf dem Pfad Gottes festen Fuß zu fassen. Wir pilgern zu den durch unsere Heiligen geheiligten Stätten, wie man früher in die Welt fuhr, um Erfahrungen zu sammeln – damit wir, gleichsam verändert, reifer zurückkommen und alles dann zu Hause mit neuen Augen sehen, damit wir das ändern, was einer Änderung bedarf, und das mehr schätzen, was gut ist...“⁽¹⁵⁾

Anmerkungen:

- 1 vgl. Pierre Barret/Jean-Noel Gurgand „Unterwegs nach Santiago“, Herder-Freiburg, S. 17
- 2 ebd., S. 18 f.
- 3 ebd., S. 21 f.
- 4 ebd., S. 31
- 5 ebd., S. 32
- 6 ebd., S. 33 f.
- 7 vgl. Philipp Dolliger „Die Hanse“, Stuttgart 1966, S. 106 ff.
- 8 ebd., S. 243
- 9 vgl. Barret/Gurgand a.a.O., S. 30 f.
- 10 zitiert aus „Pilgerführer des Frankenweges auf der Oberstraß nach Santiago de Compostela“, hrsg. für die Jakobusbruderschaft Würzburg 1988 durch Bernd Breunig, S. 11
- 11 zitiert nach Wilhelm Krautwaschl „Wallfahrt im Christentum“, in: NIMM Nr. 15 vom 19.05.94
- 12 vgl. K. Benesch/R. Tießler „Der Jakobusweg“, Freiburg 1991, S. 151 f. und Thomas von Kempen „Vier Bücher von der Nachfolge Christi“, hrsg. von W. Smets, 10. Auflage, Reutlingen 1958, S. 65
- 13 dtv-Lexikon, Bd. 19, München 1968, S. 315
- 14 zitiert bei K. Benesch/R. Tießler a.a.O., S. 14
- 15 vgl. Tomas Halik „Du wirst das Angesicht der Erde erneuern“, Leipzig 1993, S. 36 f.

Allemannische Kulturlandschaft

Informationen zum Land Baden-Württemberg

Nach dem Überfahren der Rheinbrücke bei Speyer haben wir das Land Baden-Württemberg erreicht. Von unseren sechzehn Bundesländern ist Baden-Württemberg im äußersten Südwesten gelegen. Es grenzt dort an die Schweiz und Frankreich. Die ihm benachbarten Bundesländer sind Rheinland-Pfalz, Hessen und Bayern.

Zu den Landschaften Baden-Württembergs gehört ein Teil der Oberrheinischen Tiefebene mit dem Kaiserstuhl, der Schwarzwald mit dem 1.493 m hohen Feldberg, der Odenwald mit seinem südlichen Teil und das so genannte Gäuland mit seinen vielfältigen Ausprägungen. Den größten Raum des Landes nimmt das Schichtstufenland ein, das mit der Schwäbischen Alb beginnt und sich weit nach Norden erstreckt. Im Süden hat Baden-Württemberg Anteil am Alpenvorland.

Auf den 35.750 km² des Landes leben etwa 9,24 Mio Menschen, was bedeutet, daß 258 Einwohner auf einen Quadratkilometer kommen. Die Bevölkerung ist im Süden schwäbisch-alemannisch, im Norden fränkisch, wobei die Menschen der ehemals kurpfälzischen Gebiete eine pfälzische, die des Tauberlandes und des Hohenlohischen eine ostfränkische Mundart sprechen.

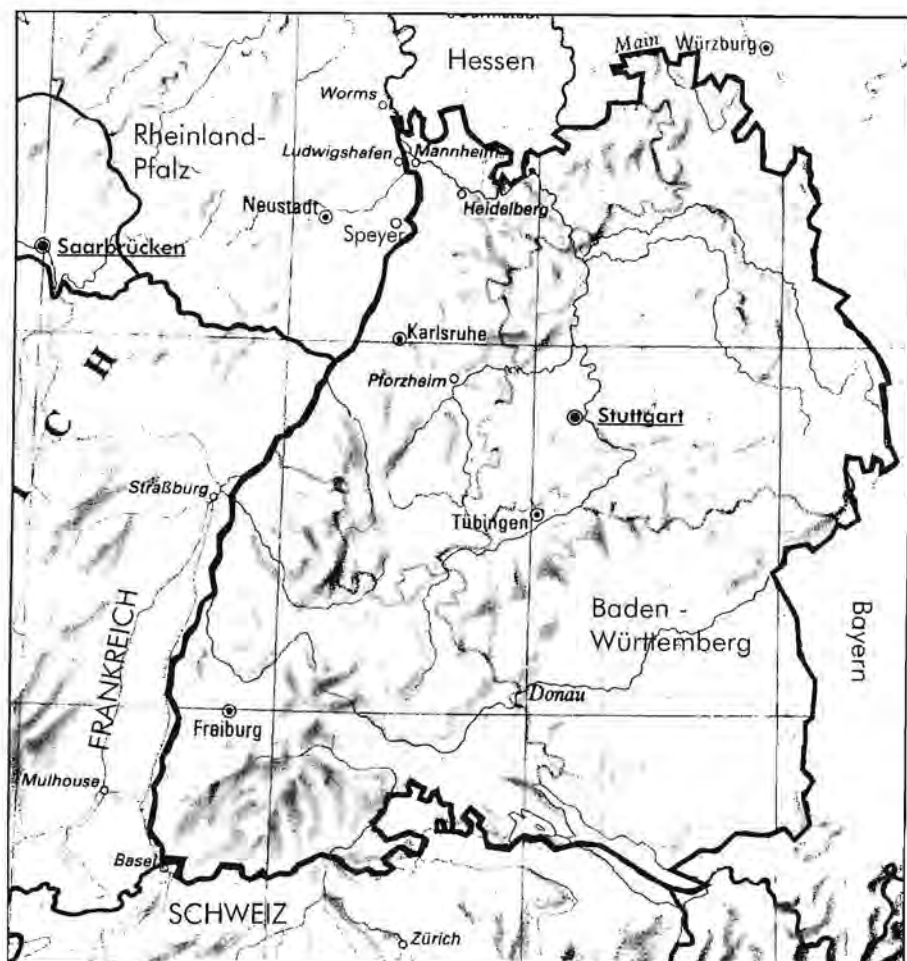
Die Verwaltung des Landes ist in vier Regierungsbezirke eingeteilt,

nämlich in den Regierungsbezirk Nordbaden mit Sitz in Karlsruhe, Nordwürttemberg mit Sitz in Stuttgart, Südbaden mit Sitz in Freiburg und Südwestwürttemberg-Hohenzollern mit Sitz in Tübingen.

Diese Verwaltungseinteilung spiegelt noch deutlich wahrnehmbar die Entstehungsgeschichte des Landes wider; denn Baden-Württemberg wurde nach einer Volksabstimmung im Jahre 1951 aus den alten Ländern Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern und Baden gebildet. Sein erster Ministerpräsident war Reinhold Maier von der FDP. Diese Partei sieht noch heute im Ländle einen Born deutscher Liberalität und veranstaltet deshalb jährlich in Stuttgart das bekannte Dreikönigstreffen.

Baden-Württemberg ist zweifellos das am stärksten industrialisierte Bundesland. Selbst die monatlich publizierten Arbeitslosenquoten weisen daraufhin, daß die Wirtschaft des Landes im Hinblick auf Industrie und Landwirtschaft, große und kleine Betriebe so ausgewogen strukturiert ist, daß sie auch den derzeitigen Belastungen einigermaßen standhalten kann.

Karlsruhe, das wir eben verlassen haben und das dem einen oder anderen noch als Gastgeber des 1992er Katholikentages in Erinnerung sein mag, war bis 1945 noch



Landeshauptstadt Badens. Die Stadt – heute das Zuhause von 267.000 Menschen – entstand seit 1715 um ein Jagdschloß des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach mit planmäßig angelegten Straßen, die fächerförmig vom Schloß ausgingen. Noch heute ist Karlsruhe Sitz vieler Landes- und auch Bundesbehörden. In der deutschen Öffentlichkeit steht der

Name Karlsruhe jetzt für die obersten deutschen Gerichte: den Bundesgerichtshof und das Bundesverfassungsgericht.

Freiburg im Breisgau liegt an unserem Weg nach Burgund. Dieser Ort mit 186.000 Einwohnern ist bekannt für seine Universität und sein reizvolles Stadtbild. Das Münster mit spätromanischem Querhaus von 1200 und gotisch umgebauten

Chortürmen, mit dreischiffigem gotischen Langhaus und spätgotischem Chor soll der einzige gotische Dombau Deutschlands sein, der im Mittelalter vollendet wurde. Sein Wahrzeichen ist der 116 m hohe Westturm mit dem durchbrochenen steinernen Helm. Die Stadt wurde 1120 von Herzog Konrad von Zähringen gegründet und war ähnlich wie Magdeburg für den Osten dann der Oberhof einer weitreichenden Stadtrechtsfamilie. 1368 schon kam Freiburg an die Habsburger, 1651 war es Sitz der Vorderösterreichischen Regierung, 1805 kam es dann mit dem Breisgau an Baden. Das Erzbistum Freiburg wurde 1821 gegründet. Es trat das Erbe des altherwürdigen Konstanz an.

Die FREIBURGER REGIO GESELLSCHAFT ist eine Einrichtung unserer Tage. Mit ihren schweizerischen und französischen Partnern ist sie wegweisend geworden für die Entwicklung der Europäischen Union. Die 1994 in Kraft getretenen Verträge von Maastricht sehen einen Ausschuß der Regionen vor. In vielen Teilen Europas gibt es mittlerweile eine grenzüberschreitende regionale Zusammenarbeit. Im Dreiländereck zwischen der Schweiz, Frankreich und Deutschland gibt es eine solche Zusammenarbeit bereits seit den frühen sechziger Jahren. Die Nachbarn am Oberrhein haben seither das gemeinsame Ziel, miteinander die Wirtschaftsentwicklung zu stärken, die Umwelt zu schützen, Kultur und Wissenschaft

zu fördern. Die jahrelange Zusammenarbeit trug auch für den Bürger bereits greifbare Ergebnisse: Ein gemeinsamer Regio-Ausweis der Universitäten Basel, Freiburg, Karlsruhe, Mühlhausen und Straßburg gewährt allen Mitgliedern dieser Universitäten entsprechend ihrem Status die gleichen Benutzungsrechte und an den jeweiligen Studienorten auch die gleichen Vergünstigungen. In einer Informationsschrift der FREIBURGER REGIO GESELLSCHAFT heißt es: „Die gemeinsame Kulturgeschichte der Regio ist durch Funde aus prähistorischer Zeit belegt. Nach Kelten und Römern siedelten die Alemanen in diesem Raum. Viel gemeinsames Kulturgut gilt es zu erhalten und zu pflegen... Brauchtum und Heimatpflege sind heute noch lebendige Gemeinsamkeiten und werden rege ausgetauscht. ... Ein deutsch-französisch-schweizerisches Kulturhandbuch und eine trinationale Museumslandkarte sind erarbeitet worden und zeigen den kulturellen Reichtum des Dreiländerecks beispielhaft. All diese Aktivitäten sollen helfen, das durch Staatsgrenzen erzeugte Barrieredenken zu überwinden und die gewachsene Einheit der alemannischen Kulturlandschaft wieder in das Gesichtsfeld zu rücken.“

Anmerkung:

vgl. auch: Mitteilungen der FREIBURGER REGIO GESELLSCHAFT vom 20.07.1994

Ins Land der Franken fahren

Informationen zum Kennenlernen Frankreichs

Ein deutsches Studentenlied enthüllt uns, daß Fernweh und Wanderlust die Menschen eh und je vor allem bei strahlendem Wetter und zu schöner Jahreszeit befiel. Allen, die der Reiselust frönten – das waren früher verständlicherweise meistens junge Scholaren und Handwerksburschen –, gibt das Lied eine Rechtfertigung mit der Zeile: „Wer lange sitzt, muß rosten!“ Wohin führt nun dieses Studentenlied den, der nicht zum alten Eisen gehören will? „... ins Land der Franken ...“!

Das Land der Franken. Ist dieses dasselbe wie das Reich der Franken Frankreich? Diese Frage führt uns bereits an eine Gemeinsamkeit der deutsch-französischen Geschichte heran. Das Wort „frank“ bedeutet noch heute im westgermanischen Sprachgebrauch so viel wie „frei“. Franken nannten sich die germanischen Kleinvölker, die sich um das 3. Jahrhundert zusammenschlossen und über den Niederrhein hinweg zuerst in die römische Provinz Niedergermanien und später weit nach Gallien hinein bis zur Loire eindringen. Die Herrschaft, die sie ausübten, erlangte um 800 unter Karl dem Großen eine Westeuropa umfassende Ausdehnung und eine Ausprägung, die die Entwicklung unseres Kontinents noch lange beeinflusste. Das „Land der Franken“,

heute eine deutsche Landschaft um den Main, und das „Frankenreich“, die offiziell so genannte République Française, sind deutlich wahrnehmbare Reste jenes Regnum Francorum, das die Grundlage für die kulturelle und politische Entwicklung des Abendlandes bildete.

Frankreich, also das Reich der Freien! Ein offensichtlich guter Name! Die Bewohner dieses Reiches legen mehr Pathos in seine Bezeichnung, wenn sie es La France nennen. Vital für das Leben und den Zusammenhalt der Nation ist der Glaube, daß Frankreich eine Person ist. Nicht erst de Gaulle und sein Kulturminister Malraux haben La France eine charmante, großartige Person genannt und gefeiert. Schon Ernest Renan, ein Schriftsteller des 19. Jahrhunderts meinte: „La France est charmante comme elle est.“⁽¹⁾

Wer sich die Vielgestaltigkeit der französischen **Bevölkerung** vergegenwärtigt, hat Verständnis dafür, daß ein geradezu mythischer Glaube an die Grande Nation diese unterschiedlichen Menschen zusammenbindet. Diese Vielgestaltigkeit fällt einem aufmerksamen Beobachter stets auf, wenn er die Randgebiete des Landes durchquert. Da trifft man im Norden des Landes auf Flamen. Weiter im Westen wohnen Normannen, die einstmals als Räuber von der See her kamen. Da sind

weiter südlich die Bretonen, echte Kinder der Gallier und damit den keltischen Iren auch heute noch nicht nur in der Sprache verwandt. Im tiefen Südwesten Frankreichs leben die Basken, das älteste Volk auf französischem wie auf spanischem Boden mit einer geheimnisvollen Geschichte und einer Sprache, die Rätsel aufgibt. Ihre Nachbarn sind auch in Frankreich die Katalanen. Diese wiederum haben im Süden des Landes Nachbarn, die mit Stolz auf ihre alte Sprache und Kultur verweisen können: das Provenzalische. Da sind die Leute von Savoyen ebenso wie die Korsen mit einer dem Italienischen verwandten Mundart. Im Osten des Landes gibt es dann noch die Elsässer und Lothringer, die noch immer – die einen mehr, die anderen weniger – der deutschen Kultur nahestehen und das alemannische Elsässersditsch sprechen. Das Verhältnis dieser vielen Gruppen zueinander und ihre Haltung zur Nation hat der bedeutende Frankreichkenner Friedrich Sieburg schon Ende der zwanziger Jahre versucht, auf einen Nenner zu bringen, indem er schrieb, „der“ Franzose sei als einzelner ein Individualist, den sein Freiheitsdrang bis zur Anarchie treiben könne, aber der Bürger der Nation „Teil eines einzig schlagenden Herzens“.²⁾

Die Franzosen sind ein mit fast allen europäischen Völkern verwandtes Volk, doch ein sehr eigenständiges, selbstbewußtes und stets auch auf Selbstachtung bedachtes. Ein tiefes Verständnis für diese Haltung gewinnt man, bedenkt man eine Predigt des französischen Militärbischofs Dubost, gehalten im

Bereich der deutsch-französischen Brigade, bei der er zum christlichen Gebot der Nächstenliebe Ausführungen machte. Der Bischof sagte sinngemäß: „Christus fordert, liebe den Nächsten wie dich selbst. Wir können den Nächsten gar nicht recht lieben, wenn wir uns selbst nicht lieben. Wir können den Nächsten gar nicht annehmen, wenn wir uns selbst nicht annehmen.“

Geht es um die **Geographie**, haben die Franzosen für die Umschreibung ihres Landes einen sehr abstrakten, aber treffenden Ausdruck: „Hexagon“. Dieses Sechseck hat mit seinen 3.100 km langen Seegrenzen, den Pyrenäen und Alpen überwiegend natürliche Grenzen. Seine Nord-Süd-Ausdehnung beträgt rund 1.000, seine West-Ost-Ausdehnung rund 700 km.

Frankreich verfügt über alle geographischen Eigenarten Europas: Mittelgebirge und Schneeberge, dunkle Wälder und helle Ebenen, nebelverhangene und sonnenbeschienene Küstenlandschaften. Tiefland, Mittel- und Hochgebirge sind jedoch nicht wie in Mitteleuropa in parallelen Gürteln angeordnet, sondern bilden eher ein mosaikartiges Gefüge von Gebirgszügen und -schwellen, von Plateaus und Becken. Kernlandschaft ist das Pariser Becken mit der Picardie, der Champagne, Lothringen und auch Burgund als Randlandschaften. Südlich davon erstreckt sich die Mittelgebirgsscholle des Zentralmassivs mit Höhen bis zu 1.886 m. Die Rhone-Saone-Furche ist über die Burgundische Pforte mit dem Oberrheintal verbunden und geht im Süden in das klimatisch begünstigte Mittelmeergebiet der Pro-

vence und des Languedoc über. Im Westen dehnen sich große, ziemlich gleichförmige Gebiete aus, nämlich das flachwellige Nordwestfrankreich und das Garonne-Becken mit der Atlantik-Küste. Beiderseits des Küstengebiets zum Mittelmeer schließen Hochgebirge das Land ab: im Südwesten die Pyrenäen mit Höhen über 3.000 m, im Südosten die Westalpen mit dem höchsten Berg Europas, dem Mt. Blanc (4.810 m). Nördlich des Rhone-Durchbruchs setzt sich das Gebirge im Jura und in den Vogesen fort. Abseits im Mittelmeer liegt das Granitgebirge der Insel Korsika.

Im Zentralmassiv haben die meisten Flüsse Frankreichs ihre Quelle: vor allem der längste Fluß, die rund 1.000 km lange Loire, und die großen Nebenflüsse der Garonne, der Tarn, der Lot und die Dordogne, während die Garonne selbst aus den Pyrenäen kommt. Auch die Yonne, ein Nebenfluß der Seine, entspringt dem nördlichen Teil des Zentralmassivs, dem Morvan-Gebirge. Die Seine hat ihre Quelle im nördlich von Dijon gelegenen Plateau von Langres, wo auch das Quellgebiet der zum Rhein hinfließenden Maas und der nach Süden zur Rhone gerichteten Saone ist.

Das Klima Frankreichs ist durch starken maritimen Einfluß gekennzeichnet. Drei Klimazonen treffen aufeinander und überlagern sich teilweise. Der gesamte Westen und Norden des Landes liegt im ozeanischen Bereich mit ausgeglichenen Jahrestemperaturen und Niederschlägen zu allen Jahreszeiten. Der Osten bildet ein Übergangsgebiet zu mitteleuropäischen, etwas kontinentaleren Klimaverhältnissen. Der

Südosten unterliegt mediterranen Klimaeinflüssen: feuchte Winter und subtropisch heiße Sommer sind die Folge. Die Pyrenäen, Alpen und das Zentralmassiv lassen sich in diese allgemein beschriebenen Klimazonen allerdings nicht einordnen.

Die frühe **Besiedlung** Frankreichs erfolgte wohl entlang der vier weit ins Landesinnere hineinreichenden großen Flüsse Rhone, Garonne, Loire und Seine. An ihnen liegt auch heute noch der größte Teil der französischen Städte über 200.000 Einwohner. Die größten Städte des Landes sind Paris mit 8,7 Mio, Lyon mit 1,2 Mio und Marseille mit 1,1 Mio Einwohnern. Sie beherbergen zusammen mit ihrem Umland 20 % der Gesamtbevölkerung und damit genau so viel wie der gesamte Südwesten des Landes.

Derzeit leben 56 Mio Franzosen auf einer Fläche von 547.026 km². Die Bevölkerungsdichte ist somit gering, verglichen mit den Nachbarländern. Mit 102 Bewohnern pro Quadratkilometer besitzt Frankreich – abgesehen von Irland (51) und Griechenland (76) – die niedrigste Bevölkerungsdichte der Europäischen Union (vor 1995). Doch hat eine starke Binnenwanderung besonders aus dem Gebiet der Alpen, der Pyrenäen des Zentralmassivs und der meisten westlichen Departments zur Bildung der schon angesprochenen Verdichtungsräume geführt.

Das **Bildungswesen** ist in Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg grundlegend reformiert worden. Die Grundschulpflicht besteht seit 1959 bis zum 16. Lebensjahr, die staatlichen Grund- und weiterführenden Schulen sind kostenfrei und konfessionslos. Etwa 15 % der

Die Départements der auf der Fahrt durchreisten Regionen und ihre Verwaltungshauptstädte

Frankreich ist in 22 Regionen und
95 Départements gegliedert



FRANCH-COMTÉ

- 10 Besançon
- 11 Belfort
- 12 Doubs
- 13 Haute-Saône
- 14 Jura

BOURGOGNE

- 20 Dijon
- 21 Côte d'Or
- 22 Yonne
- 23 Nièvre
- 24 Saône-et-Loire

RHÔNE-ALPES

- 30 Grenoble
- 31 Isère
- 32 Savoie
- 33 Haute-Savoie
- 34 Ain
- 35 Rhône
- 36 Ardèche
- 37 Drôme

AUVERGNE

- 40 Clermont-Ferrant
- 41 Puy-de-Dôme
- 42 Allier
- 43 Cantal
- 44 Ardèche

ALSACE

- 50 Strasbourg
- 51 Bas Rhin
- 52 Haut Rhin

Schüler besuchen jedoch die zu-
meist konfessionellen Privatschu-
len. Das gesamte Schulwesen vom
Kindergarten bis zu den Abschlü-
ßklassen ist als Ganztageschule or-
ganisiert. Das Unterrichtswesen
wird zentral verwaltet, Lehrpläne
und Unterrichtsprogramme werden
für das ganze Land einheitlich
festgelegt. Typisch für das Land
sind die neben den Universitäten
bestehenden Grand Écoles. Das
sind Eliteschulen, die auf die höhe-
ren Laufbahnen der Verwaltung
und der Industrie, des Unterrichts-
wesens, Militärs und des Handels
vorbereiten. Ein äußerst schwieriger
Wettbewerb, der „Concours
d'entrée“, schafft an der Eintritts-
schwelle eine erste Auslese. Eine
zweite, ebenso strenge Auslese fin-
det am Ende der Studienzeit, beim
„Concours de sortie“, statt. Zwar
kann bei dieser Prüfung niemand
durchfallen, doch wird eine Rang-
ordnung vorgenommen, die für die
spätere Karriere von wesentlicher
Bedeutung ist, vor allem auch des-
halb, weil Studenten einer Grand
École verpflichtet sind, wenigstens
zehn Jahre lang dem Staat zu dien-
en. Angesichts solcher schulischer
Wettbewerbe ist es nicht falsch, von
einer „Schulherrschaft“ zu spre-
chen bzw. die Behauptung aufzu-
stellen: „In Frankreich adelt der
Concours“. ³⁾

Die französische **Wirtschaft**
hatte sich im Vergleich zu anderen
europäischen Staaten in diesem
Jahrhundert zuerst sehr langsam
entwickelt. Erst nach dem Zweiten
Weltkrieg wurde auch die französi-
sche Wirtschaftsentwicklung durch
ein schnelles Wachstum und durch
einen tiefgreifenden Strukturwan-

del erfaßt, der das bis dahin agra-
risch geprägte Land zu einer der
führenden Industrienationen mach-
te. Modernisierung der Unterneh-
men, gesteuert durch staatliche
Eingriffe – „Planification“ mit Fünf-
jahresplänen vor allem für die Be-
reiche Verkehr, Energie, Banken,
Versicherungen und die Automobil-
industrie, sowie die Förderung von
technologischen Spitzenbranchen
kennzeichnen die französische
Volkswirtschaft der jüngsten Zeit.
Zu den wichtigsten Industriezwei-
gen zählen der Maschinen- und
Fahrzeugbau, die Stahlerzeugung,
die Chemie-, Elektro- und Textilin-
dustrie. Einen hohen Stellenwert
nimmt die Nahrungs- und Genuß-
mittelindustrie, die Herstellung von
Kosmetika und auch die Rüstungs-
industrie ein. Wie in den meisten
europäischen Ländern ist die wach-
sende Arbeitslosigkeit das Kernpro-
blem der Wirtschaft.

Frankreich ist nach der **Verfas-
sung** eine demokratische und sozia-
le Republik. Die 1958 durch Volks-
entscheid gebilligte Verfassung der
5. Republik räumt dem Staatspräsi-
denten eine starke Stellung ein. Der
Präsident wird in allgemeiner, glei-
cher, geheimer und direkter Wahl
jeweils für 7 Jahre gewählt. Er übt
mit dem Kabinett die Exekutive aus
und hat weitreichende Befugnisse.
So ernennt er auf Vorschlag des Mi-
nisterpräsidenten die Kabinettsmit-
glieder. Die legislative Gewalt wird
von einem Zweikammerparlament
ausgeübt, das aus dem Senat und
der Nationalversammlung besteht.
Die 317 Senatoren werden für eine
Amtszeit von 9 Jahren durch ein
Wahlkollegium bestimmt, das sich
aus Abgeordneten der Nationalver-

sammlung, der Generalräte und Vertretern der Gemeinderäte zusammensetzt. Die 577 Mitglieder der Nationalversammlung werden alle 5 Jahre vom Volk unmittelbar gewählt.

Politisch und verwaltungstechnisch gliedert sich Frankreich in 22 **Regionen**, die den geschichtlichen Landschaften angepaßt sind, erst 1982 eine echte Funktion als Verwaltungsebene im Zuge der Dezentralisierungsbestrebungen und ab 1986 auch eine parlamentarische Vertretung erhielten. Wir werden im Laufe unserer Reise sechs dieser Regionen kennenlernen: ALSACE (= Elsaß), FRANCHE COMTÉ, BOURGOGNE (= Burgund), RHÔNE-ALPES, LANGUEDOC-ROUSSILLON und AUVERGNE. Die 22 Regionen wiederum sind in 95 Départements aufgeteilt, die wichtigsten Gebietskörperschaften des Landes zwischen dem Zentralstaat und den Gemeinden, die bereits 1789 durch Zergliederung der geschichtlichen Provinzen geschaffen und nach Flüssen bzw. Gebirgen benannt wurden. Für das Gefühl vieler Franzosen haben die Départements die ehemaligen Provinzen nie verdrängt. Man ist stolz, Bretoner, Picard oder Franc-Comtois zu sein. Die Departementeinrichtung war eine künstliche Aufteilung des Landes, und sie ist als eine „Verstümmelung des lebendigen Organismus Frankreich“ oft beklagt worden. Schon Alexis de Toqueville zitierte in diesem Zusammenhang das Wort des englischen Politikers und Gegners der Französischen Revolution, Edmund Burke: „Es ist das erste Mal, daß Menschen ihr Vaterland auf solch barbarische Weise

zerfetzen.“ Diesem Ausruf fügte Toqueville allerdings hinzu: „In der Tat war es, als zerschnitt man lebendige Körper. Doch das schien nur so. In Wahrheit wurden nur Tote auseinandergenommen.“ Damit wollte Toqueville zum Ausdruck bringen, daß die Provinzen verschwinden konnten, weil sie all ihren Einfluß und all ihre Rechte bereits verloren hatten. Fairerweise muß man sagen, daß die Grenzen der Départements oft auch mit gewachsenen Verwaltungseinheiten übereinstimmen. Viele decken sich zum Beispiel mit den Grenzen kirchlicher Diözesen. Diese wiederum gehen auf die alten gallo-römischen Verwaltungseinteilungen des Landes zurück. In all den Fällen, wo das Departement einer gewachsenen, historischen Einheit entspricht und das ist doch nicht so selten –, hat sich ein Gefühl der Zusammengehörigkeit erhalten bzw. ein „patriotisme départemental“ entwickelt.⁴⁾

Die Départements sind nun ihrerseits in Arrondissements (322), Kantone (3.208) und Gemeinden (35.600) unterteilt. Die Struktur dieser vielen Gemeinden veränderte auch die Französische Revolution nicht. Seit dem Mittelalter hat sich also die lokale Aufteilung der Lande erhalten. Die Bedeutung der Gemeinden im politischen Leben der Franzosen ahnt mancher Ausländer, wenn er in der Zeitung liest, daß ein Minister noch zusätzlich das Amt eines Bürgermeisters wahrnimmt oder sich darum bewirbt. Offensichtlich sind die Menschen in Frankreich, dem Lande des Zentralismus, der Meinung, daß die eigentliche Demokratie im Dorfe lebt und

daß jegliche Legitimation für höhere Posten nur die Bewährung vor Ort gewährt. Von Staatspräsident Francois Mitterand ist zur Rolle der Gemeinden folgende Ansicht geäußert worden: „Ich freue mich an dieser Infrastruktur: eine halbe Million Gemeinderäte, wobei es noch viele andere Gemeindemitglieder gibt, die dies gern wären. Das heißt, eine halbe Million Freiwillige, die

ihren Mitbürgern zu Dienste stehen. Das ist der Demokratie zuträglich als ein Regiment von Präfekten und Unterpräfekten.“⁵⁾

Anmerkungen:

- 1 vgl. C. Kramer/J. Müller-Marcin „21mal Frankreich“, 4. Auflage, München 1985, S. 77
- 2 ebd., S. 69
- 3 ebd., S. 158 f.
- 4 ebd., S. 190 f.
- 5 ebd., S. 59 f.

Das Gesicht des französischen Katholizismus

Der Erzbischof von Sens und Auxerre aus dem Nordwesten Burgunds, Gerard Defois, beschreibt in einem Interview mit der HERDER KORRESPONDENZ (HK 3/1993, S. 128 ff.) „das Gesicht des französischen Katholizismus“. Darin bringt er unter anderem folgende Informationen und Meinungen:

„... Man kann nicht sagen, daß es innerhalb der französischen Gesellschaft keinen Katholizismus im Singular mehr gibt. Weil – ich gebe gern zu, daß es sich dabei um eine recht vage Kategorie handelt – 80 Prozent der Bevölkerung einschließlich der Nichtgetauften dann, wenn man sie nach ihrer religiösen Zugehörigkeit befragt, sich als katholisch bezeichnen. Oder ich denke an die bemerkenswerte Tatsache, daß in diesem

Land mit seiner ausgesprochen antikerikalen Tradition der Staat die Kirchengebäude unterhält – und das sind immerhin immense Kosten. Bei Begräbnissen oder wenn der Bischof zu Besuch kommt, ist die gesamte auch nicht praktizierende Bevölkerung auf den Beinen. ...

Der französische Katholizismus ist ein Teil dieser Gesellschaft wie der deutsche Katholizismus ein Teil der deutschen Gesellschaft ist. Anfang dieses Jahrhunderts dachten bestimmte Leute – bis heute gibt es einige wenige, die dieser Ansicht sind –, daß der Katholizismus die Norm des Lebens darstelle. Was die katholische Kirche sagte und dachte, galt als Grundregel. Unterdessen haben wir aber eine Reihe öffentlicher Säkularisierungsvorgänge er-

lebt: Eine politische Säkularisierung führte 1905 zur Trennung von Staat und Kirche und zur Marginalisierung der Kirche ins Private. In den 60er Jahren fand eine institutionelle Säkularisierung statt: Christliche Gewerkschaften, einige Krankenhäuser und Schulen legten ihren konfessionellen Charakter ab. Schließlich ereignete sich bei der Verabschiedung des Abtreibungsgesetzes das, was ich die Säkularisierung der Ethik nennen möchte. Die Ethik wird in unserem Land nicht mehr als katholische, sondern mehr oder weniger humanistische bzw. liberale Ethik betrachtet. Folglich werden von vielen Politikern katholische Positionen etwa auf dem Gebiet von Biologie, Sexualität und Familie als Positionen eines bestimmten Teils der Bevölkerung betrachtet. Die Kirche übt kein Monopol mehr aus, sondern ist *ein* Vertreter des sozialen Lebens des Landes unter mehreren. Diese Situation ist für viele von uns immer noch neu, im übrigen noch zu wenig reflektiert. ...

Die französische Gesellschaft insgesamt ist – wie alle entwickelten Gesellschaften – durch und durch in Teilmilieus aufgesplittet. Das heißt, sie besteht aus Gruppen, die sich tendenziell gegenseitig weithin ignorieren und ihre eigenen Anliegen verfolgen, bis hin zu geradezu korporatistisch anmutenden politischen Vorstellungen. Daß diese Situation auch auf die Kirche durchschlägt, ist unvermeidlich. Wir befinden uns damit in einer Situation, die uns von derjenigen vor 20 Jahren deutlich unterscheidet. Damals waren die Grenzen innerhalb der Gesellschaft in erster Linie politi-

scher bzw. ideologischer Natur. Heute stehen in der Tat zahlreiche Einzelzellen nebeneinander, die, zum Beispiel auf religiösem Gebiet, vor allem gewillt sind, ihre eigenen Anliegen zu verfolgen, auch um sich damit von anderen zu unterscheiden. Dennoch darf man nicht übersehen, daß die Kirche über die Medien, über das gesamte kulturelle Erbe, das sie zum Ausdruck bringt, dennoch Bezugs- und Anhaltspunkte liefert für eine globale Einheit um bestimmte zentrale Symbole. Einerseits gibt es diese beschriebene Aufsplitterung. Andererseits kann man aber auch gerade an Festen wie Weihnachten oder Ostern feststellen, wie gemischt die Menge der Teilnehmer an großen religiösen Feiern doch wieder ist. Das kirchliche Leben fördert so auch eine Tendenz, die dem allgemeinen Trend entgegenarbeitet, indem Inhalte herausgestellt werden, auf die sich alle beziehen können. ...

1970 waren die Konzepte, die man sich von der Kirche machte, durch gesellschaftliche Vorstellungen blockiert. Heute soll die Kirche unter ein und demselben Dach eine Reihe von individuellen Bedürfnissen befriedigen nach Art eines Supermarktes unter vergleichsweise friedlichen Bedingungen – sieht man einmal ab von ausdrücklich traditionellen bzw. traditionalistischen Forderungen –, aber selbst da trifft man zunehmend auf Offenheit. Wir stehen vor einem tiefgreifenden und bedeutenden Wandel der Landschaft des französischen Katholizismus. Das Problem ist dabei nicht die Frage der Zugehörigkeit bzw. der Abkapselung von der übrigen Kirche, sondern das des Glaubensinhalts und des Bedürfnis-

ses nach identitätsstiftenden Bezugspunkten. ...

1981 beauftragte mich die französische Bischofskonferenz mit einer Analyse zur Lage des französischen Katholizismus. Diese Analyse führte zu einigen Diskussionen in der französischen Kirche. Einer der Punkte, die dabei eine Rolle spielten, war die Frage, in welchen Erfordernissen und Wünschen die Kirche in der Zeit nach der Politisierung der 70er Jahre gerecht werden müsse. Ich betonte die Notwendigkeit von Identität und Sichtbarkeit. Das wurde damals nicht überall gerne gehört. ...

Ich wollte damals deutlich machen, daß das Bemühen um die Identität einen höheren Stellenwert erhalten mußte. Die Schwierigkeit bestand jedoch darin, daß sobald jemand von christlicher Identität sprach, viele Theologen und Seelsorger darin im wesentlichen den Wunsch nach Restauration, nach Rückfall hinter das Zweite Vatikanische Konzil meinten erkennen zu können. Eine Position, die in meinen Augen vor allem auch deshalb ausgesprochen fragwürdig ist – das sagt mir vielleicht meine soziologische Ausbildung –, weil keine Gruppe von Menschen Bestand hat ohne eine starke Identität. Während der französische Katholizismus zu Beginn dieses Jahrhunderts eine starke, wenn nicht gar aggressive Identität hatte, überwand er diese Aggressivität, öffnete sich gegenüber der Welt, fand zu einer wirklichen Zeitgenossenschaft. Die Männer und Frauen, die diese Strömung trugen, engagierte Laien wie auch Priester, besaßen ein ausgesprochen reiches religiöses Wissen. In

den 80er Jahren wurde mir jedoch deutlich, daß es um die religiöse Kultur nicht zum Besten stand. Wenn die Kirche in einer Gesellschaft, in der man alles sagen kann und dies auch tut, nicht mehr als die allgemeine Lage widerspiegelt, büßt sie schnell an Bedeutung ein. Sie mußte also Kommunikationsformen finden, mit denen sie sich nicht in theokratischer Manier über die übrigen Zeitgenossen erhebt, sondern in einen Dialog mit ihnen eintritt, sich ihnen gegenüber öffnet. ...

Wir befinden uns tatsächlich, davon bin ich überzeugt, am Beginn eines sehr viel größeren Identitätsbedarfs, als wir ihn in den letzten Jahrzehnten kannten. In dem Maße, wie die Unsicherheiten zunehmen werden, werden wir gerade bei jungen Leuten – und in den Ländern Osteuropas erhalten wir davon gegenwärtig bereits einen Vorgeschmack – einen verstärkten Wunsch nach Gewißheit erleben. Wenn wir als Kirche auf diese Bedürfnisse nicht angemessen eingehen, wird dies Sekten neue Wirkungsmöglichkeiten eröffnen bzw. zumindest sektenhafte Einstellungen verstärken. Das Christentum bzw. der Katholizismus wird in Westeuropa, jedenfalls in Frankreich vor bedeutenden Problemen stehen bei seinem Bemühen, in einer individualisierten Gesellschaft seine Glaubensbasis kulturell zu definieren. Und dies wird neue Bedürfnisse erzeugen, vor allem nach Kommunikation und Gemeinschaft. Im Vergleich zur Lage noch vor wenigen Jahrzehnten besteht dabei die Gefahr einer gewissen Nostalgie. Es kann jedoch nicht darum gehen, eine bestimmte

Vergangenheit zurückzuholen, sondern etwas Neues zu schaffen. ...

Die charismatischen Gruppen starteten vor etwa 20 Jahren bei uns relativ als pietistische und nur sehr wenig institutionalisierte Bewegungen. Diese spontan entstandenen Gruppen taten sich ausgesprochen schwer, ihren Platz innerhalb der institutionalisierten Kirche zu finden. Nur wenige Bischöfe traten in einen Dialog mit ihnen ein. Entstanden waren sie zumeist – ähnlich wie viele Ordensgemeinschaften am Rande der Kirche. Aber die Verhältnisse haben sich nach und nach gebessert, normalisiert. ...

Diese Strömungen sind eindeutig eine Antwort auf eine Periode der Rationalisierung der Glaubenslehre wie auch der Liturgiepraxis in den 70er Jahren. Liturgische Fragen standen nicht zufällig im Mittelpunkt der damaligen Auseinandersetzungen. Im Gegensatz dazu trifft man heute auch auf diesem Gebiet auf eine gewisse Normalisierung, etwa den vermehrten Wunsch nach gemeinschaftlichen und gut gestalteten Feiern. Kontemplation erhält wieder den ihr zukommenden Stellenwert. Das Erscheinen der charismatischen Bewegungen markierte in den 70er Jahren die Wiederentdeckung des Sakralen, das durch die Rationalisierung des religiösen Ausdrucks an Bedeutung eingebüßt hatte. ...

[Diese spirituellen Gruppen sind zweifellos beides Belastung und Reichtum]. Reichtum insofern, als die rationalisierenden und politisierenden Tendenzen in den 70er Jahren sich überaus destruktiv und nur allzu vereinheitlichend auswirkten. Aber zugleich ist sie auch

in dem Maße belastend, wie die Kommunikation zwischen den solchermäßen verschiedenen Denkhorizonten schwieriger geworden ist. Erst kürzlich sagte mir jemand: Wenn ich mir das religiöse Leben bestimmter Personen anschau, bin ich mir nicht sicher, ob sie an dasselbe Evangelium glauben wie ich. Es handelte sich um einen jungen Menschen. Ich habe ihm gesagt, daß es auch eine Frage der Lebenserfahrung ist, wenn man trotz dieser Gegensätze lernt, miteinander auszukommen. Und möglicherweise kann man sogar von der Sichtweise des anderen lernen. ...

HK: ... Welche Rolle spielen ... eigentlich die Laien als eigenständiger Faktor innerhalb des französischen Katholizismus?

Defois: Auf Grund ihres Amtes, ihrer Berufung und ihres Auftrages haben die Bischöfe die Pflicht, die Position der Kirche darzustellen. Es gibt nicht einerseits die Bischöfe und andererseits die Laien, es gibt nur die Kirche, deren offizielle Vertreter die Bischöfe sind. Etwas anderes ist, wie die Position, die sie nach außen hin vertreten, zustandekommt und erarbeitet wird. Ein Beispiel: In unserem Departement sowie in ganz Frankreich findet gegenwärtig eine große Debatte über die Zukunft des ländlichen Raumes statt. Ich bereite zu diesem Thema einen Hirtenbrief vor. Zahlreiche Fachleute arbeiten gegenwärtig an diesem Thema, analysieren die Situation. Die Rolle des Bischofs macht es jedoch erforderlich, daß er letztlich im Namen der Kirche spricht.

HK: Die Tradition des katholischen Verbandswesens im deutsch-

sprachigen Raum kennt auch die spezifische und unabhängige Kompetenz der Laien, sich zu solchen Fragen zu äußern, wenn auch nur im eigenen Namen.

Defois: Die Laien haben Gelegenheit, sich über die befragten Politiker, Wirtschaftsfachleute u.a. einzubringen. Es gibt zwar auch einige Laiengruppen, die sich als solche äußern. Aber die Frage ist doch, wie sich Kirche als ganze, Priester

und Laien sowie diejenigen, die in der Kirche den Dienst des Wortes wahrnehmen, über solche Fragen äußern, nachdem sie sich zunächst mit diesen Fragen intensiv auseinandergesetzt und die entsprechende Wirklichkeit befragt haben. Vor allem sollte dies nicht von hoher Warte aus geschehen, sondern gemeinsam und dialogisch mit denen, die auf dem jeweiligen Gebiet engagiert sind...

Auf dem Weg nach Burgund: die Region Franche-Comté

Vom Müllheimer Dreieck im Badi-schen gelangen wir über Mülhausen im Elsaß nach kurzer Zeit schon in die zweite der sechs französischen Regionen, denen wir im Verlauf dieses Seminars begegnen: die Franche-Comté.

Diese – eine der insgesamt 22 französischen Regionen – hat eine 250 km lange gemeinsame Grenze mit der Schweiz. Die innerfranzösi-schen Nachbarregionen sind: im Süden Rhone-Alpes, im Westen Burgund, im Nordwesten die Cham-pagne, im Norden Lothringen und im Nordosten das Elsaß. Die Franche-Comté, auch Freigraf-schaft Burgund genannt, erstreckt sich über eine Fläche von 16.202 km² (= 3 % der Fläche Frankreichs), sie hat 1,08 Mio Einwohner (= 76

auf den Quadratkilometer) und um-faßt die Departements Doubs, Jura, Haute-Saone sowie das Territorium Belfort. Verwaltungshauptstadt der Region ist Besançon.

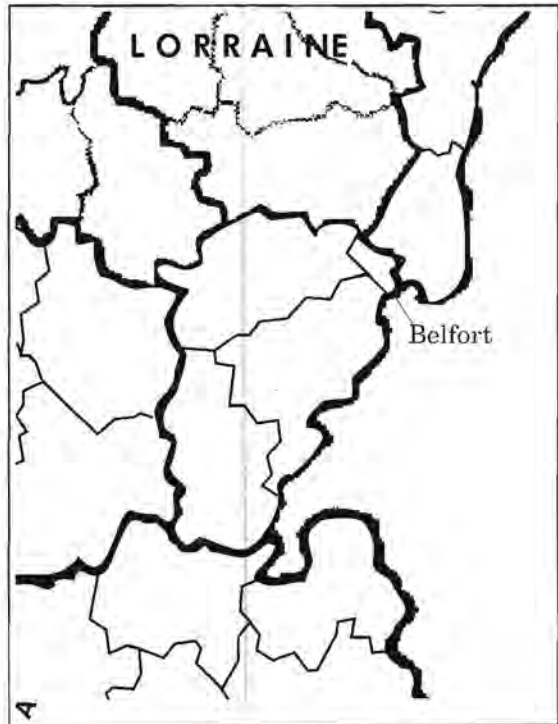
Durch die Burgundische Pforte, in der die oft umkämpfte Stadt Belfort mit ihrer weithin sichtbaren alten Festung liegt, führt die Auto-bahn in die Franche-Comté hinein. Sie wird vom Doubs durchflossen, der nicht weit vom Genfer See ent-springt und sich zwischen den bis über 1.400 m hohen Faltenzügen des Jura zunächst nach Norden wendet, um dann in tief eingesenk-tem Tal umzubiegen und in die Saone bei Chalons einzumünden.

Klassischerweise kann man mit Caesar zur Landschaft sagen: „...*est divisa in partes tres*“. Das Hochpla-

teau der oberen Saone, kalkreich und im Durchschnitt 450 m hoch, das sich im Nordwesten an die Champagne und im Norden an Lothringen anschließt, ist der erste, der uninteressante Teil. Der Ost-Kanal, der die Saone mit Lothringen verbindet, ist mittlerweile bedeutungslos wie manch anderer alter Kanal, weil er zu eng ist; große Straßen fehlen. Die Landwirtschaft, von der die meisten Menschen hier leben, wurde vom Ackerbau auf die Viehzucht und die Milchwirtschaft umgestellt. Viele wandern aus diesem Raum ab. Nennenswert ist nur die Stadt Dole mit ihren 30.000 Einwohnern auf halbem Weg zwischen Besançon und Dijon.

Der zweite Teil der Region ist der schmale Streifen zwischen den Vogesen und dem Jura, eine Art Durchgang und darum auch „Port de Bourgogne“ genannt. Hier konzentriert sich um Belfort und um das nahegelegene Montbéliard in einem Raum, der 200.000 Einwohner umfaßt, eine moderne leistungsfähige Industrie. In Belfort wurde die Textilindustrie mehr und mehr durch Produktionsstätten für Elektromotoren, Elektrolokomotiven und Turbinen abgelöst. Die alte Stadt Montbéliard, von der die Chronisten wissen, daß sie einmal „Mömpelgard“ hieß und ein ebenso

idyllisches wie komisches Kapitel der deutschen Kleinstaaterei bot, geriet unter den Einfluß von „Peugeot“. Auch die übrige Industrie, die sich das Tal des Doubs hinzieht und Vorstädte wie Umgebung des schönen und alten Besançon bereichert, hat dies Land aus dem Gleichgewicht gebracht; denn die Bevölkerungszahl hat außerordentlich stark zugenommen. Hier wohnen dreimal



so viele Menschen wie im Landesdurchschnitt.

Gleiches kann man vom Jura, dem dritten Landesteil, nicht sagen, Dort ist eine Abwanderungsbewegung zu beobachten. Der Jura ist

eine der großen französischen Gebirgslandschaften. Er erstreckt sich über eine Länge von 250 km und erreicht eine Breite von 70 km. Höchster Punkt ist der Crête de la Neige mit 1.723 m. Zur Saone nach Westen fällt der Jura steil ab, nach Osten steigt er an und gewährt schließlich von seiner östlichsten, höchsten Kette großartige Blicke auf die Hochalpen. Wälder und Wiesen bedecken die Berge. Die Großartigkeit des Berglandes hat neben vielen anderen auch schon Goethe begeistert. Doch für die Entwicklung günstiger Wirtschafts- wie Verkehrsverhältnisse ist das Land eben nicht besonders vorteilhaft. „Inzwischen pendeln wir hinüber in die Schweiz“, sagte ein Einwohner, Wanderarbeiter, Vater mit drei Söhnen. Sie „pendeln“ alle. Sie wiesen darauf hin, daß es einmal Ideen gab – und gelegentlich flackern sie wieder auf – Burgund und die Freigrafschaft, eben die Franche-Comté zu einem Großburgund zu vereinen: Die vier hätten nichts dagegen. Übrigens hatten ihre Sorgen um das tägliche Brot sie veranlaßt, auf andere Horizonte als ihre engen Täler zu achten. Es sei – so meinten sie – kein gutes Zeichen für die Arbeitsorganisation, daß Facharbeiter aus Longwy nach Luxemburg, aus dem lothringischen Mosel-Gau ins Saarland, aus dem Elsaß nach Baden und schließlich hier aus dem Jura in die Schweiz gingen. Vater und Söhne holten etwas weiter aus. Sie hatten gelesen und sich durch Nachfragen überzeugt, daß 70 % der Steuern aus französischen Werken in Paris eingingen, weil die großen Firmen eben dort ihre Zentrale, ih-

ren Verwaltungssitz hätten. In Paris und in der Pariser Region würden die höchsten Löhne bezahlt. Weder in Belgien – um mit dem Norden anzufangen – noch in Luxemburg, noch in Deutschland, noch in der Schweiz werde Geld derartig aus dem Land in die Hauptstadt abgesogen.¹⁾

Nach diesem Stimmungsbericht über Meinungen und Empfindungen von Zeitgenossen aus dem Jura wollen wir unsere Aufmerksamkeit der Geschichte der Franche-Comté zuwenden. Zur Zeit der Gallier war das Land mit der Hauptstadt Vesontio (Besançon) von den Sequanern besiedelt. Nachdem Caesar im Jahre 58 v. Chr. vordringende germanische Stämme zurückgeworfen und 52 v. Chr. einen Aufstand der Sequaner gegen die römische Vorherrschaft niedergeschlagen hatte, setzte eine Periode ein, in der Städte wie Besançon und Dole aufblühten. Gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. war das Land christianisiert. Seit 442 von den ostgermanischen Burgundern besetzt, nahm das Land teil an der Geschichte des Königreichs, später des Herzogtums Burgund. Seit 534 war es fränkisch, seit 934 wieder ein selbständiges Königreich, seit 1032 gehörte es als solches zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation.

Die Schwäche der Zentralgewalt des Reiches förderte die Entstehung lokaler Herrschaften wie die Aufsplitterung des Landes. Als sich Burgund aufspaltete, bildeten die Juragebiete die Comte de Bourgogne – die Freigrafschaft –, während die Länder zur Saone hin das Duché de Bourgogne – das Herzogtum –

ausmachten. Im Jahr 1322 fiel die Comté an das Herzogtum zurück. 1361 kam sie an Flandern, 1384 mit diesem wieder an das Herzogtum. Nach langen Kämpfen mit dem König von Frankreich wurde das Land 1491 unter Maximilian I. dem Habsburger Reich angegliedert. 1674 ließ Ludwig XIV. im Rahmen seiner Reunionspolitik das Land erobern. Nach seinem Krieg gegen Holland (1672–1678) wurde es im Frieden von Nimwegen dann 1678 endgültig Frankreich zugesprochen.

Besançon und Belfort sind die größten Städte der Region.

Belfort hat 55.000 Einwohner. Bis 1870/71 gehörte die Stadt zum Department Haut-Rhin und damit zum Elsaß. Seither bildet sie ein eigenes Territorium. Die geographische Lage an der Burgundischen Pforte bestimmte über viele Jahrhunderte hinweg das Schicksal dieser Stadt. Bis zum 14. Jahrhundert gehörte sie den Grafen von Mömpelgard, von 1350 an war sie habsburgisch. 1648 wurde sie im Westfälischen Frieden Frankreich zugesprochen. Der französische Festungsbaumeister Vauban, gebürtig übrigens aus dem südostwärts Avallon im Burgundischen gelegenen St. Leger-Vauban, versah die strategisch so wichtige Stadt mit einer Befestigungsanlage, die noch im deutsch-französischen Krieg 1870/71 eine 103-tägige Belagerung zu überstehen half.

Besançon ist mit 120.000 Einwohnern die größte Stadt der Regi-

on. Die malerisch an einer Schleife des Doubs gelegene alte Stadt ist nicht nur Hauptstadt der Region, sondern auch Sitz des Präfekten des Departments Doubs, Sitz eines Erzbischofs und einer Universität. Wie schon erwähnt, kannte bereits Caesar diesen Ort als Hauptort des gallischen Stammes der Sequaner. Im Mittelalter war Besançon Mittelpunkt der Freigrafschaft Burgund. Seit dem 13. Jahrhundert war es unter dem Namen Bisanz deutsche Reichsstadt. Vor seinem Gang nach Canossa verbrachte der Kaiser Heinrich IV. in dieser ihm treu ergebenen Reichsstadt das Weihnachtsfest 1076, bevor er in einem ungewöhnlich kalten Winter von Burgund aus die Alpen überschritt. Mehrfach war die Stadt auch Schauplatz von Reichstagen, so unter anderem im Jahre 1157 unter Kaiser Friedrich Barbarossa, als kaiserliche und päpstliche Ordnungsvorstellungen nicht auf einen Nenner zu bringen waren. Erst durch den Frieden von Nimwegen kam Besançon mit der gesamten Franche-Comté 1678 an Frankreich

Anmerkungen:

1 vgl. C. Krahmer/J. Müller-Marein „21mal Frankreich“, 4. Auflage, München, 1985, S. 389 ff.

vgl. im übrigen

Baedekers Reiseführer „FRANKREICH“ 6. Auflage, Ostfildern-Kemnat 1992, S. 332 ff., S. 208 ff.

Kulturlandschaft Burgund

Informationen zum Kennenlernen der Bourgogne

Das in Ostfrankreich gelegene Burgund erstreckt sich von der Yonne und dem Plateau von Langres im Norden bis zur Rhone und den Erhebungen des Charolais und Beaujolais im Süden sowie von der Loire und dem Pariser Becken im Westen bis zum Jura- Massiv im Osten. Die im Norden Burgunds gelegene Stadt Sens liegt rund 100 km südostwärts von Paris, die südburgundische Stadt Macon dagegen nur noch etwa 75 km von Lyon entfernt.

Als man 1960 in Frankreich damit begann, jeweils mehrere Departements zu einer Wirtschaftsregion zusammenzufassen, entstand auch Burgund von neuem. Die während der Französischen Revolution aufgehobene Provinz Bourgogne war das letzte Überbleibsel eines einst riesigen spätmittelalterlichen Herzogtums, dem seinerseits verschiedene Burgunderreiche unterschiedlicher Ausdehnung vorangegangen waren. Es ist daher schwer, eine exakte geographische Bestimmung Burgunds vorzunehmen. Das Land habe zwar ein Zentrum, sagt man, aber keine Grenzen. Fest steht lediglich die Ostgrenze: Hier machten die Karolinger 843 im Vertrag von Verdun die Saone zum Grenz-

fluß zwischen dem mittelfränkischen Reich Lothars und dem westfränkischen Karls des Kahlen.

Burgund ist heute eine der 22 Regionen Frankreichs. Seine Nachbarregionen sind: im Norden die Ile de France, im Nordosten die Champagne, im Osten die Franche-Comté, im Süden die Region Rhone-Alpes und im Westen die Region Centre. Burgund erstreckt sich über 31.582 km² (= 6% der französischen Gesamtfläche) und ist damit doppelt so groß wie Schleswig-Holstein. 1,6 Mio Einwohner leben in Burgund (= 51 auf den Quadratkilometer / Schleswig-Holstein 158). Die Region umfaßt vier Departements, nämlich Yonne im Nordwesten mit Auxerre, Côte-d'Or im Nordosten mit Dijon, Saone-et-Loire mit Macon und Nièvre im Südwesten mit Nevers als Sitz der Verwaltung.

Wer je die breite „AUTOROUTE DU SOLEIL“ nach Süden bzw. Norden gefahren ist, hat den Eindruck, daß Burgund ein Durchgangsland ist. Das war es schon immer. Die Mächtigen, die Einflußreichen, die Unternehmungslustigen und die Neugierigen aus zwei Jahrtausenden sind die große Straße Frankreichs von Paris nach Lyon und wei-

ter in den Süden, vom Rhein und aus den Niederlanden nach Italien gezogen. So führten bereits in der Antike wichtige Straßen durch das Land. Im Mittelalter waren es dann die Pilgerwege nach Santiago de Compostela, die Burgund berührten. Heute klagt die einheimische Gastronomie über Durchreisende, die aufgrund der zunehmenden Reisegeschwindigkeit nicht mehr zu einem Halt in Burgund gezwungen sind. Dabei ist dieses Land zwischen dem Pariser Becken und dem Tal der Rhone, zwischen dem Oberrhein und dem Tal der Loire eines der interessantesten Gebiete Frankreichs.

Ein Aufenthalt in dieser reichen Kulturlandschaft ist stets lohnend. Der Kunstfreund findet großartige Denkmäler der Baukunst wie die Kirchen und Klöster des Mittelalters bzw. die Schlösser der Renaissance und des Barock. Geschichtlich Interessierte können Stätten der Frühgeschichte wie den berühmten Felsen von Solutré, Stätten der gallisch-römischen Geschichte wie Alesia oder Autun, Stätten der Kirchengeschichte wie Cluny und Cîteaux oder Stätten mittelalterlicher Geschichte wie Vézelay und Dijon auf sich wirken lassen. Freunde eines guten Weines stoßen in Burgund auf einen seit langer Zeit kultivierten Weinanbau, der in fünf voneinander klar getrennten Gebieten erfolgt, nämlich dem Chablis im Norden Burgunds, der Côte d'Or zwischen Dijon und Beaune, der Gegend um Mercurey westlich von Chalons und dem Maconnais und Beaujolais im Süden. Religiös ansprechbare Leute finden bei der ökumenischen Brüdergemeinschaft des Roger Schutz in Taizé oder zum

Beispiel in Paray-le-Monial, dem Ursprung und Zentrum der Herz-Jesu-Verehrung, eine Heimat, Rat und Hilfe. Dem Naturfreund bietet Burgund eine überaus reizvolle Landschaft, deren Vielfalt von weiten Flußlandschaften im Norden, über verträumte Dörfer und Seen im waldigen Bergland des Morvan bis zu den fast südländisch anmutenden Gegenden im Maconnais reicht.

Das Bergland des Morvan liegt in der Mitte Burgunds, es ist der nördlichste Ausläufer des Zentralmassivs und hat in seinem südlichen Teil Höhen bis 900 m. Wie in vielen geologisch alten Gebirgen sind seine Gipfel keine hochragenden Erhebungen, sondern abgerundete Bergkuppen, fast schon ausge dehnte Plateaus. Der Morvan gilt nicht nur als das Land der dunklen und riesigen Wälder, sondern auch als das der Bäche, Flüsse, Seen und Staubecken. Quer über das Gebirge verläuft eine Wasserscheide: Die Yonne mit ihren Nebenflüssen mündet in die Seine, führt ihre Wasser also dem Ärmelkanal zu, während die Loire in den Atlantik und die Saone über die Rhone in das Mittelmeer fließen.

Zwischen dem Nordrand des Morvan und dem Plateau von Langres, grob beschrieben: nordwestlich von Dijon erstrecken sich die so genannten niederburgundischen Plateaus. Nach Nordwesten hin von zunehmender Höhe fallen sie Richtung Südosten brüsk ab. Die weiträumige mancherorts etwas monotone Landschaft wird durch Flüsse und Bäche belebt, die Täler in die Plateaus gegraben haben.

Dem Morvan südostwärts vorge-
lagert ist das Becken von Autun.
Sein Reichtum an Bodenschätzen
(Kohle und Eisenerz) führte zur An-
siedlung von Schwerindustrie:
Bergbau um Montceau-les-Mines
und Metallindustrie um Le Creusot.
Der das Becken zur Loire hin durch-
fließende Arroux sowie die im Süd-
osten gelegenen Granitrücken mit
den Tälern der Dheune und Bour-
bince – darin liegt u.a. Paray-le-
Monial – bestimmen das Bild der
Landschaft.

Die Ostgrenze Burgunds wird
vom Dijonnais gebildet, in dem sich
sämtliche Landschaftsformen der
Region wiederfinden: Kalkplateaus,
Hügel, fruchtbares Grasland, weite
Schwemmland-Ebenen und Wein-
berge. Die alte Hauptstadt ist auch
das Zentrum der umliegenden
Landschaften bis auf das Charolais
und Maconnais im Süden, die sich
nach Lyon hin orientieren.

Südlich Dijon erstreckt sich ent-
lang des Westufers der Saone über
rund 60 km eine Steilstufe, die
schlechthin als die Burgundische
Landschaft angesehen wird, die
Côte d'Or. Sie ist als Anbaugebiet
der besten Burgunderweine be-
kannt. Der Name dieses „Gold-
hanges“ rührt her von der herbstli-
chen Färbung des Weinlaubes. Hier
– 40 km südlich von Dijon – an der
Kreuzung wichtiger Nord-Süd- und
Ost-West-Autobahnen liegt das alte
Städtchen Beaune, das bekannt ist
aufgrund seiner vielen mittelalter-
lichen Bauten, seines Stadtbildes
und seiner durch den Wein nachhal-
tig beeinflussten Feste wie Bräuche.

Die südliche Fortsetzung der
Côte d'Or bildet das Charolais, ein
mit Weiden überzogenes, sanft ge-

welltes Hügelland. Viehzucht, vor
allem die Mast der weißen Rinder,
spielt hier eine besondere Rolle. Für
Regionen mit durch Landflucht be-
dingtem Arbeitskräftemangel bietet
sich die Zucht der als anspruchlos
geltenden Charolais-Rinder als sehr
extensive Wirtschaftsform geradezu
an. Südlich des Charolais erheben
sich die Berge des Beaujolais, die in
den unteren Lagen berühmte Wein-
gärten, in den oberen jedoch Wälder
und Felder, oft auch nur dürrtige
Ginsterheiden bedecken.

Südostwärts immer am westli-
chen Saone-Ufer entlang geht die
Côte d'Or in die Côte Chalonnais,
die allerdings keinen wirklichen Hang
mehr bildet, und das Maconnais über.
Dieses wird durch eine kleine, bewal-
dete Bergkette vom Tal der Grosne
mit dem Zentrum Cluny getrennt.

Ostwärts der Côte und des Ma-
connais dehnt sich das von frucht-
barem Schwemmland aufgefüllte
Saone-Becken mit den Städten
Chalon, Macon und Tournus. Die
Städte Chalon und Macon, die den
schon erwähnten Landschaften den
Namen gaben, sind alte Orte mit
40.000–58.000 Einwohnern. Sie
sind als Verkehrsknotenpunkte je-
weils Mittelpunkt eines reichen
landwirtschaftlich bestimmten Ge-
bietes, aber auch Standorte einer
Nahrungsmittel-, Bekleidungs- und
Metallindustrie. Tournus, zwischen
diesen beiden gelegen, ist ein Städt-
chen, dessen Abteikirche zu den be-
deutendsten Kirchenbauten der er-
sten Phase der Romanik gehört.

Ostwärts der Saone hat Burgund
Anteil an der Bresse, einem wald-
und seenreichen Hügelland, das im
Osten vom Jura begrenzt wird.

Die Flüsse Loire und Allier bilden die Westgrenze des heutigen Burgund. Zwischen diesen Flüssen und dem Bergland des Morvan liegt die letzte noch nicht angesprochene Landschaft dieser Region, das Nivernais, eine Plateaulandschaft mit einem wenig fruchtbaren Tonboden sowie mit Hängen und Senken, die vor allem in Nord-Süd-Richtung verlaufen.

Industrie- und Weinhandelsstadt gehört der Cassislikör (= le cassis: die schwarze Johannisbeere). Unter dem Namen Dibio war Dijon zur Zeit der Römer ein Lager an der Marschstraße von Lyon durch die Burgundische Pforte nach Mainz. Erst unter den Valois-Herzögen (1364–1477) erlebte Dijon als deren Residenzstadt seine erste kulturelle Blüte. Von einer Belagerung Dijons



Foto: aus einem Prospekt des Fremdenverkehrsbüros Dijon

Burgund ist das Land der großen Weine und Tafelfreuden.

Obwohl der Weinbau eine überragende Rolle spielt, nehmen die Reben nur ca 1 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche ein. Aber gut 22 % des Wertes der landwirtschaftlichen Produktion wird im Weinbau erwirt-

Verwaltungshauptstadt der Region Burgund ist Dijon, das 156.000 Einwohner zählt, eine Universität beherbergt und Bischofssitz ist. Zu den bekanntesten Produkten dieser

durch eine Streitmacht aus deutschen, schweizerischen sowie Soldaten der Comté im Jahre 1513 wird berichtet, daß die Stadt, um sich zu retten, den Angreifern als Aus-



schaftet.

gangsbasis für Verhandlungen Wagenladungen von Wein schickte, was denn auch die angriffslustigen Schweizer einlenken ließ.

Nach dem Zweiten Weltkrieg regierte Dijon über 20 Jahre lang eine wahre Herrschergestalt: Felix Kir, Domherr, Mitglied des regionalen Generalrates, Bürgermeister der Stadt und Abgeordneter des nationalen Parlamentes, der „Unabhängigste der Unabhängigen“, wie er selber sagte. Seinen Ruhm hatte der geistliche Herr zuerst als Widerstandskämpfer erworben. 70 Jahre jung war er, als er nach dem Kriege das höchste Amt in Dijon übernahm, 92 Lenze, als er starb: bis zum Tod in Amt und Würden. Er war beliebt wegen seiner Redeweise und seiner Streiche. Wer nicht an Gott glaubte, dem antwortete der fromme Mann: „Du hast noch nie deinen Hintern gesehen und glaubst doch, daß du einen hast.“ „Doch im Spiegel!“ – „Die Kirche ist der Spiegel!“

Der Herr Domprälat kam täglich vom alten herzoglichen Schloß, wo sich seine Bürgermeisterräume befanden, über die „Place de la Liberté“ spaziert, um auf irgendeiner Terrasse ein Getränk zu sich zu nehmen, das nach Obstsaft aussah. Man bemerkte schließlich, daß es sich um eine Mischung handelte: Weißwein mit einem Schuß Cassis. Heute wird dieses Getränk in ganz Frankreich mit „Bitte ein Kir“ be-

stellt.

Felix Kir hatte die Reiseleidenschaft. Er nannte sich einen „voyageur de la paix“ und verbrüdete sich als „K“ von Dijon mit zwei anderen „K“, mit Kennedy und (französisch geschrieben) Khruschtschow. Der Russe legte bei seinem Besuch in Frankreich 1960 denn auch Wert darauf, von seinem Freund, dem Domherrn, empfangen zu werden. Erste Anordnung des Bischofs: Zivilkleidung. Dies lehnte Kir ab: „Können Sie sich vorstellen, Guy Mollet zieht die Soutane an, um den Papst in Arras zu empfangen?“ Plötzlich aber stimmte Kir der Anordnung des Bischofs zu, beim Heranrücken des russischen Machthabers in einem Kloster zu verschwinden. Ein paar Tage später begründete Felix Kir, zurückgekehrt ins Amt des Bürgermeisters, sein plötzliches Verschwinden: „Weil ich Politiker und Bürgermeister nur noch wenige Jahre, aber in alle Ewigkeit ein Christ bin.“

Anmerkungen:

- 1 vgl. C. Krahmer/J. Müller-Marcin „21 mal Frankreich“, 4. Auflage, München 1985, S. 385 f.

vgl. im übrigen:

Baedekers Führer „FRANKREICH“, 6. Auflage, Ostfildern-Kemnat 1992, S. 236 ff. / S. 291 ff.

Aus burgundischer Geschichte

Burgund ist in Geographie und Geschichte ein vieldeutiger Begriff. Fünf Frauengestalten aus unterschiedlicher Zeit führen uns jeweils ein ganz anderes Burgund vor Augen:

1. Das Nibelungenlied stellt uns die erste vor:

*Ez wuohs in Bûrgonden
ein vil édel magedîn,
daz in allen landen
niht schoeners mohte sîn;
Kriemhilt was si geheizen
si wart ein schoene wîp.
dar umbe muosen degene
vil verliesen den lîp.*

...
*Ir pflâgen drie kûnege
edel unde rich,
Gunther unde Gêrnôt,
die recken lobelîch,
und Giselher der junge,
ein ûz erwelter degên.
diu vrouwe was ir swester,
die vûrsten hetens in ir pflegen.*

Wo dieses Burgunderreich lag, wie es beschaffen war und wie es endete, wird uns bereits in den ersten Strophen des Liedes mitgeteilt, nämlich:

*Ze Wormze bî dem Rîne,
si wonden mit ir kraft.
in diende von ir landen
vil stolziu rîterschaft
mit lobelîchen êren
unz an ir endes zît.
si stûrbens jâemerliche
von zweier edelen vrouwen nît.¹⁾*

An den Rhein waren die Burgunder, wie die Goten und Wandalen ein

ostgermanisches Volk, das seine skandinavische Heimat verlassen und im 2. Jahrhundert zwischen der mittleren Weichsel und der Oder ansässig geworden war, wohl zu Beginn des 5. Jahrhunderts gelangt. Als der Druck der Hunnen oder das Anwachsen des Volkes nach einem Menschenalter den König Gundahar zwang, erneut nach Westen vorzustoßen, ließ der römische Staatsmann Flavius Aetius das Wormser Burgunderreich im Jahre 437 durch hunnische Truppen vernichten. 20.000 Burgundenkrieger, der größte Teil der waffenfähigen Mannschaft soll damals umgekommen sein. Der überlebende Rest des Volkes, dessen Königshaus damals untergegangen zu sein scheint, wurde von den Römern wenige Jahre später im Savoyen als Wehrbauern angesiedelt. Dieses Geschehen ist offensichtlich der Hintergrund des Nibelungenliedes, das über ein halbes Jahrtausend später in einem zwar höfischen und christlichen Rahmen aufgewühlte Gefühle, heidnischen Schicksalsglauben und schließlich ein fürchterliches Gemetzel schildert, den blutigen Untergang des ersten bekannten Burgunderreiches.

2. In einer Heiligenlegende wird uns die zweite vorgestellt:

... In seinem Glück vergaß [der Frankenkönig] Chlodwig seinen Groll gegen das Christentum. Aber den Weg zum Glauben an den Ge-

kreuzigten fand er immer noch nicht. Wieder betete Chlotilde, Jahr um Jahr, für ihren Gatten um die Gnade der Bekehrung und stellte ihm in ihrem eigenen Leben das Idealbild christlichen Lebenswandels vor Augen. Endlich wurden ihre Mühen belohnt. Als Chlodwig in der Schlacht bei Zülpich durch die Streitmacht der Alemannen in die höchste Bedrängnis kam, betete er zum erstenmal in seinem Leben

zum Gott der Christen: „Christus, von dem Chlotilde sagt, du seiest der Sohn, Gottes“, so gelobte er feierlich, „wenn du mir heute den Sieg über meine Feinde verleihst, will ich an dich glauben und mich taufen lassen.“ ...²⁾

Chlotilde bzw. Hrotechildis, wie man sie damals nannte, war die Tochter des burgundischen Teilkönigs Chilperich. Sie wurde am Hof ihres Onkels Godegisel in Genf aufgezogen und heiratete um 493 den Merowingerkönig Chlodwig. Die im Gallischen angesiedelten Burgunder hatten also wieder ein neues Königshaus herausgebildet. Sie hatten mittlerweile auch ihr Einflußgebiet ausgedehnt, das bis in den Raum Avignon reichte und auch die heutige Franche-Comté sowie das heutige Burgund umfaßte. Der bedeutendste Herrscher dieses Burgunderreiches, Gundobad, regierte das Land etwa von 473 bis 516, zur Lebenszeit Chlotildes von Lyon aus. Er pflegte die Beziehungen zum katholischen Episkopat, duldete die katholische Erziehung seines Sohnes Sigismund, blieb jedoch selbst noch Arianer. Gundobad war in dieser chaotischen Zeit ein



(Grafik aus: das Große Hausbuch der Heiligen)

Die Hl. Chlothilde betet um die Heilung ihres todkranken Sohnes; sie gilt als Patronin der Frauen, für die Bekehrung des Gatten; fürbittend wird sie angerufen gegen Fieber und Kinderkrankheiten.

Mann des Maßes, der Einsicht und der Klugheit, der sich als Gesetzgeber einen Namen machte. Ihm wird der Satz zugeschrieben: „Die Quelle Gott wohlgefälliger irdischer Herrschaft ist die Gerechtigkeit.“³⁾ Unter ihm reichte das Burgunderreich kurzzeitig bis in die Provence, es begann auch der Verschmelzungsproze der wenigen Burgunder mit den Einheimischen. Nach seinem Tode war es jedoch bald auch um dieses Burgunderreich geschehen. Es fiel im Jahre 534 dem Expansionsdrang der Franken zum Opfer. Sein König, Gondebads Sohn Sigismund wurde samt Frau und Kindern zu Orléans elend in einem Brunnen ersuft. Die Franken teilten das Gebiet in vier Teile auf: Damals entstand ein Burgund um Arles, eines um Vienne, eines im Bereich der späteren Franch-Comté und ein westfrnkisches Burgund, das etwa dem heutigen Bourgogne entspricht.

3. Eine Deutsche Geschichte stellt uns die dritte Burgunderin vor:

„... welche Frau hat im Mittelalter jemals einen so hohen Rang eingenommen wie Adelheid, die 931 geborene Tochter Rudolfs II. von Hochburgund? Nach dem Tod des Vaters heiratete Hugo, König von Italien, Adelheids Mutter, um seinen Anspruch auf Hochburgund durchzusetzen, und verlobte seinen Sohn Lothar mit der sechsjährigen Stieftochter. Als Lothar König geworden war, heirateten sie. Doch das Glück währte nur kurz. 950 starb der Gatte. Angeblich fiel er einem Giftanschlag seines politischen Rivalen Berengar zum Opfer. Für

Adelheid brach eine schwere Zeit an. Sie wurde auf einer Burg am Gardasee gefangen gehalten und entehrenden Demütigungen ausgesetzt. Als auf den Hilferuf ihrer Anhänger hin Otto I. 951 nach Italien zog, beeindruckte die Zwanzigjährige, kultiviert, gebildet und schön, den doppelt so alten Otto dermaßen, daß er sie sofort heiratete. ... Nach Theophanus [ihrer Schwiegertochter] Tod 991 führte Adelheid vier Jahre lang mit Geschick die Regierungsgeschäfte bis zur Volljährigkeit [ihres Enkels] Ottos [III.]. ... 999 starb sie in Kloster Selz im Elsaß. Bald wurde sie als Heilige verehrt und 1097 heiliggesprochen“.⁴⁾

Die burgundische Heimat der heiligen Kaiserin Adelheid war ein um den Genfer See gelegenes Territorium, das sich nach Nordwesten allerdings bis in die heutige Franche-Comté ausdehnte. Unter ihrem Großvater Rudolf I., einem Welfen, wurde das Land, das man Hochburgund nannte, ein selbständiges Königreich. Südlich dieses Landes lag das ebenso wie Hochburgund aus der Erbmasse des Karolingerreiches gebildete Königreich Niederburgund mit der Hauptstadt Arles. Dort war eine einheimische aus Vienne stammende Familie an die Macht gekommen. Beide Dynastien strebten zusätzlich die Königskrone der Lombarden an. Adelheids Vater war von 922 bis 926 italienischer König, sein südlicher Nachbar Hugo von Vienne folgte ihm als Träger der eisernen Krone der Lombarden. Er war der oben erwähnte König von Italien, der in der Tat die Voraussetzung für die Zusammenführung von Hoch- und

Niederburgund schaffte, indem er selbst Adelheids Mutter heiratete und seinen Sohn Lothar mit Adelheid verheiratete. Da Adelheid dann allerdings – wie schon berichtet – Kaiser Otto I. ehelichte, fiel das vereinigte Königreich Burgund, nach seiner Hauptstadt auch Arelat genannt, im Rahmen der Erbfolge 1032 unter Kaiser Konrad II. an das deutsche Reich. Nach der Stauferära zerbröckelte dieses Burgund aufgrund der macht- und kraftlosen Zentralgewalt des Reiches. Gegen Ende des Mittelalters zählten nur noch Savoyen, Mömpelgard (Montbéliard), die Westschweiz und die Franche-Comté zu den beim Reich verbliebenen Teilen des Burgund von Adelheid.



(Grafik aus: das Große Hausbuch der Heiligen)

4. Der Chronist Otto von Freising erwähnt die vierte Burgunderin:

... König Friedrich I. hielt im März 1153 unter großer Teilnahme der Fürsten einen allgemeinen Reichstag in Konstanz ab. Dort schied er sich vor Bischof Hermann im Chor der Kirche zu Konstanz von Adelheid, der Tochter des Markgrafen Theobald von Vohburg, die mehrfach des Ehebruchs bezichtigt wurde, und heiratete später [1156 zu Würzburg] an ihrer Statt

Hl. Adelheid flieht mit ihrem Kind aus der Gefangenschaft Berengars, des Mörders ihres Mannes, König Lothar von Italien.

Beatrix von Burgund, die Tochter des Fürsten Rainold III. von Burgund; mit Beatrix hatte Friedrich, der seines roten Bartes wegen Rotbart oder Barbarossa genannt wurde fünf Söhne. ...⁵⁾

Beatrix von Burgund war die Erbin der Freigrafschaft Burgund mit der Residenzstadt Besançon. Sie war die reichste Frau im Lande mit sehr großem Grundbesitz und einer

Gefolgschaft von 5.000 Rittern. Dank ihres Einflusses gewann das damals wohl ein wenig „altfränkische“ deutsche Königtum den Anschluß an die westliche Welt des neuen Rittertums. Ricarda Huch erzählt, die Kaiserin Beatrix von Burgund habe als klug und gebildet gegolten, ihren Mann auf allen seinen Feldzügen begleitet und es sei allgemein bekannt gewesen, daß der Kaiser sehr abhängig von ihrem Urteil gewesen sei.⁶⁾

5. In einem Reisebuch begegnen wir der fünften Burgunderin:

... Einsam zwischen den Trümmern eines auseinanderbrechenden Landes, dessen Kern mit Burgund und Artois an Frankreich fällt, ein zwanzigjähriges, junges Mädchen - anmutig, graziös, warm von Gefühl, das einzige nachgelassene Kind Karls des Kühnen, Maria von Burgund. Noch im selben Jahr (1477) wird sie Maximilian von Habsburg heiraten, dem sie ihr niederländisches Erbe mit in die Ehe bringt. ... Sie wird nicht viel Glück im Leben haben. Schon mit fünfundzwanzig Jahren stürzt sie vom Pferd und stirbt an den Folgen. In einer Seitenkapelle von „Onze lieve Vrouwe“ zu Brügge liegt sie neben den Resten ihres Vaters in fürstlicher Tumba begraben. ...⁷⁾

Maria und ihr Vater Karl der Kühne entstammten einem Burgund, das sein Zentrum im heutigen Bourgogne hatte, dem französischen Herzogtum Burgund, das um 900 nordwestlich des damaligen Königreiches Hochburgund gebildet worden und stets ein Lehen der französischen Könige geblieben

war. 1361 war das Lehen aufgrund des Todes des letzten Herzogs aus dem Geschlecht der Kapetinger, Philipp de Rouvre, an die französische Krone zurückgefallen. Der damalige französische König Johann II. aus dem Hause Valois belehnte mit dem erledigten Herzogtum seinen jüngsten Sohn Philipp, den man auch den Kühnen nannte. Der übernahm nicht nur das Herzogtum des letzten Kapetingers, sondern auch dessen Braut Marguerite von Maele, die Tochter des letzten Grafen von Flandern. Damit schaffte er die Voraussetzung für eine gewaltige Ausdehnung seines Herrschaftsbereiches. Die französische Zentralgewalt war seit Mitte des Jahrhunderts voll in Anspruch genommen durch einen Krieg mit England, der hundert Jahre dauern sollte. Im Osten waren die deutschen Könige, namentlich die Luxemburger und die Habsburger, vor allem mit dem Ausbau ihrer Hausmacht im Osten des Reiches beschäftigt. So konnten die Valoisherzöge, von Burgund ausgehend, zielstrebig und rücksichtslos auf Kosten der Nachbarn einen Staat zusammenfügen, der sich beiderseits der deutsch-französischen Sprachgrenze ausbreitete: ein künstliches, aber wohlorganisiertes Gebilde von hoher Wirtschaftskraft.

Die Landesteile des alten französischen Herzogtums Burgund glitten zunehmend in eine Nebenrolle hinüber; denn die flämischen Niederlande wurden bald zum eigentlichen Schauplatz des burgundischen Hoflebens. Artois, Picardie, schließlich sogar Luxemburg, Hennegau, Geldern, Seeland, Holland, Brabant, Limburg und die Franche-

Comté hatten die burgundischen Herzöge ihrem Staatsverband anschließen können. Sie waren aufgrund des Reichtums dieser Länder „Les Grands Ducs d'Occident“ geworden. In den Niederlanden blühte die Tuchmacherindustrie und der Handel. Von dort kamen die Künstler geradezu in Scharen. Die Picardie und das Artois steuerten Wissenschaftler, Gelehrte und Dichter bei. So entstand als Frucht von Internationalität und Weltläufigkeit, von raffinierter höfisch-ritterlicher Lebensweise eine burgundische Kultur. Bekannt wurde der burgundische Hof für seine verschwenderischen Feste und sein ausgeklügeltes Hofzeremoniell.

Die rechtliche Lage dieses Burgund der Großen Herzöge – Philipp der Kühne (1363–1404), Johann Ohnefurcht (1404–1419), Philipp der Gute (1419–1467), Karl der Kühne (1467–1477) – war arg verwirrend: innerhalb des französischen Staates ein Staat, dessen Herrscher den König und Souverän an Fähigkeit und Machtmitteln weit übertraf; damit nicht genug: weitere, wirtschaftskräftige Teile Burgunds standen unter anderer, ebenso schwächerer Oberhoheit, nämlich der des deutschen Reiches. Die Burgunder betrieben eine ausgeprägt selbständige, meistens anti-französische Politik und traten während des französisch-englischen Krieges mehrfach auf die Seite der Engländer, so auch mit jenem Streich gegen Compiègne im Jahre 1430, bei dem sie Jeanne d'Arc gefangen nahmen und für 10.000 Goldtaler an die Engländer auslieferten. Es war deshalb nur konsequent, wenn die Herzöge danach

strebten, selbst die Souveränität, selbst eine Königskrone zu erwerben, was sich allerdings nur mit dem deutschen Kaiser Friedrich III. aushandeln ließ.

Die Verhandlungen darüber beendeten die Kriege Karls des Kühnen, mit denen er versuchte, das Elsaß und Lothringen zu erwerben. 1475 belagerte er vergeblich Neuß. Im November des gleichen Jahres erlitt seine berühmte und gefürchtete Armee bei Héricourt die erste Niederlage. Im Kampf gegen die Schweizer folgten weitere Niederlagen am Neuenburger See und bei Murten. Nach einer Belagerung der Stadt stellte sich Karl im Januar 1477 bei Nancy noch einmal einer aus schweizerischen und oberrheinischen Soldaten bestehenden Streitmacht. Er wurde geschlagen und fand selbst den Tod.

Fünf Frauen haben hier für ein Burgund gestanden, das jedes Mal ein anderes war. Bei Kriemhild ist es eine Station während der Völkerwanderung. Bei Chlotilde ist Burgund das Königreich um Lyon, in dem das Volk nach der Völkerwanderung und nach schweren Schicksalen zur Ruhe kommt. Bei Adelheid ist es der nördliche „hochburgundische“ Teil dieses Königreiches, das beim karolingischen Reichszerfall unter einer welfischen Dynastie wieder hergestellt wurde. Bei Beatrix ist Burgund ein Teil dieses Teils, die so genannte Freigrafschaft Burgund um Besançon (Franch-Comté). Marie von Burgund steht für das Großreich der nach ihrem Ursprungsland, dem französischen Lehnshertzogtum um Dijon, genannten burgundischen Herzögen. Offensichtlich steckt ein

wahrer Kern in der Rede, Burgund habe zwar ein Zentrum, aber keine festen Grenzen. Heute ist die Burgund genannte Gegend um Dijon ein Restbestand dessen, für was der Name Burgund in weit über tausend Jahren europäischer Geschichte einmal stand. Daraus bezieht Burgund wohl auch einen geheimen Glanz. Daß sein Name nicht eindeutig fixiert ist und in dieser Offenheit etwas von den Geheimnissen europäischer Geschichte in sich trägt, die es zu verschiedenen Malen entscheidend mitgeprägt hat, das dürfte Burgund seinen besonderen Klang verleihen.⁸⁾

Anmerkungen:

- 1 vgl. „Das Nibelungenlied“, hrsg. von Prof. Dr. A. Heusler, Wiesbaden, S. 6
- 2 vgl. W. Hünermann „Der endlose Chor“, 2. Auflage, Freiburg 1949, S. 300
- 3 vgl. H. Domke „Burgund“, 9. Auflage, München 1991, S. 68
- 4 vgl. DEUTSCHE GESCHICHTE, hrsg. von H. Pleticha, Bd. I, Teil I, Gütersloh 1983, S. 264
- 5 vgl. Otto von Freising „Das 6. und 7. Buch der Weltchronik“ in „Chroniken des Mittelalters“, hrsg. von A. Ritthaler, München 1964, S. 212
- 6 Vgl. Ricarda Huch „Römisches Reich Deutscher Nation“, Deutsche Geschichte Bd. 1, Zürich, S. 133
- 7 vgl. H. Domke „Burgund“, 9. Auflage, München 1991, S. 425
- 8 vgl. A. Mirgeler „Geschichte Europas“, 2. Auflage, Freiburg 1954, S. 227 f.

Exodus – Aufbruch

Wallfahrt nach Cîteaux

Die Schöpfung – und deren Spitze und Krone der Mensch – sind von allem Anfang an in Bewegung, denn: nur Bewegung sorgt für Entwicklung.

- Wer rastet, der rostet.
- Sich regen, bringt Segen.

Sich an eine neue Situation anpassen, garantiert Leben – garantiert Überleben. Erfahrung steuert diesen Prozeß. Erfahrung aber muß erfahren sein, weil sie nur so erfahrbare wird. Das ist Lebensgesetz: die ganze Schöpfung ist damit auf dem Weg – auf dem Weg zu einem Ziel: zu ihrer Vollendung.

Es wäre also schon seltsam, wenn der Mensch sich dieser Bewegung, dem Auf-dem-Weg-sein entziehen würde. Denn: sich zur Ruhe setzen, entzieht dem Menschen viele Möglichkeiten seiner Entfaltung. Sich begnügen mit dem, was man gerade hat oder gerade ist, heißt zu verzichten auf das, was noch kommen kann, wenn ich mich nur danach suchend auf den Weg mache. Denn: was ist der Mensch, was ist und soll er werden?

Zwei Antworten gibt es darauf:

- Er ist eine unbeantwortete Frage oder

- Er ist ein Geheimnis, das sich unter Bedingungen erschließen läßt.

Welche Antwort geben Sie sich?

Christa Meves z.B. äußert sich dazu:

„Ich möchte diese Frage ‘wer ist das eigentlich – der Mensch?’ sofort und einem Satz beantworten:

Er ist ein Geheimnis. In den großen Tragödien, in den Kunstwerken der Hochkulturen haben es einzelne vermocht, dieses Geheimnis darzustellen, zu beschreiben, ahnbar zu machen. Aber wir brauchen uns nicht einzubilden, daß wir das Geheimnis Mensch mit ‘Wissenschaften’ vom Menschen lüften können. Gerade die Psychologie, die Anthropologie, die Soziologie, die Biologie haben mit dem ... ähnliche Mißerfolge wie jene Jäger, die hektisch dem weißen Hirsch nachjagten: Er entzog sich mehr und mehr und wurde schließlich gänzlich unaufgreifbar.“

Was ist der Mensch: bestimmt zur Freiheit; bestimmt zu den mit dieser Freiheit verbundenen Risiken; Statthalter der Schöpfung und damit der Bewegung, der Entfaltung und Entwicklung verpflichtet als seinem Lebensgesetz und seinem Lebensraum.

Aufbruch – Auszug – Exodus ist aber auch das Lebensgesetz des Handelns Gottes an und mit dem Menschen. Es ist das Prinzip der Heilsgeschichte. Denn: immer wieder stößt Gott Menschen mit denen er seine Geschichte anfängt aus ihrem Hang zum Verweilen, Bleiben und Genießen auf. Er gönnt ihnen

keine Ruhe, kein Beharren.

- So stößt er Adam und Eva aus dem Paradies, damit sie – nach dem Sündenfall ihnen gemäß im Schweiß ihres Angesichts sich die Erde untertan machen.
- Den Abraham treibt er aus seiner Heimat, weil er ihm eine große Verheißung in Aussicht stellt, die an den Mut des Aufbruchs gebunden ist.

Lesung:

*„Zieh fort aus deinem Land in das Land, das ich dir zeigen werde. Zieh fort von deiner Sippe, fort aus dem Haus deines Vaters. Ich mache dich zu einem großen Volk. Ich segne dich und mach deinen Namen groß: So sollst du ein Segen sein. Und segnen werde ich die, die dich segnen. Und denen, die dich verwünschen, werde ich fluchen. Und mit dir sollen sich segnen alle Geschlechter des Erdenlandes.“
(Gen 12,1–3)*

- Die Israeliten führte Gott aus Ägypten hinaus. Ja er drängte sie gegen ihren Willen, obwohl sie dort litten, und er führte sie in ein Land, wo Milch und Honig fließt.

Lesung:

„Moses, Moses ... Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. ... Gesehen habe ich die Bedrückung meines Volkes in

Ägypten und gehört seinen Schrei vor seinen Treibern, ja, ich kenne sein Leiden.

Und nun bin ich herniedergestiegen, es aus Ägyptens Hand zu retten und es hinauf zu führen in ein Land, gut und weit, ein Milch und Honig träufelndes Land. ... Nun denn, geh, ich schicke dich zu Pharao, daß mein Volk, die Söhne Israels hinausführt aus Ägypten.“ (Ex 3, 1–10)

- Diesem Moses begegnet Gott, nicht zufällig, als er auf dem Weg war mit seinen Schafen. Hier gibt er ihm den Auftrag zum großen Aufbruch – damals wie heute!
- Dem Jakob begegnet Gott ebenfalls unterwegs – auf der Flucht vor Esau. Hier draußen unterwegs ringt er mit Gott, bis dieser ihn segnet.
- Alle Propheten rufen mehr oder minder deutlich zum Aufbruch, zur Veränderung auf: und das im Namen dieses Gottes.

Ja unser Gott ist ein Gott des Aufbruches, ein „Unterwegs-Gott“. Unterwegs läßt er sich finden von denen, die den Aufbruch wagen.

So haben sich Menschen zu allen Zeiten auf den Weg gemacht. Nicht um zu vagabundieren, entwurzelt und heimatlos zu sein. Nicht, um sich jeweils neu einzuwurzeln, neue Heimat zu finden, hinter sich zu lassen, was erkannt wurde, frei zu werden für anderes, für den ganz anderen.

Dieser Aufbruch ist für die, denen Gott Lebensrealität ist und nicht nur bürgerlicher Zierrat, unverzichtbar. Folglich versteht sich Kirche ganz selbstverständlich als

das „wandernde Gottesvolk“, das sich in Aufbruch zum Neuen in den Blick nimmt und im Zurücklassen des Erreichten entlastet: semper reformanda: immer auf dem Weg, sich zu erneuern, größer, freier zu werden.

Unser Ziel, ist Cîteaux. Der Name steht für ein solch kirchliches Aufbruchprogramm. Im Gegensatz zu Cluny ist das Kloster von Abt Robert und Bernhard von Clairvaux 1098 gegründet als strenger Mönchsorden, die Zisterzienser.

Die Grundaufgaben des Aufbruchs sollten herausgestellt werden:

- Überwindung kirchlicher Pracht
- strenge Klosterregel
- Rückführung des Lebens auf Grundaufgaben
- äußerste Bedürfnislosigkeit
- ein Leben im Armut nach der Charta der Barmherzigkeit.

Leben auf Zukunft hin: auf die Erwartung des kommenden Reiches Gottes.

Läßt uns uns nun auf den Weg machen zum Ziel hin: mit unserm Gott zu sein in der Hoffnung, daß er uns begleitet und begegnet. Ihm auf der Spur zu bleiben und unsere Zukunft zu suchen. Oft haben wir ja so augenscheinlich nicht die Gelegenheit, zusammen den Aufbruch zu wagen. Deshalb sollten wir auch den Mut haben, über das was uns auf diesem Weg geistlich bewegt zu sprechen: d.h., versuchen zu geistlichem Gespräch zu kommen.

Dabei können wir uns z.B. überlegen,

- Wie sehe ich mich in meiner Lebensgeschichte?

- Welche Aufbrüche habe ich bisher gewagt – wie viele gemieden?
- Wo und wie lähmt mich mein Verharrungs-/Beharrungsvermögen?
- Habe ich erlebt, daß gewagte Aufbrüche sich für mich gelohnt haben?
- Sehe ich Sinn und nicht nur Zweck in den Erfahrungen und Erlebnissen meines Lebens?
- Seit dreieinhalb Jahrtausenden gibt es nachweislich Menschen, die behaupten, daß Gott ihnen in ihrem Leben begegnet ist. Habe ich vergleichsweise Erfahrungen gemacht?
- Gibt es Situationen in meinem Leben, in denen ich die Hand oder Spur Gottes deutlich erkannt oder erahnt habe?

Hl. Bernhard von Clairvaux

Jakob Torsy*

Bernhard, geboren um 1090 zu Fontaines-lès-Dijon aus burgundischem Adel, trat 1112 mit dreißig Gefährten, darunter vier Brüder, in das Reformkloster Cîteaux ein. 1115 wurde er mit 12 Mönchen nach Clairvaux gesandt, um dort ein Kloster zu gründen, das er fortan als Abt leitete. Von hier aus rief Bernhard noch 69 Klöster ins Leben, so daß er mit Recht der zweite Gründer des Zisterzienserordens genannt werden kann. Durch seine freundschaftliche Beziehungen zu bedeutenden Persönlichkeiten sowie durch seine tiefe Frömmigkeit und seine Predigtgabe übte er auf

seine Zeitgenossen größten Einfluß aus. 1146 gewann er König Ludwig VII. von Frankreich zu Vézelay und Konrad III. von Deutschland zu Speyer zur Teilnahme am Kreuzzug. Bernhard begründete die Kirchenmystik und die Lehre vom Brautverhältnis der Seele zu Christus und wirkte hierdurch nachhaltig besonders auf die deutsche Mystik. Bernhard starb am 20. August 1153 zu Clairvaux, wo er auch bestattet wurde. 1790 wurden seine Reliquien in die benachbarte Kirche von Ville-sous-la-Ferté überführt. Sein Haupt ruht seit 1813 in der Kathedrale von Troyes.

* aus: Jakob Torsy, Der große Namentagskalender, Herder Freiburg 1976

Gebet

Dargestellt im Gewand eines Zisterzienserabtes mit Bienenkorb, mit Teufel an der Kette, mit bellenndem Hund, mit Muttergottes, mit Leidenswerkzeugen.

Patron der Imker, Wachszieher; gegen Besessenheit, Dämonie, Tierplagen, Unwetter.

Gott, du hast deinem Volk den Hl. Bernhard als Mittler des ewigen Heils geschenkt. Wir bitten dich, laß ihn unser Fürsprecher sein, der auf Erden unser Lehrer des Lebens war. Darum bitten wir dich durch Jesus Christus, deinen Sohn. Amen.



(Grafik aus: Die deutschen Wallfahrtsorte)

Der Gekreuzigte neigt sich dem Hl. Bernhard zu.

Informationen zur Geschichte der Zisterzienser

Mit künstlerisch gestaltetem Gesang, prächtigen Gewändern und wertvollem Gerät verrichteten die Mönche der zur Kongregation von Cluny gehörenden Klöster in immer großartiger werdenden Gebäuden ihren Gottesdienst gegen Ende des 11. Jahrhunderts. In Cluny selbst war eine neue Kirche von gewaltigen Ausmaßen im Bau, die mit ihrer Gesamtlänge von 187 m (= zwei hintereinander liegende Fußballplätze) und ihren fünf Schiffen, mit ihren vielen Türmen und Kapellen das größte Gebäude der Christenheit bis zur Errichtung des neuen Petersdomes in Rom werden sollte.

Cluny und die Klöster seiner Reform waren reich geworden. Ihr Grundbesitz hatte sich ungeheuer vermehrt, aber die Klosterzucht begann zu erschlaffen. Die gewaltige Größe der Abteikirche von Cluny war sichtbarer Ausdruck dieses Reichtums, der auch eine wirtschaftliche Macht darstellte. Mit dem Ziel, die Abteikirche in Cluny größer als den Kaiserdom in Speyer zu bauen, sollte auch ein Zeichen dafür gesetzt werden, daß nun der Geist der Kirchenreform die Welt beherrsche. In der abendländischen Völkerfamilie hatte der Papst die Führung übernommen. Der Sieg des Papsttums über das Kaisertum stellte für die Kirche eine große Gefahr dar; denn sie wurde immer

mehr und immer tiefer in rein innerweltliche Händel verstrickt. Viele verantwortungsbewußte, weit blickende Zeitgenossen erkannten die der Kirche von Macht wie Reichtum drohenden Gefahren und entschlossen sich zu einem alternativen Lebenswandel.

Die Benediktiner spürten den neuen Geist bald in ihren eigenen Klöstern. Im lothringischen Molesmes hatte Robert, wohl ein Adliger, 1075 eine eigene Abtei gegründet, die streng sein sollte, aber rasch wohlhabend wurde; denn der benachbarte Adel wollte wenigstens durch Schenkungen fromme Werke tun. Der enttäuschte Abt Robert suchte in das früher schon praktizierte Eremitenleben auszuweichen, doch seine Mönche ließen nicht von ihm. Der Rat eines englischen Gesinnungsgenossen wohl Stephan Harding, später der dritte Abt von Cîteaux, half Robert weiter: die Benediktsregel sei schon ein vollkommener Wegweiser zur erstrebten Nachfolge Christi, wenn man sich nur an sie selbst, nicht an die seit Jahrhunderten darübergeschichteten Auslegungen und Gewohnheiten halte. Als die Mönche von Molesmes sich gegen die Anwendung der ursprünglichen Ordensregel und damit gegen eine Verschärfung der Bestimmungen des Klosterlebens sträubten, zog

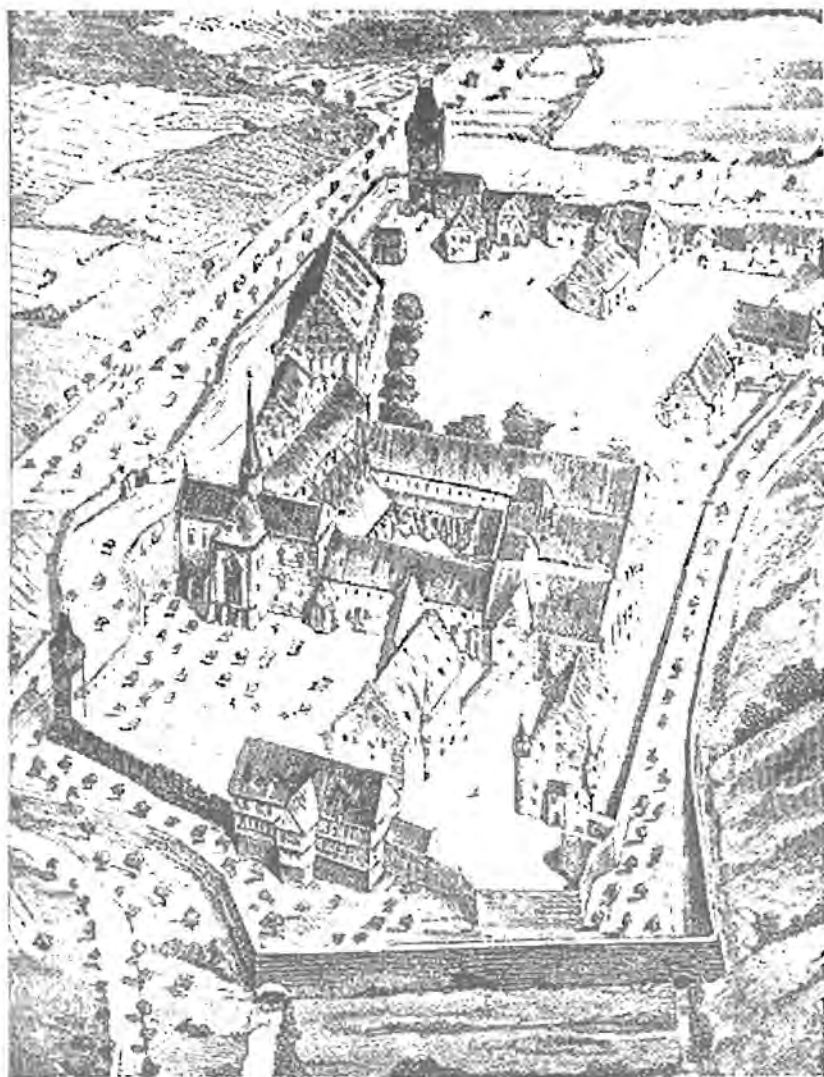
Robert 1098 mit zwanzig Genossen in eine sumpfige, mit Gestrüpp bewachsene Einöde südlich von Dijon. Das in dieser Gegend in großem Umfang vorhandene Röhricht, was auf französisch „cistel“ heißt, hat vermutlich dem Ort zu dem Namen „Cîteaux“ und dem Orden zur Bezeichnung „Zisterzienser“ verholfen.

Die Landschaft um Cîteaux hat noch heute etwas von der Wirkung einer Einöde. Aufgrund des Vorhandenseins von Autos und Autostraßen wirkt die Abgeschiedenheit von Cîteaux nicht außerordentlich streng, aber es macht den Eindruck von Verlassenheit noch immer. Hat man die ausgedehnten Waldgefilde um Cîteaux durchquert, erreicht man einen Ort, der sich durch gar nichts auszeichnet. Wiesen, Felder, Gehölze erstrecken sich da in einer recht eintönigen Ebene. Vom mittelalterlichen Kloster ist auf den ersten Blick nichts zu sehen. Die heutige Abtei mit ihren langgestreckten, zierlosen Bauten erinnert eher an eine Kaserne als an ein Kloster. Wie eine Mehrzweckhalle sieht die Kirche aus. Die Nüchternheit der ganzen Anlage fällt ins Auge. Tochtergründungen dieser Abtei aus dem Mittelalter wie zum Beispiel Eberbach und Altenberg nehmen sich dagegen geradezu als romantisch aus.

Die exemplarische Nüchternheit von Cîteaux wirkt noch immer. Welche Wirkung mag die Landschaft auf die Mönche ausgeübt haben, die sich hier von 1098 an niederließen? Es war ständig harte, körperliche Arbeit nötig, um die Sümpfe rings um das Kloster trocken zu legen. Damit die Klostersgemeinschaft

überhaupt leben konnte, mußten alle Mönche fleißig Handarbeit leisten. Vier, fünf Stunden täglich standen sie auf dem Feld, beim „Ackerbau, den Gott geschaffen hat“¹⁾, beim Obst- und Weinbau, bei der Vieh- und Fischzucht. Der Rest des Tages wie auch viele Stunden der Nacht waren dem Chorgebet gewidmet, ein Gottesdienst ohne cluniazensisches Pathos. Die neuen Mönche wollten nicht mehr die vornehm weiten und schwarzen Kukullen von Cluny tragen, sondern Kutten aus grober Wolle, die sich beim Waschen weiß färbten. Ihre Tage sollten von Armut geprägt sein ohne Aufwand in der fleischlosen Speise, ohne Schmuck in der turmlosen Kirche. Die Gemeinschaft von Cîteaux war ein nicht zu übersehener Widerspruch zur Lebensweise der Cluniazenser. 1118 gab sich die neue Ordensgemeinschaft unter dem Abt Stephan Harding eine eigene Verfassung (Charta Charitatis), die sie von da an förmlich und endgültig von den Benediktinern trennte. Ihre Bedeutung wird an einigen typischen Erscheinungen des Zisterzienserordens deutlich:

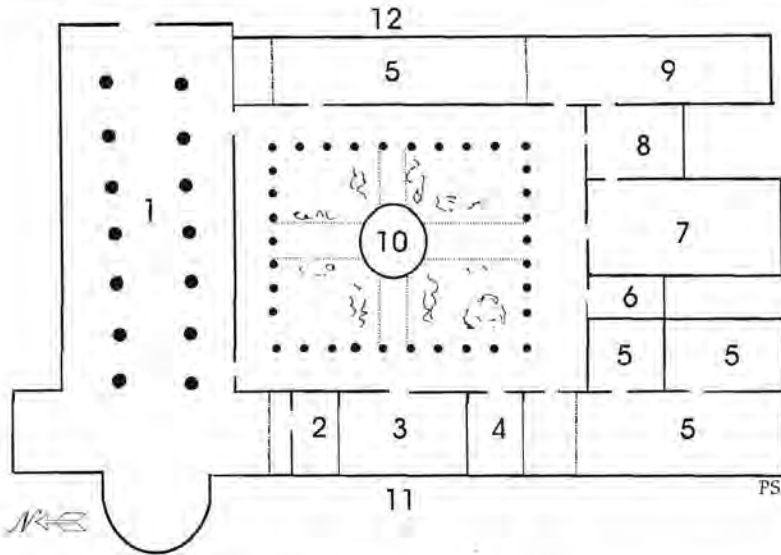
1. Wenn auch die Zisterzienser im Mittelalter ein Orden vorwiegend ritterbürtiger Mönche blieben, haben sie es doch verstanden, ihre Klöster weitgehend aus dem Zusammenhang der feudalen Welt zu lösen. Sie verzichteten auf persönliche Dienstmannen ebenso wie auf Hörige, wenn sie nicht in den geistlichen Verband des Klosters selbst aufgenommen waren. Zum Außendienst auf den so genannten „Grangien“ kommandierte Mön-



***Darstellung einer typischen mittelalterlichen Klosteranlage
der Zisterzienser***

Deutlich erkennbar der Heilige Bezirk mit Kirche und Claustrum (abgeschlossener, innerer Bereich um den Kreuzgang herum), der stille Bezirk im Vordergrund mit Bibliothek und Studierräumen, Krankenhaus, Apotheke, Arzneigarten und Friedhof, im Hintergrund der profane (laute) Bezirk mit Scheunen, Wirtschaftsgebäuden, Ställen und Werkstätten.

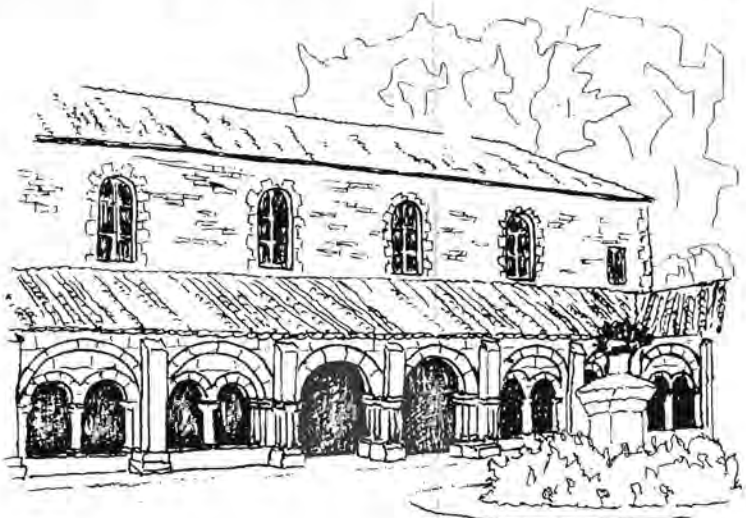
(Abb. nach einer Darstellung des Zisterzienserklosters Maulbronn in: Kirchengeschichte aus erster Hand)



- | | | |
|----------------|--------------------------|---|
| 1 Kirche | 6 Caldarium (Wärmestube) | 10 Kreuzgang |
| 2 Sakristei | 7 Refektorium der Mönche | 11 Dormitorium der Mönche im Obergeschoß mit direktem Zugang zur Kirche |
| 3 Kapitelsaal | 8 Küche | 12 Dormitorium der Brüder |
| 4 Parlatorium | 9 Refektorium der Brüder | |
| 5 Arbeitsräume | | |

Schematische Skizze des Heiligen Bezirks (oben), wie man ihn in jedem Zisterzienserkloster findet; Kreuzgang des Klosters von Fontaney (unten).

(Skizzen nach Abb. in: Sing, Der Jakobsweg)



- che verwalteten die landwirtschaftlichen Güter anstelle der gewohnten Meier der feudalen Fronhöfe; in der Klostergemeinschaft selber aber wurden die notwendigen niederen Geschäfte von „dienenden Brüdern“ besorgt, die mit allerdings geminderter Verpflichtung in den Orden aufgenommen waren. Die zur gerichtlichen und zur politischen Vertretung notwendigen, jedoch zu eigennützigen Übergriffen stets geneigten Klostervögte aus dem weltlichen Adel wurden meist dadurch ausgeschaltet, daß die Zisterzienser ihre Klöster direkt unter die Vögte der Könige stellten.
2. Die Zisterzienser begriffen ihre Klosterreform nicht nur als geistliches, sondern auch als organisatorisches Problem. Sie brachten alle ihre Klöster in einen organisatorischen Zusammenhang, der wirkungsvoller war als die cluniazensische Methode, nur den Vorgesetzten und allenfalls einige Mönche aus dem Mutterkloster in das abhängige Kloster zu delegieren. Jedes Zisterzienserkloster blieb mit den Klöstern, die es neu gegründet hatte, dauernd verbunden: die Äbte des Mutterklosters hatten die Visitationspflicht, die Äbte der Tochterklöster aber mußten sich alle Jahre im Mutterkloster versammeln. Auf diese Weise blieb auch der Orden als Ganzes über eine nicht zu große Zahl von Gliedern hinweg mit der burgundischen Zentrale verbunden.
 3. Die asketische Grundeinstellung veranlaßte die Zisterzienser zum Verzicht auf die künstlerische Repräsentation, vor allem auf Fassaden, Kirchtürme und weitgehend auch den bildnerischen Schmuck ihrer Kirchen. Durch diesen protestantische Nüchternheit beinahe vorwegnehmenden Stil sind die Zisterzienser die Bahnbrecher einer sachlichen Frühgotik geworden. Anstelle der künstlerischen Betätigung trat für die Zisterziensermönche vielfach ein neues Verhältnis zum Buch.
 4. Die in Verbindung mit einer neuen Ernstnahme der Askese und ihrer Ausweitung ins Praktische wieder wörtlich genommene Verpflichtung zur Handarbeit veranlaßte die Zisterzienser, ihre Klöster in Einöden und mit Vorliebe auf unkultiviertem Neuland anzulegen. Auf diese Weise haben sie als Kolonisatoren sowie als geistiger Rückhalt bei der Erschließung neuer Landstriche Besonderes geleistet. Es gab in Europa Gegenden, in denen ihre Beteiligung an einer Kultivierung entscheidend war. Die Küste Flanderns und sogar manche Teile des flandrischen Binnenlandes haben den Zisterziensern vieles zu verdanken. Auch in der Gascogne haben die Zisterzienser in großem Umfang kultiviert. In den christlichen Königreichen der iberischen Halbinsel lag die Initiative von Neulandgewinnung seit dem 12. Jahrhundert im wesentlichen bei den Zisterziensern ab-

teien. In Deutschland hat der Orden wohl den größten Anteil an der Kultivierung gehabt.

Für Deutschland wurde der Orden der Zisterzienser von außerordentlicher Bedeutung. Die ersten Gründungen waren 1122 Camp am Niederrhein, 1131 Eberbach im Rheingau, 1133 Altenberg im Bergischen Land, 1135 Himmerod in der Eifel, 1147 Maulbronn in Württemberg, 1127 Heisterbach im Siebengebirge, 1127 Ebrach in Ostfranken. Von diesen Abteien aus zogen die grauen Mönche zu Neugründungen in den Osten, wo man im Zusammenhang mit der deutschen Ostkolonisation die Ansiedlung deutscher Bauern wünschte. Da kamen die auf Ödländereien stets fleißig und fruchtbar wirkenden Zisterzienser wie gerufen. Von Camp aus erfolgte die Gründung des Tochterklosters Amelunxborn an der Weser 1135, von da aus die Gründung von Doberan in Mecklenburg 1171. Dann wurden Neugründungen vorgenommen in Neuencamp in Mecklenburg 1243 und Pelplin 1258. Schon 1129 war von Camp am Niederrhein aus eine Mönchsgruppe nach Walkenried und von dort 1132 weiter nach Pforta in Thüringen zu Klosterneugründungen gezogen.

Kloster wuchs aus Kloster, so daß der Orden der Zisterzienser sich über das ganze Abendland verzweigte. Das 1148 gegründete Klo-

ster Alcobaca in Portugal hatte bald an die tausend Mönche und gründete sechs Tochterklöster. Das Wachstum des Ordens war schließlich so ungeheuerlich, seine Anziehungskraft auf die Menschen so groß, daß die Ordensleitung Einhalt gebieten mußte. Schon auf dem Generalkapitel des Jahres 1152 wurde deshalb bestimmt, daß im Umkreis von 10 Meilen einer Abtei keine neue entstehen dürfe und bei einer Neugründung wenigstens sechzig Mönche vorhanden sein müßten. Im Jahre 1270 umfaßten die Zisterzienser in einer universalen Organisation 671 Abteien. Seit 1120 entstanden auch Klöster für Zisterzienserinnen. Eines dieser Frauenklöster des Zisterzienserordens war das im Bereich der katholischen Militärseelsorge gut bekannte Kloster Heiligkreuztal bei Riedlingen.

Anmerkung:

- 1 vgl. Arno Borst „Religiöse und geistige Begegnungen im Hochmittelalter“ in WELTGESCHICHTE, Bd. V, hrsg. von G. Mann und A. Nitschke, Gütersloh 1979, S. 506

vgl. im übrigen:

- A. Mirgeler „Geschichte Europas“, 2. Auflage, Freiburg 1954, S. 131 f.
- Arno Borst a.a.O., S. 481 ff.
- A. Schuchert „Kirchengeschichte“, Kempen-Niederrhein 1958, S. 426 ff.
- H. Domke „Burgund“, 9. Auflage, München 1991, S. 211 ff.

Bernhard von Clairvaux

Mit den Carmina Burana, jener 1803 im bayerischen Stift Benediktbeuren entdeckten Sammlung mittelalterlicher Lieder, wurde auch ein Festlied auf die während des Ersten Kreuzzuges im Jahre 1099 gelangte Eroberung Jerusalems wieder bekannt. Es entstand wohl in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, besteht aus rhythmischen Strophen mit einem eingängigen Refrain und ist auch musikalisch schwungvoll. Seine zweite Strophe fordert zu Freude und Frohsinn auf:

Exultemus et cantemus canticum victoriae, et clamemus quas debemus laudes regi gloriae, ut salvavit urbem David a paganis hodie.

Laßt erklingen, laßt uns singen Siegeslieder um und um, froher Weisen laßt uns preisen unsres Königs Heldentum, der da heute neu befreite Davids Stadt vom Heidentum.¹⁾

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dem Mönch dieses Festlied bekannt war, der da fast 50 Jahre nach der Eroberung Jerusalems durch die Christen in der Weihnachtszeit des Jahres 1146 am 27. Dezember im hohen Dom zu Speyer in Anwesenheit des deutschen Königs Konrads III. und seines Gefolges die Messe liest. Die Zeiten haben sich geändert, und die Hochstimmung darüber, daß Land und Erde, worauf Gottes Sohn

einmal wandelte, sich in der Hand der Christen befinden, ist verflogen. Zwar konnten sich im Heiligen Land einige christliche Herrschaften gegenüber den sie umgebenden islamischen Kräften behaupten und die heiligen Stätten für die Christenheit offen halten, doch schwächte diese Herrschaften neben der extrem ungünstigen Lage fern von der Basis des westlichen Europa inmitten feindlicher Nachbarn vor allem Eigennutz und eine daher dauernde Uneinigkeit. So war es denn im Jahre 1141 so weit gekommen, daß eine der stärksten dieser „fränkischen“ Herrschaften im Orient, die Grafschaft Edessa den Mohammedanern wieder anheim gefallen war. Der Schock dieser Niederlage der Kreuzfahrer wirkt in der abendländischen Christenheit immer noch nach. Vielleicht geht dem Mönch im Hochchor des Kaiserdomes zu Speyer der Kehrsvers des Festliedes zum Jahrestag der Eroberung Jerusalems durch den Kopf, der da endete mit den Versen:

... Ierusalem eripitur et Christianis redditur; diem colamus igitur.¹⁾

... Jerusalem wurde befreit und den Christen zurückgegeben; laßt uns also den Tag festlich begehen.

Der Fall Edessas kann auch die Heilige Stadt Jerusalem gefährden.

Die Entwicklung im Heiligen Land ist ganz und gar nicht geeignet, Festtagsstimmung aufkommen zu lassen. Handeln ist erforderlich, den Kreuzfahrern im Heiligen Land muß geholfen werden. Die Notwendigkeit, daß Christenmenschen ihren Glaubensbrüdern aus der Gefahr helfen, muß doch jedem christlichen Fürst einleuchten. Solche Gedanken mögen dem Mönch auch heute am 27. Dezember 1146, dem Fest des Evangelisten Johannes, durch den Kopf gehen. Er hatte in den vorangegangenen Wochen schon viele Gespräche mit dem Staufer Konrad über dieses Thema geführt. Nun wendet er sich während der Messe unüblicherweise und für alle überraschend noch einmal öffentlich mit einer Predigt an den deutschen König und fordert ihn mit beschwörenden Worten auf, der Not im Heiligen Land zu steuern und zu einem Kreuzzug aufzubrechen. König Konrad reagiert heute einem Bericht zufolge unverzüglich „unter Tränen“ auf die „von Mensch zu Mensch“²¹ gesprochenen, wohl unter die Haut gegangenen Worte des Abtes Bernhard von Clairvaux; denn kein geringerer ist jener Mönch. Noch im Dom verspricht er einen Kreuzzug und läßt sich als Zeichen dafür von Bernhard ein Kreuz anheften. Monate zuvor – Ostern 1146 – hatte Bernhard in Vézelay vor einer riesigen Menschenmenge und in Anwesenheit des französischen Königs Ludwigs VII. diesen und die französische Ritterschaft mit einer zündenden Predigt für den Zweiten Kreuzzug gewonnen.

Bernhard von Clairvaux – wer war dieser Mann, der offenbar die

Gabe besaß, die Menschen zu einem Tun zu überreden, das ihnen nicht gelegen kam oder das sie überhaupt nicht wollten? Er stammte aus burgundischem Adelsgeschlecht. Als drittes von sieben Kindern wurde er 1090 in Fontaines bei Dijon geboren. Seine Eltern, der bei Chatillon begüterte Vater Tescelin le Saur und seine Ehefrau Aleth de Montbard, schickten den Jungen auf eine Stiftsschule. Mit über 30 Freunden und Verwandten trat er im Jahre 1112 in das Reformkloster Cîteaux ein. Schon drei Jahre später wurde er mit zwölf anderen Zisterziensern zur Gründung des Klosters Clairvaux ausgesandt, das im heutigen Departement Aube in der Champagne gelegen war. Dort unterwarf er sich einer so strengen Askese, daß er am Übermaß der Bußübungen gar erkrankte. Erst dann begann er sich der Umwelt zu widmen, von einer niedrigen Zelle aus, die er ohne anzustoßen kaum betreten konnte. Dort starb er am 20. August 1153 an dem Magengeschwür, das ihm sein Fasten eingebracht hatte.

Bernhard hatte sich offensichtlich zuviel Gewalt angetan in seinem Leben, gewaltig war immer seine Wirkung. Von Clairvaux aus begann er eine außerordentlich rege Tätigkeit für den nach seinem Mutterkloster Cîteaux benannten Zisterzienserorden. Innerhalb von drei Jahrzehnten gelang es ihm, 70 neue Niederlassungen des Ordens zu gründen.

Wenn er nicht auf Reisen war, saß Bernhard schreibend in seiner Zelle von der Matutin bis tief in die Nacht. Er schrieb weniger theologische Traktate als Briefe an Mitmenschen – in einer hochgebildeten und

doch lebendigen, wuchtigen und doch nuancenreichen Sprache. In diesen Briefen – über 500 davon sind erhalten – kritisierte Bernhard das Weltleben, förderte er die religiösen Kräfte, mahnte er die Großen der Welt. Er sah seine Sendung wohl darin, die menschliche Gemeinschaft auf dem Fundament göttlichen Gesetzes aufbauen und festigen zu helfen. Die Nachfolge Jesu wollte er auch im Bereich der Macht verwirklichen. Apostolischen Glauben wollte er auch unter die Mächtigen tragen. Mit diesen Zielen, seiner asketischen Selbstlosigkeit und dem ihm eigenen Eifer wurde er allmählich auch eine politisch einflußreiche Persönlichkeit.

Bernhard von Clairvaux war zu seiner Lebzeit die unbestreitbar angesehenste Persönlichkeit der europäischen Christenheit, so daß man die Jahre zwischen 1125 und 1150 gar als das Bernhardinische Zeitalter bezeichnete:

Bei der Papstwahl des Jahres 1130 hatte sich das Kardinalskollegium gespalten, die einen hatten den Kardinal Gregor von St. Angelo als Innozenz II., die anderen Petrus Pierleone als Anaklet II. zum Papst gewählt. Von einer durch den französischen König einberufenen Synode wurde Bernhard beauftragt, einen Schiedsspruch zur Beendigung des Schismas zu fällen.

Im Streit über die Ernennung von Bischöfen zwischen dem von den Kirchen Deutschlands, Englands und Frankreichs mittlerweile anerkannten Papst Innozenz II. und dem deutschen König Lothar von Supplinburg vermittelte Bernhard. Er verhinderte damit eine Neuaufkla-

ge des Investiturstreites und ermöglichte es Lothar, den Papst nach Italien und Rom zu geleiten.

1138 starb der nur noch von den Normannen Siziliens und Unteritaliens gestützte Gegenpapst Anaklet II. In Rom wurde daraufhin ein neuer Gegenpapst aufgestellt, Viktor IV. Auf Vermittlung Bernhards suchte dieser jedoch Innozenz II. auf, um sich ihm zu unterwerfen.

Als es in den vierziger Jahren des Jahrhunderts in rheinischen Städten zu Judenprogromen kam, eilte Bernhard selbst nach Deutschland und konnte mit Predigten und zwei Briefen die Verfolgung beenden.

Bernhard von Clairvaux – er ist der Königs-, Kaiser- und Papstmacher seiner Zeit, der es als einziger gewagt hat, in einem Papstspiegel den Päpsten ein geschriebenes Gewissen vorzuhalten, damit die in der Auseinandersetzung mit den deutschen Kaisern gestärkte Kirche eine wirklich geistliche Gemeinschaft werde.³⁾

Bernhard selbst empfand den Gegensatz zwischen dem kontemplativen Leben im Kloster und dem aktiven Einsatz zur Behebung weltlicher Probleme als bitteren Zwiespalt. Er nannte sich ein Zwitterwesen, das nicht Mönch, nicht Laie sei. Aber er wollte eben nicht nur denken und reden, sondern auch handeln. Darum war für ihn der Übergang von der politischen Aktivität zur mystischen Kontemplation wohl ohne Bruch möglich. Er war kein Gegner von Kunst und Wissenschaft, doch setzte er beiden einen Zweck. Das bloße Anhäufen von Kenntnissen und Sammeln von

Wissen war für ihn ein Mißbrauch von Kräften, die zur Erkenntnis der Wahrheit und zum rechten Leben führen sollten. Der Wille war für ihn mächtiger als das Denken, am mächtigsten in der Selbstüberwindung. Sie aber steht für ihn am Anfang des Aufstiegs zu Gott; am Ende steht die Vereinigung der Seele mit Gott. Bernhards Mystik war keine menschenfeindliche Askese; sie sah im Menschen das Ebenbild Gottes und im Gottmenschen Jesus Christus besonders die menschliche Gestalt des hilflosen Jesuskindes bzw. des blutenden Heilands am Kreuz. Sie sah in der Kirche die Gemeinschaft der gottliebenden Seelen und nicht den weltlichen Behördenapparat der Kurie.⁴⁾

Bernhards Engagement im welt- und kirchenpolitischen Raum wurde kein durchschlagender Erfolg beschieden. Der von ihm betriebene Kreuzzug scheiterte kläglich, die Päpste der folgenden Zeit intensivierte ihre Anstrengungen, Kaiser und Könige zu ihren Lehnleuten zu machen. So konnte denn die geistliche Leitung von Christgläubigen lange Zeiten hindurch zu weltlicher Macht verkommen. Was bleibt also von Bernhards Werk? Auf diese Frage gibt ein Buch zur „Geschichte Europas“ die Antwort: „Nichts als die innere Triebkraft, nichts als die Glut einer Seele, welche die Distanz von Gott und Mensch überbrückt und den Christus des Gerichts zum Freunde Je-

sus macht. Seit Bernhard gibt es ein Christentum des inneren Bereichs in Europa; die Marienverehrung und die Mystik des Hohenliedes. ... sind durch die Wirkung seiner Person und seines am klassischen Latein geschulten Wortes gemeineuropäische Themen geworden. So offenbart sich gerade in der Enttäuschung über den Fehlschlag der geistlichen Politik die andere Möglichkeit, die Mystik...“⁵⁾

Anmerkung:

- 1 vgl. „Carmina Burana“, zweisprachige Ausgabe, hrsg. von B. Bischoff, A. Hilka und O. Schumann, München 1979, S. 118 f. und S. 897 f.
- 2 vgl. „Wunderbericht von der Deutschlandreise des hl. Bernhard“ – anonym, abgedruckt in DEUTSCHE GESCHICHTE, Bd. 1, Teil II, hrsg. von H. Pleticha, Gütersloh 1983, S. 331.
- 3 vgl. A. Mirgeler „Geschichte Europas“, 2. Auflage, Freiburg 1954, S. 128.
- 4 vgl. Arno Borst „Religiöse und geistige Begegnungen im Hochmittelalter“ in WELTGESCHICHTE, Bd. V, hrsg. von G. Mann und A. Nitschke, Gütersloh 1919, S. 529
- 5 vgl. A. Mirgeler „Geschichte Europas“, 2. Auflage, Freiburg 1954, S. 129

vgl. im übrigen:

- D. Reinhold „Lothar von Supplinburg und Konrad III.“ in DEUTSCHE GESCHICHTE, hrsg. von N. Pleticha, Bd. 1, Teil II, S. 260 ff.
- A. Schuchert „Kirchengeschichte“, Kempen-Niederrhein 1958, S. 131 ff.
- W. Hünermann „Der endlose Chor“, 2. Auflage, Freiburg 1919, S. 181 ff.

Vézelay, „Wächterin des Geistes im Herzen Frankreichs“

Vézelay, „Wächterin des Geistes im Herzen Frankreichs“, beherrscht von einer Höhe aus das burgundische Hügelland, vom Morvan (Mor Ven – schwarzes Hochland) im Süden bis zu den sonnigen Weinbergen und Obstgärten um Auxerre im Norden.

Das Morvan, ein Granitgebirge mit uralter keltischer Tradition, die Heimat der Häduer, war und ist immer noch ein Land weiter Wälder, zahlloser Bäche und einsamer Dörfer, rund um den stolzen Mont Beuvray, der einst, eines der ältesten Eisenfertigungszentren Europas, Bibrakte, trug.

Ein unwegsames, stolzes und verschlossenes Land, von dem im Umkreis das Wort ging: „Il ne vient du Morvan, ni bon vent, ni bonnes gens“. Also etwa: „Vom Morvan, böse Lüft' und böse Leut“.

Nach Norden hingegen erstreckt sich Niederburgund mit seinen heiteren Hügeln und plätschernden Bächen, im Frühjahr mit blühenden Kirschbäumen bedeckt, im Sommer erfüllt vom silbernen Licht seiner Pappelpflanzungen bis hin zu den berühmten Weinlagen von Chablis und Irancy.

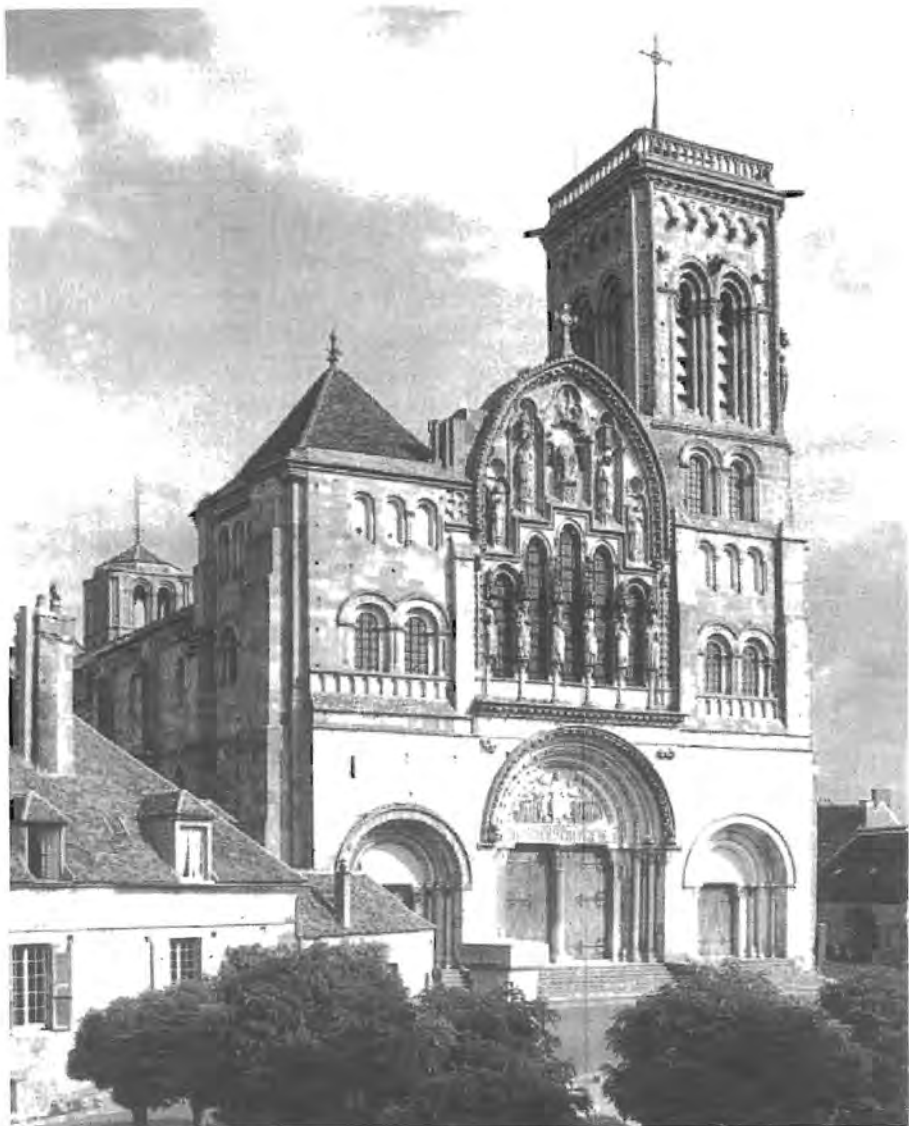
Vézelay verdankt seinen Namen einem gewissen Vercellus, Großgrundbesitzer aus dem IV. Jahrhundert. In dem Tal der Cure, drei Kilometer von der heutigen Stadt ent-

fernt, beglaubigt ein weiter Ausgrabungsplatz (gallische und römische Thermen der Fontaines-Salees) die Echtheit seiner Urkunde. Dort soll die epische Schlacht bei Vaubeton stattgefunden haben, deren Ruf durch die altfranzösische Heldengeschichte von Girart de Roussillon Dis zu uns gekommen ist.

Um das Jahr 859 begründeten Girart und seine Gemahlin Berthe ein Nonnenkloster in Saint-Père. Es wurde von den Normannen zerstört. Zwei Jahre später liessen sich Benediktinermönche auf dem Hügel von Vézelay nieder.

Die Sarazenen sind damals in die Provence eingedrungen, deren Statthalter Girart war und hier mischt sich die Geschichte mit der Legende. Ein Mönch namens Badillon wurde nach Saint-Maximin gesandt, mit dem Auftrag, die Reliquien Maria-Magdalenas zu holen, die dort verehrt wurden.

Im Jahre 878 weihte der Papst Johannes III. die erste Kirche des Klosters ein, die am Anfang des X. Jahrhunderts von den Normannen niedergebrannt wurde. Die Abtei schien zu keinen grossen Hoffnungen berechtigt, bis 1037 der Abt Geoffroy an einem Festtag die Reliquien Maria-Magdalenas zur Schau stellte. Es geschahen Wunder, deren Ruf sich sehr schnell verbreitete



Die Basilika Ste. Madeleine in Vézelay – Beeindruckend ist das überhöhte Giebfeld über dem Hauptportal, das fast die Fassade (13. Jh.) sprengt. Das Hauptportal mit seinem Tympanon – das Wunder von Vézelay – ist eine im 19. Jh entstandene Kopie des romanischen Originals. Christus als der Weltenrichter thront in der Mitte, zu seiner Linken die Kräfte des Bösen (Satan), zu seiner Rechten das Paradies (Maria), umgeben von den Symbolen der vier Evangelisten (s.a. Abb. S. 13).

und die Pilger strömten herbei.

Im Jahre 1050 stellte ein päpstlicher Brief die Abtei unter den Schutz der reuigen Sünderin.

Der Name von Vézelay, Rastort auf einem der vier Wege, die über Perigueux und Roncevaux nach Santiago de Compostela führte, wurde so berühmt wie Rom und Jerusalem. Die Besucher waren so zahlreich, dass man an den Bau einer weiteren Kirche denken musste.

Der Abt Artaud unternahm den Bau der Basilika im Jahre 1096. Sie wurde am 21. April 1104 eingeweiht. Aber die Einwohner waren von den Steuern so überlastet, dass sie den Erbauer ermordeten. Sein Nachfolger, Renaud de Semur, baute das Langschiff wieder auf, das durch einen Brand zerstört worden war, bei dem am 21. Juli 1120, 1.200 Menschen lebendig verbrannt waren.

Der Abt Aubri ließ den Narthex (Vorhalle) aufbauen, um Pilger darin unterbringen zu können. Papst Innocenz III. präsierte die Einweihungsfeierlichkeiten im Jahre 1132. Das war der Höhepunkt von Vézelay, das 10.000 Bewohner zählte.

Am 31. März 1146, am Ostersonntag, predigte der Heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, den zweiten Kreuzzug auf dem nördlichen Abhang des Hügels, Asquins gegenüber. Dort waren 100.000 Soldaten und Bauern versammelt. An der Seite des Predigers befanden sich Ludwig VII.; seine Gemahlin Alienor und die Grafen von Flandern und Toulouse.

Aber die Grafen von Nevers, auf die Blüte von Vézelay neidisch, hetzten die Bewohner von Vézelay

zum Aufstand auf. Eine Verfassungsurkunde musste ihnen verliehen werden, und dadurch gingen die Herrschaftsrechte des Klosters zum Teil verloren.

Am Ende des XII. Jahrhunderts ließ der Abt Girart d'Arcy an Stelle der im Jahre 1165 abgebrannten romanischen Apsis den Chor und die Apsis wieder aufbauen.

In Vézelay wurde auch König Heinrich II. von England von dem Erzbischof von Canterbury in den Kirchenbann getan. Von hier aus zogen auch die französischen und englischen Truppen von Philippe Auguste und Richard Löwenherz in den dritten Kreuzzug (2. Juli 1190).

Im Jahre 1217 sandte der Heilige Franz von Assisi zwei Franziskanermönche nach Vézelay, um die erste Missionsstation zu gründen. Sie gründeten eine Einsiedelei extra muros, nahe bei der Kirche von Sainte-Croix an der Stelle, wo der zweite Kreuzzug gepredigt worden war.

Die Nachfolger des Abtes Girart verschwendeten die Geldmittel ihrer Vorgänger, während man in Saint-Maximin behauptete, in einem Sarkophag den ganzen Körper der Maria-Magdalena gefunden zu haben.

Saint-Louis, in der Absicht den Glanz und die Größe von Vézelay zu schützen, kam selbst nach Vézelay in Begleitung des päpstlichen Botschafters und erklärte die Reliquien der Magdalena (24. April 1267) feierlich als echt.

Aber die Pilger hatten schon den Weg von Vézelay vergessen.

Im XIV. Jahrhundert zogen die Heere von Eduard III. von England durch Vézelay. Hier betete Philipp

der Kühne, Herzog von Burgund (1372).

Die Abtei wurde im Jahre 1537 säkularisiert und die Mönche durch ein Kapitel ersetzt. Die Religionskriege verschonten die Stadt nicht, die eine Festung der Protestanten geworden war. 1569 wurde sie von den katholischen Heeren unter dem Befehl Sansacs belagert. Die Hugenotten benützten das Kirchenschiff als Reitbahn, und während der Revolution forderte das Directoir von Avallon das Kapitel auf, seine Tätigkeit aufzugeben. Die „Madeleine“ hatte aufgehört, gesetzlich zu bestehen. Sowohl die Statuen als auch das innere Portal wurden verstümmelt; die Einrichtung verkaufte man.

Vézelay war verfallen und verlassen. Die Kirche lief Gefahr einzustürzen, als in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Prosper Mérimée, damals Inspektor für historische Bauten, Alarm schlug:

Wenn man nicht bald der „Madeleine“ zu Hilfe käme, müsste man den Entschluss fassen, sie abzubauen, um Unfälle zu vermeiden.

Die Wiederherstellung (1840-61) wurde einem 26-jährigen Architekten, Viollet-le-Duc, anvertraut, welcher dieser erhabenen Kirche ihre ehemalige Pracht wiedergab.

Heutzutage haben die Wallfahrten wieder angefangen, 1946 kamen 40.000 Pilger zum achthundertjährigen Gedenken des Zweiten Kreuzzuges.

Was man aus Stein alles machen kann, wird hier in Vézelay erlebt: Faszination in Vollendung. Müßte Ähnliches nicht auch am Menschen zu machen sein?

Angewandte Baukunst für menschliche Architektur sind u.a. Buße und Umkehr. Maria Magdalena ist dafür ein Beispiel, was aus Menschen wird, wenn sie sich nicht selbst im Wege stehen.

HL. Maria Magdalena

Maria Magdalena wurde durch Jesus von starker Besessenheit geheilt, begleitete ihn dann durch Galiläa und diente ihm. Sie war beim Tode Jesu und bei seinem Begräbnis zugegen. Am Ostermorgen vernahm sie mit anderen Frauen die Botschaft von der Auferstehung und wurde der Erscheinung des Auferstandenen gewärtig. – Die spätere Überlieferung verwob Maria Magdalena, Maria von Bethanien und die reumütige

Sünderin zu einer Person. Die Legende des 11./13. Jahrhunderts läßt Maria Magdalena ihr Leben in der Provence beschließen und auch dort begraben sein. Nach einer griechischen Überlieferung befand sich ihr Grab zu Ephesus von wo Kaiser Leon VI. 899 Reliquien nach Konstantinopel überführte. Auch die Mönche von Vézelay behaupteten seit dem 11. Jahrhundert, den Leib Maria Magdalenas zu besitzen. GK



„Nolⁱ me tangere“
 Maria Magdalena begegnet dem
 auferstandenen Herrn,
 Isenheimer Altar (1512/15) des
 Mathias Grünewald, Colmar,
 Museum Unterlinden. (Foto: F. Koch)

Dargestellt als vornehme Dame
 oder als Büsserin vor einer Höhle
 mit Totenkopf, Geißel, Salbgefäß.

Patronin der Frauen, reuigen
 Sünderinnen, Verführten, der Kin-
 der, die schwergewissen lernen; der
 Handschuhmacher, Kammacher,
 Friseure, Salbenmischer, Parfüm-
 und Puderhersteller, Bleigießer,
 Böttcher, Weißgerber, Wollweber,
 Gärtner, Winzer, Weinhändler, Schü-
 ler, Studenten; bei Augenleiden.

Lesung aus dem Hohenlied

“So spricht die Braut:

*Des Nachts auf meinem Lager
suchte ich ihn, den meine Seele
liebt.*

*Ich suchte ihn und fand ihn
nicht.*

*Aufstehen will ich, die Stadt
durchstreifen, die Gassen und
Plätze, ihn suchen, den meine
Seele liebt.*

*Ich suchte ihn und fand ihn
nicht.*

*Mich fanden die Wächter bei ih-
rer Runde durch die Stadt.*

*Habt ihr ihn gesehen, den meine
Seele liebt?*

*Kaum war ich an ihnen vorüber,
fand ich ihn, den meine Seele
liebt.*

Gebet

*Gott und Vater unseres Herrn
Jesus Christus, die Hl. Maria
Magdalena durfte den Aufer-
standenen als erste sehen und als
erste den Jüngern die Freude des
Osterfestes verkünden; gib auf
ihre Fürsprache auch uns den
Mut zu bezeugen, daß Christus
lebt, damit wir ihn einst schauen
in Herrlichkeit, ihn, der lebt und
herrscht von Ewigkeit zu Ewig-
keit. Amen.*

WALLFAHRTSGEDANKEN*

Bausteine des Lebens – Besinnung auf mein Leben

**Herr, du hast mir einen Namen
geschenkt**

- bin ich ein Mitläufer?
- verstecke ich mich hinter gro-
ßen Worten?
- will ich allen gefallen, um nicht
aufzufallen?
- verkaufe ich mich, um Zustim-
mung zu erheischen?

Herr, dir verdanke ich mich

- danke ich dir für mein Leben?
- stehe ich zu dir?
- hat mein Alltag etwas mit dir zu
tun?

* aus: Themenhefte Gemeindegemeinschaft Nr. 18 „Der kleine Unterschied – christlicher Lebensstil“; Verlag Bergmoser + Höller, Aachen

- ist mein Leben ein Hinweis auf dich?
- pflege ich das betende Gespräch mit dir?

Herr, du gabst mir das Geschenk zu denken

- verurteilen meine Gedanken?
- lassen meine Gedanken Raum zu Austausch mit Andersdenkenden?
- töten meine Gedanken?
- planen meine Gedanken den Nachteil für andere?
- überdenke ich meine Gedanken?
- denke ich für und mit anderen Menschen?

Herr, ich kann sprechen

- vernichten meine Worte?
- führen meine Worte Menschen zusammen?
- sind meine Worte Selbstberieselung?
- schweige ich, wo ich was zu sagen hätte?
- rede ich, wo ich zu schweigen versprach?
- rede ich, um zu reden?
- stehe ich zu meinem Wort?

Herr, du gabst mir Hände

- stiften sie Frieden?
- setze ich sie für Gerechtigkeit ein?
- trösten meine Hände?
- sind sie hilfsbereit?
- richten meine Hände schwache Menschen auf?
- bringen meine Hände Segen?
- halte ich mit meinen Händen Menschen von mir fern, die mich brauchen?

Herr, du gabst mir einen Körper

- dient mein Körper nur meiner Eitelkeit?
- pflege ich meinen Körper angemessen?
- benutze ich meinen Körper zur Selbstzufriedenheit?
- richte ich meinen Körper gegen schwächere Menschen?
- bin ich in meiner Körperlichkeit dem Schöpfer treu?
- biedere ich mich mit meinem Körper an?

Herr, du gabst mir Fähigkeiten

- suche ich Fähigkeiten in mir?
- veredle ich meine Fähigkeiten?
- dienen meine Fähigkeiten auch anderen Menschen?
- setze ich meine Fähigkeiten zum Aufbau der Gemeinschaft ein?
- bin ich dankbar für meine Fähigkeiten, auch wenn sie noch so klein sind?

Herr, ich besitze etwas, ist mein Leben vom Haben bestimmt?

- kann ich verschenken/teilen?
- will ich durch meinen Besitz etwas Besseres sein?
- mache ich durch meinen Besitz andere von mir abhängig?
- steht mein Besitz im Dienst an der Gemeinschaft?

Herr, du hast Menschen an meine Seite gestellt

- teile ich mit ihnen mein Leben?
- bin ich dankbar für meine Freunde?
- stehe ich zu ihnen?

- nutze ich meine Freunde und Mitmenschen aus? – habe ich genügend Zeit für meine Mitmenschen?

Herr, du hast mir Zeit geschenkt

- vertue ich meine Zeit? - teile ich meine Zeit?
- komme ich meinen Pflichten ausreichend nach?
- habe ich Zeit für Gott?
- lebe ich zu hastig?

- habe ich auch mal Zeit für mich selbst?
- jage ich mit meiner Zeit nur irgendwelchen unnützen Zeitvertreiben nach?
- habe ich Zeit für meine Familie?

Herr, du kennst mich bis in den letzten Winkel meines Herzens

- es gibt bei mir in meinem Leben Dinge, wenn die irgend einer wüßte, könnte ich mich nirgends mehr sehen lassen!

Ephata – Tu dich auf

Predigt in der Eglise de la Madeleine zu Vézelay

Was einen Geistlichen fasziniert, wenn er die Taufe spenden darf, die den Zugang zum Leben, dem vollen göttlichen Leben mit all seinen ungeahnten Möglichkeiten eröffnet, ist der Deuteritus des EPHATA – Tu dich auf.

Der Priester berührt die Sinnesorgane des Täuflings, wenn er dies tut.

Tu dich auf:

- öffne dich dem Leben,
- habe nicht nur Leben, sei selbst Leben,
- laß Lebensanregungen in dich hinein, weil du dafür offen bist,
- laß Lebensfreude aus dir hinaus, weil du damit angefüllt bist.

Nicht nur das Leben zu verlieren, ist tragisch, auch in der Lebenserfahrung und Lebensentfaltung beschnitten zu sein, ist tragisch. Ich meine dabei nicht nur die Menschen, deren Sinne durch Krankheit eingeschränkt sind oder ganz ausfallen – Blinde, Taube, Stumme etc. – diese finden oft Möglichkeiten sich zu helfen. Es gibt noch größere und weitergehende Einschränkungen:

Verschlossenheiten, die uns Menschen in uns selbst verschließen und Zugänge zu den Mitmenschen und zum Leben versperren.

Ausdruck des häufiger werden Autismus ist die Erscheinungsform „Stöpsel im Ohr“. D.h., durch die immer mehr um sich greifende

Unsitte, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten den „Walkman“ mit Kopfhörern zu gebrauchen, schließt sich der Zeitgenosse selbst von einer zwischenmenschlichen Beziehung weitgehend aus.

Ephata – Tu dich auf, ist ein ständiger Anruf an jeden von uns, uns auf das Leben einzulassen und uns dafür zu öffnen.

Es ist ein Grundanliegen unseres Herrn, daß wir seinem Angebot offenen Sinnes gegenüberstehen und uns selbst dabei nicht im Wege stehen oder gar falsche und irre Wege gehen, die Abwege sind.

Daß dies ständiger Bemühung bedarf, soll folgende Geschichte verdeutlichen:

Ein Amerikaner trifft seinen indianischen Freund in einer Großstadt. Lautes Treiben, geschäftiges Hetzen umgibt sie. In den Straßenlärm hinein sagt der Indianer: „Hier zirpt eine Grille“.

Der weiße Freund will es ihm ausreden mit dem Argument, vor einer solchen Geräuschkulisse sei das

schwache Geräusch einer zirpenden Grille nicht zu hören. Der Indianer besteht aber auf seiner Wahrnehmung, geht an ein Haus, das von wildem Wein bewachsen war, schiebt einige Blätter beiseite und zeigt ihm die Grille, die zirpt.

Entschuldigend erwidert der weiße Mann: „Ihr Indianer habt eben ein viel besseres Gehör.“ „Nein“, sagt der Indianer, „das ist zu einfach; er greift in seine Tasche und läßt ein Geldstück auf den Asphalt fallen. Der weiße Freund, aber nicht nur er allein dreht sich spontan zu der Stelle, wo das Geräusch herkam. „Seht, euer Gehör ist nicht schlechter als das meinige“, sagt der Indianer, „denn das Gel hat beim Fall auf die Erde kein stärkeres Geräusch gemacht als die Grille, die da zirpte. Man hört eben nur gut auf jene Töne, auf die man zu achten sich angewöhnt hat.“

Auf welche Töne sind wir eingestellt?

Ephata – Tu dich auf. Ein Aufruf des Herrn zur Hellhörigkeit auf das Leben.

Hl. Marguerite-Marie Alacoque

Paray-le-Monial:
ehemalige Klosterkirche
Notre-Dame.
Während der Amts-
zeit des Cluny-Abtes
Hugo, begann man
um 1090 mit dem
Bau dieser als
„Taschenausgabe“
von Cluny III
berühmt gewordenen
dreischiffigen Basili-
ka. Beeindruckend ist
besonders die Archi-
tektur der Chorpattie
(s.a. Abb. S. 16).

(Foto: F. Koch)



Seine Bedeutung für uns hat Paray-le-Monial dadurch gefunden, daß es Ausgangspunkt und Zentrum der Herz-Jesu-Verehrung ist, auf die Marguerite-Marie Alacoque als Mystikerin entscheidenden Einfluß genommen hat. Das Namensfest der Hl. Marguerite-Marie Alacoque wird am 17. Oktober begangen.

Geboren am 22. Juli 1647 in Lathécour in Burgund verliert sie mit acht Jahren ihren Vater, einen angesehenen Richter und Notar. Es folgen Jahre, reich an Entbehrungen, Demütigungen und auch körperlicher Leiden. Mit 24 Jahren trat Marguerite-Marie Alacoque 1671 in den Konvent des Ordens der Heimsuchung in Paray-le-Monial ein.

Hier erfüllt sich ihre Sendung. Geleitet von erfahrenen Seelenführern (de la Colombière SJ, Rolin und Croiset) leitet sie die Herz-Jesu-Verehrung ein. In zahlreichen Erscheinungen des Herrn wird ihr aufgetragen, die Liebe des Erlösers über das Bild des Herzens unter das Volk zu bringen. Höhepunkt ist jene Erscheinung am 16. Juni 1675, in der sie den Auftrag erhält, die Einführung des Herz-Jesu-Festes zu erwirken (Freitag nach der Fronleichnamsoktav).

Sie wird Novizenmeisterin und stirbt am 16.10. 1690 im Kloster von der Heimsuchung in Paray-le-Monial. Seligsprechung am 24.04.1864; Heiligsprechung am 13.05.1910.

In der an der Bourbince, rund 50 km nordöstlich von Cluny gelegenen, freundlichen Kleinstadt Paray-

le-Monial wird das Andenken an die Mystikerin hochgehalten. Die Kapelle in der Rue de la Visitation mit dem Hauptaltar der Erscheinungen und dem Sargschrein ist ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Denn durch Marguerite-Marie Alacoque wurde das Städtchen vor allem im letzten Jahrhundert Hauptzentrum der Herz-Jesu-Verehrung.

Gebet:

Herr Jesus Christus, du hast den unergründlichen Reichtum deines Herzens auf wunderbare Weise der Hl. Marguerite-Marie Alacoque offenbart. Laß uns durch ihre Verdienste und nach ihrem Vorbild dich in allem und überalles lieben und so in deinem Herzen eine ewige Wohnung finden. Darum bitten wir dich. Amen.

Herz-Jesu-Verehrung*

Die Lehre der Kirche zur Herz-Jesu-Verehrung ist wie in einer „Summa“ dargestellt in der Enzyklika „Haurietis aquas“ Pius' XII. vom 15. Mai 1956. Der Papst spricht darin von der „wunderbaren Entfaltung“ der Herz-Jesu-Verehrung in der neuen Zeit. Mit seinem Schreiben ist der Höhepunkt ihrer Geschichte erreicht. Rasch folgt eine Krise, eins mit der wachsenden Krise des kirchlichen Lebens in der Gegenwart.

Wenn aber Pius XI. die Herz-Jesu-Verehrung „das außerordentliche Heilmittel in den außerordentlichen Nöten der Zeit“ nennt (Enzyklika „Caritate Christi compulsi“ vom 3. Mai 1932), ist in der Sorge um das christliche Leben zu fragen, wie die Herz-Jesu-Verehrung zum geistlichen Wohl des Volkes Gottes erneuert und vertieft werden kann.

1. Allen Eingrenzungen gegenüber ist die Rede vom Herzen Jesu immer zu verstehen im Sinn eines „Urwortes“. In der Herz-

* aus: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 5, Herder Freiburg 1960

Jesu-Verehrung wird die Person Jesu Christi glaubend und liebend verehrt im Hinblick auf sein Herz. Damit ist gemeint die ursprünglichste und innerste ganzmenschliche (also leib-geistige) und personale (also gottmenschliche) Mitte und Quelle seines Verhaltens zum Vater und zu den Menschen, das sie in der allgemeinen und persönlichen Heilsgeschichte erfahren. Diese Mitte und Quelle hat ihren Grund und ihr Zentrum in der Liebe Christi. Ihr Realsymbol findet sie im durchbohrten Herzen des gekreuzigten Herrn.

2. Die so verstandene Herz-Jesu-Verehrung hat ihre ursprüngliche Quelle in der Hl. Schrift; darum muß sie sich immer neu auf ihre biblischen Grundlagen besinnen. Aus dem AT gehören dazu jene Texte, die ausdrücklich vom Herzen des Messias künden, wobei solche Stellen stets im Zusammenhang zu lesen sind. (Leider weicht die Einheitsübersetzung oft dem ursprünglichen Wort vom Herzen aus.) So spricht Ps 40,7-9, von Hebr 10,5-7 als Wort Jesu beim Eintritt in die Welt zitiert, von seinem Herzensgehorsam; Ps 22, 15 und Ps 69,21 von der Herzensnot des leidenden Messias; Ps 16,9, gedeutet in der Pfingstrede des Petrus (Apg 2,30-31), von seiner Herzensfreude in der Auferweckung.

Im Licht des NT gehören zum biblischen Umfeld der Herz-Jesu-Verehrung ferner jene atl. Stellen, die vom messianischen Heil unter dem Bild der aufbrechenden Quellwasser sprechen,

z.B. Jes 12,3; Ez 47,1-12; Sach 13,1. Aus dem NT sind vor allem die zusammengehörenden Texte Joh 7,37-39 mit dem Einladungsruf Jesu beim letzten Laubhüttenfest und Joh 19,34 von der Durchbohrung des Gekreuzigten zu bedenken, denn sie bilden die Grundlage der patristischen Theologie vom Gnadenquell aus dem Herzen Jesu.

3. In jahrhundertelanger Tradition entwickeln und verbinden sich zwei wesentliche Komponenten zur Ausgestaltung der Lehre vom Herzen Jesu und zu seiner Verehrung. Unter dem Grundwort „Quell des Lebens“ haben die Kirchenväter vom 2. Jahrhundert bis hinauf in das frühe Mittelalter die heilsgeschichtlich-objektive Seite des Geheimnisses vom Herzen Jesu entfaltet: Aus dem Herzen des Durchbohrten geht immerfort die Fülle des Heils als Hl. Geist aus, wird die Kirche geboren, strömen die Sakramente und wird ewiges Leben geschenkt. Inspiriert von dieser Väterlehre und genährt von mystischer Erfahrung wird im Mittelalter und der beginnenden Neuzeit die subjektiv-persönliche Seite des Herz-Jesu-Geheimnisses entwickelt: Die Gnadenströme aus dem Durchbohrten werden glaubend gesehen als Gaben seiner „herzlichen“ Liebe, auf die der Mensch in liebend-dankbarer Hingabe antwortet. Wie die beiden Grundkomponenten in der liturgischen Feier der Kirchen zusammengefaßt wurden, sind sie stets neu zu erschließen und glaubend zu bedenken.

Herz-Jesu zeitgemäß dargestellt?!
 Kreuzigungsgruppe
 von Ewald Breloer
 in der Heilig-Geist-
 Kirche in Braunschweig-Lehndorf.



persönliches „Ergriffensein“ in Gebet und Meditation von der Person Jesu Christi, dessen Liebe zum Vater und zu den Menschen sich vollendet im Kreuz und sich im Zeichen der Durchbohrung seines Herzens mitteilt; vertrauensvolles Schöpfen aus dem „Quell des Lebens“ in einem sakramentalen Leben mit dem Zentrum in der Eucharistie; antwortende Hingabe des ganzen Menschen aus der Tiefe seines Herzens an den Herrn, die sich ausdrückt in einer Lebensgestaltung aus den „Herzens“-Gesinnungen Christi und weitergegeben wird im selbstlosen Dienst an den Brüdern und Schwestern.

4. Wichtiger als die oft ungeschickte und indiskrete Rede vom Herzen Jesu ist die damit gemeinte Sache. Das Wesen der Herz-Jesu-Verehrung kann mit folgenden Grundzügen umschrieben werden: lebendiger Glaube an die Liebe Gottes, die sich in Jesus Christus den Menschen geschenkt hat und immer neu schenkt; inneres

5. Natürlich finden sich diese Grundelemente auch in anderen Weisen christlicher Frömmigkeit. Die Herz-Jesu-Verehrung will nur zur Mitte und letzten Tiefe christlichen Lebens überhaupt führen. So verstanden ist die Herz-Jesu-Verehrung das „Herz“ aller christlichen Frömmigkeit.

Der Jesus der Armen

Friedrich Naumann*

Jesus machte sich mit vollem Bewußtsein zum Mittelpunkt der Verachteten, Ausgestoßenen, Kranken und Geplagten. Es ist das wunderbarste Schauspiel der Welt: Ohne alle Eigensucht, ohne Wunsch, sich zu erhöhen, gibt jemand sich ganz dem armen Volke hin. Er redet auch mit Leuten wie Nikodemus, er sitzt mit zur Tafel, wenn ihn ein reicher Pharisäer einladet, er liebt ja alle, aber seine täglichen Genossen, die Teilnehmer seiner Arbeit und seiner Gebete, die ersten Träger seiner Gedanken sind einfache Fischer aus schlichtester Umgebung. Will man Jesus richtig darstellen, so darf man ihn nicht unter Säulengängen und neben Altäre stellen, sondern unter Strohdächer und an die Ränder von Dorfwegen. Jesus war nicht herablassend im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern er war arm, einfach und anspruchslos wie die, für die er lebte. Er sprach nicht die Sprache des Schriftgelehrten, der nicht weiß, wie es bei den Tagelöhnern aussieht, sondern seine Reden sind voll einfachen, wahren Volkslebens. Aufgewachsen im Hause des Zimmermanns, wußte er auch später noch, welcher Art die Seufzer der Geringen sind . . . Jedes Wunder von

ihm heißt: hilf, hilf deinen Brüdern mit allen Gaben und Kräften, die du hast... Auf solche Weise war er ein Mann der Tat bis in den Tod. Viele, und gerade die energischsten Menschen, können sich in diesen Tod nicht finden. Sie halten ihn für einen unverzeihlichen Fehler, für eine Schwäche. Jesus hätte nach ihrer Meinung die Fahne der Opposition hoch heben sollen, die Galiläer rufen, daß sie mit ihm Jerusalem säuberten... Daß Jesus selbst mit derartigen Ideen zeitweise zu tun gehabt hat, zeigt die Geschichte von der „Versuchung“. Und doch verträgt sich Jesus ganz und gar nicht mit Revolution. Die Revolution ist der falsche Weg von außen nach innen. Jesus bedeutet den richtigen Weg: von innen nach außen. (Das Herz-Jesu ist hierzu das Symbol.) Wenn Jesus Revolutionär gewesen wäre, so würde sein Leben wohl länger gewesen sein, aber nach seinem Tode wäre er nichts anderes gewesen als hundert tote Volksmänner der morgenländischen Geschichte.

Jesus von Nazareth und wir Christen heute

Wir haben uns als Menschen zu verstehen, die als Christen nicht nur seinen Namen, sein Amt, seinen Auftrag empfangen haben, sondern

* aus: Friedrich Naumann, in: „Die Welt begreifen“, Kreuz-Verlag, Stuttgart 1971

dies alles auch in unsere Welt hineintragen sollen. Hätten wir sein Herz, würde uns dieser Auftrag leichter fallen. Das Herz Jesu ist das Symbol seines Auftrags als Heiland, nicht als Revolutionär, denn ein Je-

sus des Umsturzes wäre im Grabe geblieben – der Jesus, der als treuer Sohn Gottes in den Tod geht, der ist auferstanden, der wird heute angebetet in allen fünf Erdteilen, der bleibt in Ewigkeit.

Wallfahrtsgedanken

Was ist wichtig

*Worauf sollen wir hören, sag
uns worauf?*

*So viele Geräusche –
welches ist wichtig?*

*So viele Beweise –
welcher ist richtig?*

*So viele Reden –
welche ist wahr?*

*Wohin sollen wir gehen, sag
uns wohin?*

*So viele Termine –
welcher ist wichtig?*

*So viele Parolen –
welche ist richtig?*

*So viele Straßen –
ein Weg ist wahr?*

*Wofür sollen wir leben, sag
uns wofür?*

*So viele Gedanken –
welcher ist wichtig?*

*So viele Programme –
welches ist richtig?*

*So viele Fragen – die LIEBE
zählt?*

Lothar Zenetti

Menschen leben von Deutungen, von Richtungen, von Zielen. Dahinter verbirgt sich die Sehnsucht nach

Klarheit, zu gewinnen, zu verstehen, was vorgeht. Und geht man noch eine Schicht tiefer, so drückt dies ein Wort aus, daß ich neulich von einem im Gespräch gehört hatte: „Im Grunde suche ich immer einen Ort der Zugehörigkeit.“

Der Ort der Zugehörigkeit: das,

- was Geborgenheit bietet,
- was Heimat gewährt;
- was bleibt,
- was gültig – letztgültig ist,
- worauf ich mich unbedingt verlassen kann.

Bei dieser Suche machen wir allzu oft die gegenteilige Erfahrung, die der Ungeborgenheit.

Schlimm ist es, diese zu verarmen. Schlimm ist es aber auch, schnellen, fertigen Trost zu suchen oder ihn anzubieten.

Im heute so ambivalent erlebten Wandel auf allen Gebieten, werden wir vorsichtig zurückhaltend, vielleicht resignativ anspruchslos in unseren diesbezüglichen Erwartungen. Bietet unser Glaube noch jene Geborgenheit? Und unter welchen Umständen kann er es heute tun?

Gesucht und gefragt ist dabei eine Kirche, die diesen Glauben

richtig lebt, interpretiert und in Verkündigung und Praxis mutige, weil richtige Wege geht und das in einer veränderten Landschaft. Denn will und soll Glaube Kraft geben, kann er dies ja nicht im luftleeren Raum tun. Er kann es nur in konkret gelebten Situationen tun.

Dabei helfen relativ wenig exakte theologische Erkenntnisse in einer Sprache, die nur Fachleute verstehen und die andere ausschließen. Die Sprache des Glaubens muß menschlicher werden, d.h., sie muß an menschlichen Erfahrungen wie: Staunen, Liebe, Angst, Freude, Leid anknüpfen.

Ein anderer Aspekt kommt wohl auch noch dazu: gesucht und gefragt ist eine Kirche, die das, was Menschen suchen, erlebbar macht: „Seht wie sie einander lieben“, so hieß es einmal von der Gemeinschaft der Glaubenden, wo also nicht ausgegrenzt, sondern aufge-

nommen wurde: reich und arm, Angesehene und Verachtete, In- und Ausländer, Gerechte und Ungerechte.

Die Kirche als Zeichen der Liebe Gottes, der seinen Sohn aufgehen läßt über Guten und Bösen, weil er alle angenommen hat in Jesus Christus. Diese Totalannahme Christi will das Symbol des Herzens Jesu in einer für alle Zeit verständlichen und verbindlichen Sprache anbieten und garantieren. Das ist die Grundlage und Intension, die von diesem Ort an die Welt ausgeht:

Herz Jesu, brennend von Liebe zu uns, bilde du unser Herz nach deinem Herzen. Hier, wo alle Schätze der Welt, der Erkenntnis und der Liebe verborgen sind, gibt es Geborgenheit, wenn wir uns von ihm getragen wissen und bei unserer Sehnsucht nach Lebensinn uns nicht mit Schwerpunkt lieber auf andere, äußere Stützen verlassen.

Klöster im Mittelalter

Jeder von uns hat eine Vorstellung von einem Kloster. Die vielen Vorstellungen davon kann man gewiß auf einen Nenner bringen, wenn man etwas verallgemeinernd feststellt: Kloster ist das Gehäuse für die Verwirklichung eines besonders intensiven religiösen Lebens.

Erst bei genauerer Beschäftigung mit dem Wort erfährt man, daß es vom Lateinischen „claustrum“ (= abgeschlossener Ort) abstammt und eine Bezeichnung für Kirche, Wirtschaftsgebäude und Wohnräume umfassende Bauten ist, in denen eine von der Außenwelt abgeschlossene Gemeinschaft von Mönchen oder Nonnen lebt. Man bringt dann weiter in Erfahrung, daß die christlichen Klöster die wichtigsten Träger der frühmittelalterlichen Kultur waren, indem sie Bildungsaufgaben erfüllten, maßgeblich die wirtschaftliche Entwicklung förderten, die Baukunst wesentlich beeinflussten und später auch die Seelsorge intensiv gestalteten.¹⁾

In der ein wenig barocken Sprache des Zweiten Vaticanums führt das DEKRET ÜBER DIE ZEITGEMÄSSE ERNEUERUNG DES ORDENSLEBENS zur Entstehung von Orden das folgende aus: „... Seit den Ursprüngen der Kirche gab es Männer und Frauen, die durch die Befolgung der evangelischen Räte (Gehorsam, Armut, Keuschheit) Christus in größerer Freiheit nach-

zufolgen und ihn ausdrücklicher nachzuahmen verlangten und die alle auf ihre Weise ein gottgeweihtes Leben führten. Viele von ihnen wählten unter dem Antrieb des Heiligen Geistes ein Einsiedlerleben oder gaben den Anstoß zu religiösen Gemeinschaften, die die Kirche mit ihrer Autorität freudig aufnahm und bestätigte. So erwuchs aus göttlichem Ratschluß eine bewundernswerte Mannigfalt religiöser Gruppen. ...“²⁾

Einsiedler vor allem waren es, die sich gegen Ende des 3. Jahrhunderts nach dem Vorbild des hl. Antonius in die Einsamkeit der ägyptischen Wüste zurückzogen, um durch Gebet, Fasten, Nachtwachen und strenge Bußübungen der evangelischen Vollkommenheit näher zu kommen. Vom griechischen Wort für Einsiedler (= monachos) leiten wir unseren Begriff „Mönch“ ab. Später schlossen sich Gruppen von Einsiedlern zu Lebensgemeinschaften zusammen, die sich sowohl Arbeit als auch Armenhilfe zusätzlich zur Pflicht nahmen. Eine solche Kolonie von Mönchen, durch einen Zaun von der Außenwelt getrennt, bildete dann ein „claustrum“ – ein Kloster, das einem „abbas“ (= Vater) unterstand. In Kleinasien entwarf der hl. Basilius (330–379) für diese religiösen Genossenschaften eine „Klosterregel“, die in ihren Grundzügen bis heute noch maßgebend ist für die Mönchsgemein-

schaften der griechischen und russischen Kirche.

Im abendländischen Europa war das Mönchtum ursprünglich keine gesuchte Lebensform. Weltflucht und eine Entsagung im orientalischen Sinnes – es sei nur an das Beispiel der Säulenheiligen erinnert – wirkte hier nicht anziehend. Doch schlossen sich nach Anregungen der Kirchenväter Augustinus und Hieronymus in Rom vornehme Christen zu asketischen Gemeinschaften zusammen. Maßgeblichen Anteil an der seit der Mitte des 4. Jahrhunderts wachsenden Verbreitung des Klosterwesens im christlichen Westeuropa hatte dann der hl. Martin von Tours, der – ursprünglich Soldat, dann Einsiedler und Bischof – als „Vater des abendländischen Mönchtums“ bezeichnet werden kann. Martin selbst gründete das später berühmte Kloster Marmoutier an der Loire; erstes Kloster auf deutschem Boden wurde die Abtei St. Maximin in Trier. Als Martin 397 starb, sollen glaubwürdigen Berichten zufolge über 2.000 Mönche im Leichenzug seinem Sarg gefolgt sein.

Gründe für ein mönchisches, weltabgewandtes Leben gab es in jener Zeit zuhauf. Vor den Angriffswellen der barbarischen Germanen zog sich mancher in ein „Flüchtlingskloster“ zurück. Andere setzten dem zunehmenden kulturellen und moralischen Verfall der antiken Welt eine radikal christliche Lebenshaltung der Weltabkehr entgegen. Dieser Protestbewegung schlossen sich auffälligerweise besonders die Eliten der alten römischen Gesellschaft an.

Einer aus diesem Kreis war Benedikt von Nursia, der wohl um 480 geboren wurde und sich nach dem Studium der Rechtswissenschaften in Rom, angewidert vom dortigen „Abgrund der Laster“, mit zwanzig Jahren als Einsiedler zurückzog. Allmählich sammelten sich um ihn Gleichgesinnte, mit denen er später einen Mönchsverband gründete und auf dem Monte Cassino ein Kloster errichtete. Die eigentliche Leistung des hl. Benedikt besteht in der Lebensordnung, die er für die Mönche seines Klosters verfaßte: die „Regel“ wurde zum „Grundgesetz“ des abendländischen Mönchtums.

Wer in Benedikts Kloster eintreten wollte, durfte es, einmal durch sein freiwilliges Gelübde gebunden, nie mehr verlassen. Er wohnte lebenslang in demselben Räumen, in einem einzigen Speise- und Schlafraum mit allen Mitmönchen zusammen. Jahraus, jahrein sah er dieselben Gesichter und mußte die unverbesserlichen Schwächen des Mitmenschen an anderen ertragen, an sich unterdrücken. Das Gleichmaß wurde nicht durch Kameraderie oder Freundschaften gelockert. Die Mönche grüßten einander mit ihren Titeln als Väter, als Brüder, doch die Familie blieb geistlich, ohne Vertraulichkeiten. Rang und Ruhm der Welt galten nicht mehr. Wer von draußen kam, sollte wenig erzählen und nahm in der Ordnung der Brüder den Platz ein, der ihm nach der unpersönlichsten Rangordnung, dem Datum des Eintritts, zukam. Weltpriester wurden nur zögernd aufgenommen und nicht bevorzugt. Wenige Brüder wurden im Kloster

Priester. Herrscher war nur einer, der Vater Abt, auch er von draußen, etwa vom Bischof, kaum beeinflusst. Er stand allein der ganzen Mönchsgemeinschaft gegenüber. Jedes klösterliche Amt kam von ihm, aber auch alle Verantwortung vor Gott, den er vertrat, fiel auf ihn. Alle mußten ihm raten, er mußte auf alle, auch den Jüngsten, hören. Gewählt wurde er von allen, doch die Entscheidungen traf er allein. Zur Willkür blieb ihm allerdings kein Spielraum; denn die Regel, die regelmäßig allen vorgelesen wurde, band auch ihn. Dieses Grundgesetz war in Kleinigkeiten großzügig, legte aber Wert auf Gleichmaß und „discretio“. Kein Zuviel an Fasten und Geißelungen, keine barbarischen Strafen gegen Verfehlungen, kein Übermaß im Beten, auch keine Freiheit zu hektischer Gelehrsamkeit, die den Mönch um den Schlaf brächte, dafür Handarbeit als Ausgleich. Nichts sollte der Mönch besitzen; denn nur durch Selbstentäußerung können die Mönche für die Welt und die Menschen eine andere Ordnung bewußt machen. Im gemeinsamen liturgischen Gottesdienst, im gemeinsamen Chorgebet, im gemeinsamen Dienst an den Mitbrüdern und im gemeinsamen Kampf gegen das Böse wirken sie für diese ewige Ordnung. Benedikt selbst dachte nicht an die Wirkung nach außen, nicht an Mission, nicht einmal an Ausbreitung seines Ordens. Für ihn gab es nur dieses eine Kloster Monte Cassino, in dem er um 547 starb.

Die benediktinische Klosterordnung verbreitete sich zunächst nur sehr zögernd. Lange bestanden die

Regeln Benedikts und die jüngere des irischen Wandermönches Kolumban nebeneinander. Dieser war im 6. Jahrhundert wie viele andere irische Mönche auf das Festland gekommen, um als „Wanderer Christi“ die Heimatlosigkeit als besondere asketische Übung zu praktizieren. In Irland, das damals seit zwei Jahrhunderten bereits christlich war, prägte ausschließlich das Mönchtum die Kirche. In den großen Abteien, die mit einigen tausend Mönchen wahren Heerlagern glichen, wurde neben intensivem geistlichen Studium und künstlerischen Tätigkeiten eine oft maßlose Askese betrieben. Die irischen Vorstellungen vom Klosterleben verwirklichte dann Kolumban (530–615) in den Klöstern, die er in damals burgundischen und italienischen Gebieten gründete, vor allem in Luxeuil, 50 km nordwestlich Belfort gelegen. In einem regelrechten geistlichen Drill, der auch die körperliche Züchtigung nicht ausschloß, wurde eine „Elitetruppe“ für missionarische Aufgaben herangebildet. Trotz der harten Askese hatten Kolumbans Klöster, zu denen letztlich auch St. Gallen gehört, einen großen Zulauf.

Dem Frankenreich, das um diese Zeit nur teilweise christianisiert und kirchlich verwildert war – die Bischöfe waren vielfach Träger der weltlichen Ordnung, d.h. sie waren meistens zu Stadtherren avanciert – taten von solch religiösem Eifer erfüllte Mönche bitter not. Diese scheuten sich auch nicht, die wenig skrupellosen weltlichen Führerpersönlichkeiten auf ihre Christenpflichten zu stoßen. So zerbrach vol-

ler Ungestüm Kolumban einmal fränkischen Königen kostbares Tafelsilber, weil sie nicht christlich lebten.³⁾

Die iro-schottischen Mönche, hundert Jahre später verstärkt um angelsächsische Benediktiner, haben sich um die Christianisierung des Frankenreiches verdient gemacht. Verdienst des Benediktinerbischofs Winfried-Bonifatius war es dann, die Kirche durchzuorganisieren und an Rom zu binden. Neben ihrer missionarischen Aufgabe hatten die Mönche immer wieder auch die materiellen Voraussetzungen für ein Gemeinschaftsleben zu schaffen. Das bedeutete erst einmal, daß mit der Errichtung eines Klosters die Landschaft urbar gemacht werden mußte: Wälder wurden gerodet, Sümpfe getrocknet, Wege befestigt, Gebäude errichtet. Die Mönche schufen aus Wald und Wüste eine Kulturlandschaft, in der dann auch andere Menschen Arbeit und Brot fanden. Die Benediktiner stellten neben die geistige Tätigkeit immer gleichberechtigt die Handarbeit. Nach Benedikts Rat sollten die Klöster so angelegt werden, daß „Mühle, Garten und Werkstätten, in denen die verschiedenen Handwerke ausgeübt werden, sich innerhalb des Klosters befinden“.⁴⁾ Im Kloster des 10./11. Jahrhunderts hat das Kunsthandwerk einen frühen Höhepunkt erreicht: Goldschmiede schufen in Zellenemailtechnik oder in Filigranarbeit kostbare liturgische Geräte und Reliquienschreine, die Einbände von kunstvoll ausgeführten Handschriften verzierten sie mit Elfenbeinschnitzereien. Auch die Fertigkei-

ten der groben Handwerker wurden durch Mönche vermittelt; die mehrgeschossige Steinarchitektur verbreitete sich erst wieder mit dem Klosterbau. Die Bewirtschaftung der ausgedehnten Ländereien ließ die Mönche zu Pionieren in der Landwirtschaft werden.

Mit der Zeit war das Klosterleben für viele, vor allem auch die sozial schlechter gestellten Menschen sehr anziehend geworden, weil für das tägliche Brot stets gesorgt war. Religiöse Berufung wurde dabei oft nebensächlich, religiöser Eifer begann nachzulassen. Da manche Klöster zudem von der materiellen Unterstützung weltlicher Spender abhängig blieben, die reichen Stifter von Klöstern sich immer wieder Eingriffe in das Klosterleben erlaubten bzw. manche Ortsbischöfe ihre Hand auf Klosterbesitz legten, wurden manche Klöster so arm oder so abhängig, daß die Mönche außerhalb des Klosters tätig wurden und ein geistliches Leben nach den Regeln nicht mehr führen konnten: die Klosterzucht verfiel.

Schon Karl der Große und Ludwig der Fromme haben versucht, durch innere wie äußere Reformen Mißstände dieser Art zu beseitigen. Die Reformbewegung des gotischen Abtes Benedikt von Aniane, der sich in Kornelimünster dann ein Kloster bauen konnte, verhalf unter Ludwig dem Frommen (813–840) in Europa der Regel des hl. Benedikt zum Durchbruch. Dieser Benedikt, dessen gotischer Name Witiza lautete, versuchte auch den Einfluß der Laien auf Eigenklöster, also auf Klöster ihres Grundes und Bodens, einzuschränken. Wenn trotzdem an der

Spitze solcher Klöster Laienabte standen, sollte Vorsorge getroffen werden, daß sie nicht über sämtlichen Klosterbesitz verfügten. Sie mußten den Mönchen Güter lassen, die ausschließlich ihrem Lebensunterhalt dienten.

Die Erschütterungen, die dann das Abendland im Laufe des 9. Jahrhunderts heimsuchten (Zerfall der königlichen Autorität, innere Wirren, Einfälle der Normannen, Sarazenen und Ungarn), gingen auch an den Klöstern nicht spurlos vorüber. Viele Niederlassungen waren zerstört, Mönche und Nonnen erschlagen oder vertrieben. Manche adelige Herrschaften, die doch als Schirmherren (= Vögte) die Klöster mit bewaffneter Hand hätten schützen sollen, nutzten die Schwäche der Zentralgewalt wie die Wirren der Zeit und vergriffen sich am Klostergut. Bei den Abtsahlen war es weithin üblich geworden, daß der zuständige Bischof oder die adelige Stifterfamilie das Wahlrecht der Mönche einschränkte und ihren eigenen Kandidaten durchsetzte, einen Verwandten zum Beispiel, der auf diese Weise eine angemessene Versorgung erhielt und für die Einsetzung unter Umständen noch eine Geldsumme zu bezahlen hatte. Nicht immer kamen auf diese Weise die geeigneten Persönlichkeiten zur Würde eines Abtes, so daß sich in zahlreichen Klöstern, besonders in den vornehmeren mit adeligen Insassen, die mönchische Zucht be-

denklich zu lockern begann. So war bei vielen kirchlich verantwortungsbewußten Menschen des 10. Jahrhunderts, Laien wie Geistlichen, der Wunsch nach Reformen aufgekommen. Die Zeit für Cluny war reif.

Anmerkungen:

- 1 vgl. drv-Lexikon Bd. 10, München 1961, S. 184
 - 2 vgl. ZWEITES VATIKANISCHES KONZIL-DOKUMENTE/TEXTE/KOMMENTARE, hrsg. von A. Beckel, H. Reiring, O.B. Roegeler, Osnabrück 1966, S. 502
 - 3 vgl. A. Borst „Religiöse und geistige Bewegungen im Hochmittelalter“ in WELTGESCHICHTE, Bd. V, hrsg. von G. Mann und A. Nitschke, Gütersloh 1979, S. 495
 - 4 vgl. W. Stadtmüller „Klöster und Klosterleben im frühen Mittelalter“ in DEUTSCHE GESCHICHTE, Bd. I, Teil I, hrsg. von H. Pleticha, Gütersloh 1983, S. 213
- vgl. im übrigen
- W. Stadtmüller a.a.O., S. 195 ff.
 - R. Vocke „Cluny und Gorze und ihre Reformen“ in DEUTSCHE GESCHICHTE, Bd. I, Teil II, hrsg. von H. Pleticha, Gütersloh 1983, S. 12
 - A. Nitschke „Frühe christliche Reiche“ in Weltgeschichte, Bd. V, hrsg. von G. Mann und A. Nitschke, Gütersloh 1979, S. 275 ff.
 - A. Borst „Religiöse und geistige Befeigungen im Hochmittelalter“ in WELTGESCHICHTE, Bd. V, hrsg. von G. Mann und A. Nitschke, Gütersloh 1979, S. 491 ff.
 - GEBHARDT HANDBUCH DER DEUTSCHEN GESCHICHTE, Bd. II, Stuttgart 1970, S. 171
 - W. Hünermann „Der endlose Chor“, 2. Auflage Freiburg 1949, S. 685

Die Bedeutung von Cluny

Cluny, ehemaliges Benediktinerkloster St-Pierre-et-St-Paul. Blick durch die Reste des Narthex der dritten Kirche auf den 62 m hohen oktogonalen Turm des südl. Querschiffes (Tour de l'Eau Bénite, Weihwasserturm). Nach Gründung im Jahr 910 bestand das Kloster 880 Jahre lang. 1790 wurde die Abtei aufgehoben und acht Jahre später wegen der hohen Unterhaltskosten an ein Abbruchunternehmen verkauft. Bis auf die südlichen Querhäuser wurde die Anlage abgerissen. Erst 1913 begannen Grabungen, denen die heutigen Kenntnisse über Cluny weitgehend zu verdanken sind. (PS)

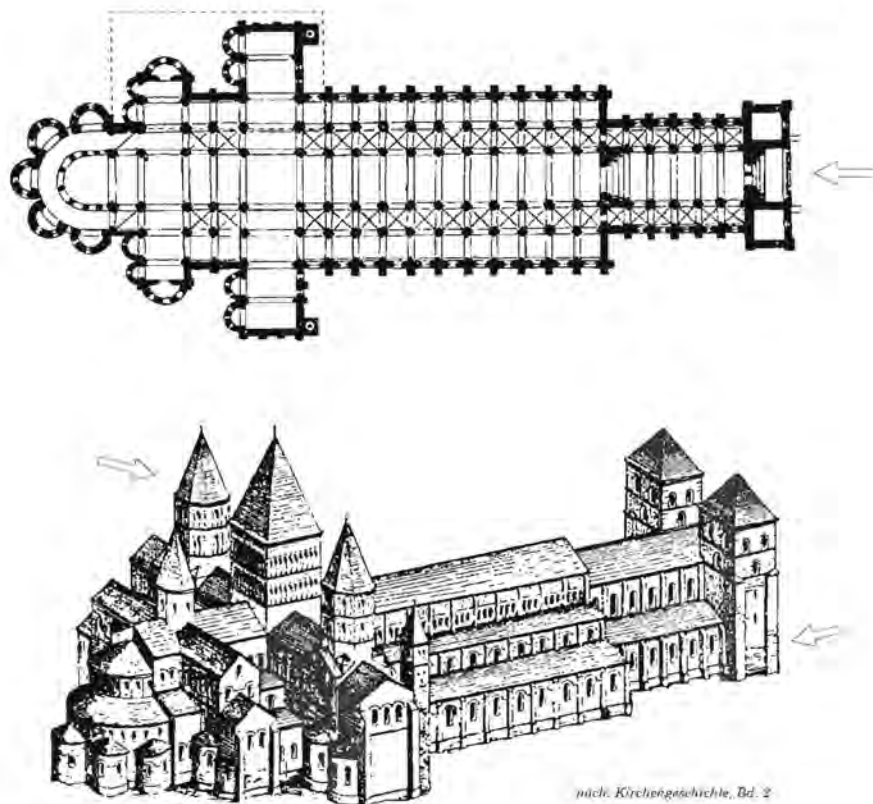


In seinem lesenswerten, informativen Buch über Burgund widmet Hans Domke unter der Überschrift „Das Imperium der Mönche“ der ehemaligen Benediktinerabtei mehrere Kapitel. Er meint: „... Man darf wirklich sagen, daß hier, wo der geheiligte Bereich begann, und die Schritte zudringlicher Krämer oder Bettler anhielten, das Herz von Burgund schlug. Für ein Zeitalter lang sogar das Herz des Abendlandes ...“¹⁾

Nach dem Untergang des Karolingerreiches hatte sich im 10. Jahrhundert in seinem ehemals ostfränkischen Teil unter den sächsischen Kaisern die Zentralgewalt so festigen können, daß von außen drohende Gefahren abgewehrt werden konnten und eine straffe, Reformen wohl gesinnte Kirchenherrschaft ausgeübt wurde. Die in der karolingischen Epoche sehr veräußerlichte und heruntergekommene Kirche bedurfte bedurfte nämlich einer Umorientierung.

Heinrich II., der letzte der Sachsenkaiser (1002–1024), zum Beispiel hielt enge Verbindungen zu den verschiedenen Mönchsorden, darunter auch zu den Cluniazensern. Er unterstützte vor allem die strengen Reformbewegungen, zu denen in seinem unmittelbaren Herrschaftsbereich vor allem die Gruppen der Benediktinerklöster gehörten, die sich der asketischen Richtung des lothringischen Klosters von Gorze angeschlossen hatten und mit dieser Abtei eine Gebetsgemeinschaft eingegangen waren, ohne dabei jedoch die eigene Selbständigkeit bzw. die alten Beziehungen zum Ortsbischof oder Stifter aufzugeben.

In Frankreich, dem Westfranken der Karolinger, waren in den Plünderungen heidnischer Scharen wie der Normannen und Sarazenen, aber auch in den gewalttätigen Machtkämpfen einheimischer Adelliger die politischen Ordnungen wie die klösterlichen Zentren viel nachhaltiger getroffen worden als im ehemals ostfränkischen Reichsteil. Die Adelsschicht, die dabei war Macht und Land an sich zu reißen, war zwar roh und ungeistig, aber fromm – zumindest abergläubisch. Die Herren mochten wohl selber nicht beten, legten aber wert darauf, daß andere für ihr Seelenheil beteten. So dachte gewiß auch Herzog Wilhelm von Aquitanien. Nachdem er die Klöster ringsum geplündert hatte, schenkte er um 910 sein bei Macon im Tal der Grosne gelegenes burgundisches Jagdhaus Cluny den Mönchen. Seinem Seelenheil zuliebe gab er dieses Hauskloster frei und unterstellte es direkt dem Papst. Der war weit weg und zu dieser Zeit ohne großen Einfluß. Von neuem war in einer chaotischen Umwelt eine benediktinische Zone geistlicher Freiheit geschaffen, die zwar von den umliegenden rivalisierenden Adligen und den nicht minder habstüchtigen Ortsbischofen eifersüchtig beobachtet, aber letztlich nicht angetastet wurde. Dieses Kloster Cluny blieb nicht so selbstgenügsam und weltfern wie es das auf dem Monte Cassino mal gewesen war; denn viele Brüder und Neffen der streitbaren adeligen Herren wie der machtbewußten Bischöfe gingen aus Glaubenseifer und voller Tatendrang in dieses Kloster. Sie wollten in seiner Mönchsgemeinschaft den pfingstlichen Urzustand



nach: Kirchengeschichte, Bd. 2

Die Kirche der ehem. Benediktinerabtei Cluny III, 1088-1130.

oben: Grundriß, Gesamtlänge des Baus 187,31 m; eingerahmt, der heute noch erhaltene Teil des südl. Querschiffes mit Weihwasserturm.

unten: Rekonstruktionsbild: fünfschiffiges Langhaus, doppeltes Querhaus, Chorumgang mit Kapellenkranz, dreischiffige Vorhalle, acht Türme.

← Standort und Blickrichtung auf dem Foto Seite 105

↗ südl. Querschiff mit Weihwasserturm

der Kirche wiederfinden, die gegenwärtige Verwirrung überwinden und den endzeitlichen Frieden vorwegnehmen. Einen Wandel konnten sie nicht in ekstatischer Versenkung, sondern nur im Blick auf die leidenden Zeitgenossen bewirken. Hans Domke hält die hier beginnende Reform von Cluny für eine säku-

lare Größe, die in gewisser Weise bis heute andauere. Er sagt dazu weiter: „... ‘Mystique’ nennen die Franzosen solche Erneuerungen gern, die eine Abkehr von der Verflachung des Lebens bewirken und aufs neue in die Tiefe des Daseins loten. Aber das deutsche Wort Verinnerlichung, das unsere Nachbarn

jenseits des Rheines so oft mißfällt, trifft es weitaus besser. ...⁽²⁾

Der adlige Eifer der Klosterinsassen wandte sich nun nicht, der Regel des hl. Benedikt entsprechend, der groben Handarbeit zu, auch der zielstrebigem Gelehrsamkeit nicht. Selbstverständlich blieben Schweigen, Arbeit und Gebet – das benediktinische Ordensgut – auch ihre wesentlichen Lebensäußerungen. Doch Cluny brach mit dem Gleichgewicht von Meditation und Arbeit. An Stelle der inbrünstigen, kurzen Anrufung Gottes, die der Abt von Monte Cassino empfohlen hatte, setzte die burgundische Abtei das Ideal einer Epoche, die an die Wirksamkeit langer Gemeinschaftsgebete glaubte und ihnen einen Wert an sich beimaß. Mit der Intensivierung des Chorgebetes, mit der Entfaltung der Liturgie wuchs der Wunsch nach Ausgestaltung des Chorgesangs, dem man seither große Aufmerksamkeit widmete. Das Psalmodieren bekam sein eigenes Gewicht, die Zahl der Gottesdienste vermehrte sich, die Zeremonien wurden reicher.

Von den Cluniazensern sind Sprüche überliefert, die ihre wieder entdeckte Weltabgewandtheit begründen. Zeitkritisch hatte schon ihr zweiter Abt Odo (926–942) mit einem Rückblick auf seine in der Welt den Unfrieden stiftenden Adelsgenossen festgestellt: „Nicht die Natur hat die Adligen hervorgebracht, sondern die gewaltsame Aneignung der Macht.“⁽³⁾ Odilo (994–1049), der fünfte Abt in Cluny, der 1014 an Heinrichs II. Kaiserkrönung in Rom teilnahm schreibt: „Laßt uns dieses trügerische und hinfällige Leben fliehen und zu je-

nem, das wahr und dauerhaft ist, sehnsüchtig eilen“. In der Musik erkannten die Mönche eine Vorahnung von der himmlischen Seligkeit: „Wie gewaltig und betörend muß die Harmonie im himmlischen Vaterland sein, wenn die irdische Musik schon so herrlich klingt“. ⁽⁴⁾

Im Psalmodieren und Zelebrieren ging für die Mönche der Tag dahin. Keine halbe Stunde verblieb ihnen für ein privates geistliches oder geselliges Gespräch. In ihr Gebet schlossen sie nicht nur die Stifter ein, auch nicht nur alle Lebenden, sondern sogar alle Verstorbenen. So war denn Cluny der Ort, von dem aus sich in der Kirche das Fest Allerseelen durchsetzte. Hilfe für die Umwelt, für Arme und Pilger, leistete die Abtei durch großzügige Almosen und gastfreie Bewirtung. Seit 981 zogen die Mönche, die nicht missionieren mochten, die Laien in ihre Kirchen und bauten sie größer, als sie für die Mönchsgemeinschaft hätten sein müssen. Laienbrüder sorgten im Kloster selbst für den Unterhalt und nahmen dienend an den Verdiensten der geistlichen Herren teil. Reliquienkult und Heiligenverehrung sprachen die Laien erst recht an und veranlaßten sie zu Wallfahrten. Vom klösterlichen Frieden angetan, ließen sich viele Laien dazu bewegen, ihre adeligen Fehden im „Gottesfrieden“ einzuschränken. Adliger Wirkungswille war es wohl, der die Cluniazenser bald veranlaßte, auch verrottete Klöster der Umgebung zu reformieren, und diese unterstellten sich gern der ebenso frommen wie mächtigen Abtei. Die rasch wachsende Zahl der Mönche zwang zu ihrer Aussendung, keineswegs zur Missi-

on unter den Laien, sondern zur Gründung neuer Töchterklöster. Nach hundert Jahren waren es 65, im Spätmittelalter über 1.000 Klöster, die dem Abt von Cluny unterstanden.

Eine Eigentümlichkeit dieser cluniazensischen Kongregation verlangte, daß die Weihe sämtlicher Professoren, wo immer sie ihr Noviziat ableisteten, in Cluny stattfand, das war bei den Umständen des Reisens jener Tage ein kostspieliges und gefährliches Unterfangen. Alldings erklärt diese Maßnahme vieles, das uns die sonst lockere Verbindung zwischen den Klöstern der Kongregation nicht verstehen läßt. Die Weihe der Mönche gab dem Abt nicht nur die Gelegenheit, sämtliche priesterlichen Angehörigen der Kongregation kennenzulernen und dadurch über den Zustand der Klöster informiert zu werden. Sie schuf auch bei dem Mönch das Bewußtsein, einer über die Ländergrenzen hinweggehenden, weltumfassenden geistigen Macht anzugehören, deren Zentrum – Cluny – in Burgund für sie ein neues Jerusalem oder Rom war. Ein solches Bewußtsein hat gewiß dazu beigetragen, daß Außenstehende dem cluniazensischen Mönchstum eine außerordentliche Bedeutung zuerkannten. Da gab es eine Gemeinschaft überregionaler Prägung, deren Angehörige nach Gesichtspunkten lebten, die sich dem Einfluß politischer Macht entzogen.

Die Freiheit von weltlicher wie bischöflicher Gewalt versetzte Cluny in die Lage, sich eine eigene geistliche Herrschaft zu schaffen, ein theokratisches „Reich von Cluny“. Erstaunlich lange entzog es

sich dem Sog der Verweltlichung, weil es große Äbte besaß, wahre Heilige, aber auch starke Männer mit innerer Freiheit. Sie waren schnell einflußreich geworden und wurden Berater der Mächtigsten, doch nutzten sie ihre Macht nur für den Frieden auf Erden, damit das Reich Christi komme

Die Bedeutung der Abtei von Cluny war vor allem auch eine Folge des energischen Wirkens ihrer Äbte. Aus der Reihe dieser Äbte ragen der vierte, fünfte und sechste hervor. 150 Jahre lang wurde die Entwicklung der Abtei allein von diesen drei Männern gelenkt:

Majolus (954–994), eine glänzende Erscheinung, ein guter Kanzelredner, gewandt im Umgang mit Fürsten wie Päpsten und als Berater selbst im Kaiserhaus geschätzt;

Odilo (994–1048), ein fruchtbarer Schriftsteller, Staatsmann und Friedensstifter;

Hugo (1048–1109) – Stütze der Päpste im Investiturstreit, Pate Kaiser Heinrichs IV. und Vermittler von Canossa, der große Bauherr und Repräsentant der glänzendsten Epoche Clunys.

Der Historiker Gerd Tellenbach schreibt über diese Äbte: „In ihrer Zeit kommt es für die kirchliche Entwicklung darauf an, daß die Ideale strenger christlicher Lebensführung, der Hingabe an den Sakramentendienst, die Achtung vor den kirchlichen Ordnungen, des betenden Einstehens des Christen für seine Mitchristen in weiten Kreisen durchdringen. Und dieses ist es, worin die Cluniazenser ... vorangingen.“⁽⁵⁾ Hans Domke sieht in der diplomatischen Aktivität der Äbte von Cluny, vor allem in der

Vermittlertätigkeit Hugos zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. kein Tun, das auf eine indifferente Haltung zu den Problemen schließen lassen dürfte. Er meint: „... vielmehr offenbart sich hier eine Fertigkeit, die fast alle frühen Äbte Clunys bekunden sollten. Sie haben sich stets viel mehr als Sachwalter ihres geistlichen Amtes gefühlt, statt in die Politik einzugreifen, als es die Geschichtsschreibung in Deutschland verzeichnet. Tatsächlich war es so, daß jede cluniazensisch reformierte Abtei einen Hort des Friedens und der inneren Sauberkeit darstellte, und es bleibt das historische Verdienst der Äbte von Cluny, dem Okzident ein neues Wertbewußtsein geschenkt zu haben...“⁽⁶⁾

Unter dem zweiten der großen Äbte entstand in Europa eine Bewegung, die noch immer lebendig ist: die Wallfahrtsbewegung zum Grab des Apostels Jakob nach Compostela. Ausgerechnet an Abt Odilo richteten die kastilischen Könige einen Hilferuf. Das besondere Anliegen dieses von Gestalt kleinen, aber von seiner Wirkung her großen Mannes wurde dann die Befreiung Spaniens vom Islam. Von 1024 an trieb Cluny die Reorganisation des Klosters von San Juan de la Peña in Aragonien. Bald dehnte Odilo die Reformtätigkeit auf Bitten König Sanchez des Großen, Ferdinand I. und Alphons VI. auf Navarra, Kastilien und Leon aus. Bis ins 12. Jahrhundert hinein sind die Äbte von Cluny immer wieder persönlich in Spanien gewesen, um Klöster an der Wallfahrtsstraße nach Santiago anzulegen und so die Widerstandskraft der Spanier im Kampf mit einem kulturell hoch überlegenen Gegner zu stärken.

Umgekehrt kamen auch die Spanier nach Cluny. 1095 weihte der Bischof Dalmatius von Compostela in der im Bau befindlichen großen St. Peter und Paul-Kirche den Altar des hl. Jakobus – ein höchst demonstrativer Akt. In Cluny war es, wo Papst Calixtus II. (1119–1124) die erzbischöfliche Würde dem Wiederhersteller der Kathedrale von Compostela, dem Bischof Diego Gelmirez verlieh. Pierre de Roda, Bischof von Pamplona, der eine der neuen Kapellen des Chorumgangs der neuen Kathedrale von Santiago de Compostela geweiht hatte, mußte nach Cluny kommen, um dort die St. Gabrielskapelle zu weihen. Die Beziehungen über die Pyrenäen hinweg waren rege. Die von den schwarzen Mönchen damals organisierte und betreute Wallfahrtsstraße hat uns eine der schönsten Hinterlassenschaften der romanischen Epoche beschert – die zahlreichen Wallfahrts- und Andachtskirchen, die mit ihren üppig gestalteten Portalen, regelrechten Schauwänden, noch heute einem Pilger die Herrlichkeit Gottes, die Sündhaftigkeit der Welt und den Wert der Überwindung einprägen sollen.

Anmerkungen:

- 1 vgl. H. Domke „Burgund“, 9. Auflage, München 1991, S. 122
- 2 ebd. S. 125
- 3 ebd. S. 159
- 4 vgl. A. Nitschke „Frühe christliche Reiche“ in WELTGESCHICHTE, Bd. V, hrsg. von G. Mann und A. Nitschke, Gütersloh 1979, S. 354 f.
- 5 zitiert bei R. Vocke „Cluny und Gorze und ihre Reformen“ in DEUTSCHE GESCHICHTE, Bd. I, Teil II, hrsg. von H. Pleticha, Gütersloh 1983, S. 80
- 6 vgl. H. Domke a.a.O. S. 161

Die Communauté de Taizé

Einführung in die Spiritualität*

Zur Geschichte

Im Jahre 1939 sammelt Roger Schutz, damals evangelischer Theologiestudent in Lausanne, heute Prior von Taizé, einige Freunde zu gemeinsamer Arbeit, die getragen wird von gemeinsamem Gebet. Mit ihnen zusammen organisiert er – etwa in der Art eines Drittordens für Laien und unter dem Namen „Grande Communauté“ (Große Gemeinschaft) – Studententagen und geistliche Retraiten (ausgesonderte Tage der Stille, des Gebets, der Meditation).

Als Ort für diese Treffen wird ein Haus nötig. Aber der Krieg kommt dazwischen, und Roger Schutz beschließt im August 1940, seine Freunde vorübergehend zu verlassen und ein solches Haus in Frankreich zu suchen; dort will er angesichts der menschlichen Verzweiflung der Stunde eine geistliche Aktion ins Leben rufen. Unter mehreren Möglichkeiten wählt er ein seit einigen Jahren nicht mehr bewohntes Anwesen in dem fast verlassenen Dorf Taizé in Burgund (nahe bei Cluny, das im Mittelalter strahlkräftiges Zentrum des abendländischen Mönchtums war).

Er richtet sich allein in jenem Hause ein, das abseits der großen Verkehrslinien liegt, und nimmt

zwei Jahre lang Flüchtlinge auf, die über die nahe Demarkationslinie aus dem besetzten Teil Frankreichs herüberkommen; er besinnt sich über seinen Plan, in diesem Dorf, wenn einmal wieder Frieden ist, eine Gemeinschaft von jungen Männern aufzubauen, die entschlossen sind, ihr Leben dem „gemeinsamen Dienst für Jesus Christus in Kirche und Welt“ zu widmen.

In Genf begegnet Roger Schutz drei Studenten – Max Thurian, Pierre Souvairan und Daniel de Montmollin –, die sich ihm anschließen. Zwei Jahre führen sie dort ein gemeinsames Leben.

Nach der Befreiung Frankreichs kann sich die Communauté im Sommer 1944 wieder in Taizé errichten. Mehrere Jahre vergehen, ehe die Bestätigung neuer Berufungen es den ersten Brüdern erlaubt, am Ostermorgen 1949 ihre Profeß abzulegen. Damit beginnt ein neuer wichtiger Abschnitt im Leben der Communauté. Der Absolutheitscharakter einer Berufung wird deutlich, die Menschen für ihr ganzes Leben zum Dienst für Gott und am Nächsten im Zölibat, in der Güter-

* aus: Roger Schutz „Das Heute Gottes“, Herder Taschenbuch, Bd. 136, Freiburg 1963.

gemeinschaft und unter Anerkennung einer Autorität verpflichtet.

Seitdem lassen neue Berufungen die Communauté schneller wachsen und eröffnen erweiterte Möglichkeiten für ihren Dienst, auch außerhalb von Taizé. Von 1951 an gibt es an verschiedenen Orten „ausgesandte Brüder“. Sie sollen durch ihre Arbeit und ihr Leben „Zeugen Christi... ein Zeichen seiner Gegenwart unter allen Menschen und Träger der Freude“ sein. Die ersten der so gebildeten „Fraternitäten“ von zwei oder drei Brüdern entstehen in Montceau-les-Mines und Marseille im Arbeitermilieu, wo die Brüder unter den Lebensbedingungen von Arbeitnehmern leben. Später gehen Brüder in die algerischen Elendsviertel, nach Deutschland zur Arbeit in einem Studentenwerk, nach Paris zur Zusammenarbeit mit der CIMADE (Flüchtlings- und Gefangenenhilfe), in verschiedene Gemeinden Frankreichs und der Schweiz zur Übernahme von Pfarrämtern.

Taizé heute

Die Communauté de Taizé zählt heute mehr als 50 Brüder, die aus verschiedenen Kirchen der Reformation calvinistischer und lutherischer Tradition und aus verschiedenen Ländern (Frankreich, Schweiz, Holland, Deutschland, Dänemark) stammen. Etwa drei Viertel der Brüder leben in Taizé; die anderen befinden sich zur Zeit in Lyon, Algier, Valentigney, Abidjan (Elfenbeinküste) und im Industriegebiet von Sheffield.

Die Brüder machen häufig Reisen, um ökumenische Kontakte her-

zustellen und überallhin ihre Sorge um die Einheit der Christen mitzuteilen. Andererseits kommen Besucher aus allen fünf Erdteilen nach Taizé, sei es zu ökumenischen Begegnungen oder um sich zu geistlichen Retraiten zurückzuziehen.

Die Berufung der Brüder von Taizé

Der Prior von Taizé hat in der „Regel von Taizé“ sowie in seinen Büchern „Vivre l'aujourd'hui de Dieu“ und „L'unité, espérance de vie“ (deutsche Übersetzungen erschienen unter den Titeln „Das Heute Gottes“ und „Einheit und Zukunft“) niedergeschrieben, was für eine Berufung wesentlich ist, die zum ersten Male in den Kirchen der Reformation Gestalt gewinnt, die aber an die Erfahrungen des christlichen Mönchtums in Orient und Okzident anknüpft und deren Wurzeln jenseits der Reformation ins Leben der Kirche der ersten Jahrhunderte hinabreichen. Dieselbe Berufung lebt die Communauté de Grandchamp (unweit Neuchâtel, Schweiz), eine Gemeinschaft von Frauen, die sich zur gleichen Zeit wie Taizé entwickelt hat.

Das Leben der Brüder ist entscheidend bestimmt durch ein großes Anliegen, das sie immer erfüllt: die Sorge um die sichtbare Einheit aller Christen in einer Kirche, dem Leib Jesu Christi. Es tut dringend not, daß die Christenheit von heute ihre konfessionellen Spaltungen überwindet und endlich das Gebet Christi wahr macht: „Auf daß sie eins seien, damit die Welt glaube!“ Die Brüder wirken für diese Einheit durch ihr Gebet (täglich drei Got-

Roger Schutz,
 evangelischer
 Theologe und
 charismatischer
 Gründer der
 ökumenischen
 Communauté de
 Taizé

Foto: Communauté de Taizé



tesdienste), durch ihre Kontakte und ihre Reisen, durch die Treffen und Tagungen, die sie organisieren, durch ihre theologische und soziologische Studienarbeit.

Doch ist die Einheit kein Selbstzweck. Wenn die Christen die Einheit suchen, dann tun sie das nicht nur, um in einer Kirche zusammenzufinden, sondern auch, damit sie in die Lage versetzt werden, den Menschen, die nicht glauben können, besser deutlich zu machen, was der Glaube ist. Sicher wird es eine großartige und freudенreiche Wirklichkeit sein, wenn wir die Einheit wie-

dergefunden haben; aber die Einheit ist zunächst einmal in ihrer Beziehung zur Mission zu sehen: eins sein, damit die Welt glauben kann. Hineingehen in die Welt dieses Jahrhunderts, sich integrieren in das Zeitalter der Technik und der Massen – das ist das andere wichtige Anliegen der Brüder.

In Taizé selbst suchen sie sich ganz in die Umgebung einzufügen, die sie dort vorfinden. In ihren verschiedenen Berufen – Landwirtschaft und landwirtschaftliches Genossenschaftswesen, Druckerei und Künstlerateliers, Landarztpraxis

und Architektur können sie in gleicher Weise offen sein für die Welt von heute.

In derselben Perspektive ist die Präsenz der ausgesandten Brüder in Lyon, Algier, Abidjan oder Sheffield zu sehen. Sie wollen dort die christliche Freude inmitten der Massen leben, die Kirche präsent machen an einigen strategisch wichtigen Punkten des Lebens der heutigen Menschen, die Gegenwart Christi da bezeugen, wo das Elend besonders groß ist.

Die Kirche der Versöhnung

Schon vor langer Zeit hat der Bischof von Autun es den Brüdern von Taizé erlaubt, ihre Gottesdienste in der kleinen romanischen Dorfkirche zu halten, in der auch weiterhin katholische Priester die Messe zelebrieren.

Doch diese Kirche ist zu klein geworden, um die vielen Menschen zu fassen, die nach Taizé pilgern. So ist es dazu gekommen, daß die deutsche „Aktion Sühnezeichen“ für die Communauté eine neue Kirche, die „Kirche der Versöhnung“, erbaut hat.

Diese große Kirche ist eine Pilgerstätte und ein Ort des Gebets für die Einheit und die Versöhnung, die konkret sein muß:

- des Vaters mit seinem Sohn,
- des Ehemannes mit seiner Frau,
- des Gläubigen mit dem, der nicht glauben kann,
- des Christen mit seinen getrennten Geschwistern.

Gottesdienste verschiedener christlicher Konfessionen werden dort gehalten. Insbesondere ist die Krypta dieser Kirche für die katholische

Messe bestimmt.

Die „Kirche der Versöhnung“ ist auch ein Ort der Besinnung über die Welt von heute, für die die Christen ihre Einheit suchen. Zu diesem Zweck ist eine Ausstellung angelegt worden. Und damit dieser Besinnung die konkrete Tat folgen kann, ist ein Spendenaufruf angebracht zugunsten der Menschen, die Hunger leiden. Wie sollte einer, der gerne am Brot der Eucharistie teilhat, nicht gerne sein tägliches Brot mit anderen teilen.

Die Begegnungen von Cormatin

Die Communauté de Taizé hat, um ihre Arbeit zu intensivieren, um die Spannung zwischen Kirche und Welt besser zu leben und um anderen dazu zu verhelfen, daß sie sie besser leben können, die Initiative zu den „Begegnungen von Cormatin“ ergriffen; das sind Studientagungen und Gruppenfreizeiten, die in Cormatin, einige Kilometer von Taizé entfernt, in einem dazu erbauten Zentrum stattfinden.

Einen Geist der Offenheit schaffen und erhalten, Kenntnis von der Wirklichkeit menschlicher Gesellschaftsgruppen vermitteln, unter dauernder Überwindung von Vorurteilen objektiv informieren, Menschen heranbilden, die sich den Problemen unserer Zeit stellen und die Möglichkeiten der modernen Soziologie ausschöpfen – das alles sind Anliegen, um die es bei den „Begegnungen von Cormatin“ geht.

Gleichsam eine Frucht der „Begegnungen“ sind die „Heimstätten der Einheit“.



Keine großartige Architektur gibt es in Taizé zu fotografieren. Hier zählt nur das Einfache. Für Unterkunft und Essen wird kein großer Aufwand betrieben, wie man es hier schon am „Begrüßungsbereich“ sehen kann. Es gibt keine Tagesprogramme, Führungen oder Intensivbetreuungen. Die Besucher sind sich selbst und ihrer eigenen Initiative überlassen. Taizé kommt mit einem Minimum an Planung und Organisation aus. (Foto: F. Koch)

Die Heimstätten der Einheit

Im Blick auf die Herstellung der Einheit unter den Christen, die durch jahrhundertealte Spaltungen getrennt sind, ist es heute wichtig, Männern und Frauen dabei zu helfen, ihre Berufung zu leben inmitten ihrer jeweiligen Konfession und ebenso inmitten der Gesellschaftsschichten, die taub geworden sind für das Evangelium, zum Teil deshalb, weil die Christenheit in so unkonsequenter Weise in sich zerrissen ist. Hier will der Dienst der „Heimstätten der Einheit“ einsetzen.

Unter „Heimstätten der Einheit“ soll man sich nichts vorstellen, was auffällig in Erscheinung tritt, sondern damit sind einfach Eheleute gemeint, die von Christus selbst dazu bestimmt sind, im Heute Gottes ihre Berufung für die sichtbare Einheit aller Christen in einer Kirche, dem Leib Jesu Christi, zu leben.

Die Menschen, die eine solche Stellung beziehen, wollen damit nicht die Christen richten, die vor ihnen gelebt haben. Sie meinen einfach, daß gerade von ihnen im gegenwärtigen Zeitpunkt eine fest entschlossene Haltung verlangt wird; denn das Spiel der Spaltungen

unter den Christen können sie nicht mehr mitmachen. In gewissem Sinn sind sie „Dienstverweigerer aus Gewissensgründen“ geworden angesichts der Inkonsistenz einer in sich gespaltenen Christenheit.

Eine „Heimstätte der Einheit“ will in dieser Welt Tag für Tag ein Ort sein, von dem Licht ausgeht. Stätten des Lichtes schaffen, ein Feuer anzünden auf der Erde, darum geht es hier.

Zu Schwieriges wird von den Heimstätten der Einheit nicht gefordert: sie verpflichten sich, drei Gebetszeiten am Tag einzuhalten, eine wirkliche Einheit in der Ehe zu leben, Gastfreundschaft zu üben und auf die Anhäufung von materiellen Gütern zu verzichten im Wissen darum, daß die Erde zunächst dem Herrn gehört.

Kon-zentriert

Auf die Frage von Besuchern: „Wie ist es möglich, daß alle Mönche trotz ihrer verschiedenen Herkunft, Veranlagung und Bildung eine Einheit darstellen?“, antwortete der Abt:

„Stellt euch vor: Felge, Speiche und Nabe. Die Felge ist die umfassende Mauer, die aber nur äußerlich alles zusammenhält. Von diesem Rand des Rades aber laufen die Speichen in der Mitte zusammen und werden von der Nabe gehalten. Die Speichen sind wir selbst. Die Nabe ist Jesus Christus. Aus dieser Mitte leben wir. Sie hält alles zusammen. Je mehr sich die Speichen der Mitte nähern, um so näher kommen sie auch selbst zusammen. Wenn wir uns Christus, der Mitte unserer menschlichen und geistli-

chen Gemeinschaft, wirklich und ganz nähern, kommen auch wir einander näher. Nur so können wir miteinander und füreinander und damit auch für andere leben.



*Raddarstellung aus dem
Sonnentempel in Konarak, Indien*

(nach, Herder Lexikon der Symbole)

Kennen Sie Bernadette Soubirous!? Nein!?... Sollten Sie aber!*

Bernadette Soubirous wird am 7. Januar 1844 als Tochter eines verarmten Müllers in Lourdes geboren. Seit ihrem 6. Lebensjahr leidet sie an Asthma. Deshalb wächst sie bei einer Verwandten im nahegelegenen Dorf Bartres auf, wo sie Schafe hütet. Sie ist sehr fromm, betet gerne den Rosenkranz und will möglichst früh zur ersten hl. Kommunion gehen. In Bartres gibt es jedoch keinen Pfarrer, und so kehrt sie im Januar 1858 in ihr Elternhaus zurück.

Während des Holz sammelns mit einer ihrer Schwestern und einer Freundin erscheint Bernadette, die ein paar Meter hinter ihren Begleiterinnen zurückgeblieben ist, eine weiß gekleidete Dame, die einen Rosenkranz in der Hand hält. Dies ereignet sich im Februar 1858 an der Grotte von Massabielle nahe der Stadt (vgl. Plan des Hl. Bezirkes).

Bernadette hat in der Folgezeit noch siebzehn ähnliche Erscheinungen, wobei sie beim dritten Mal von der Erscheinenden gebeten wird, täglich zur Grotte zu kommen. Bei der neunten Erscheinung gräbt Bernadette mit ihren Händen auf Geheiß der Dame eine Quelle - die berühmte Wunderquelle von Lourdes. Erst bei der sechzehnten Erscheinung gibt sie sich als Gottesmutter zu erkennen.

Die letzte Erscheinung findet am 16. Juli 1858 statt. Als Bernadette



von ihren Erscheinungen erzählt, stößt sie bei vielen auf große Skepsis; andere wiederum folgen ihr bei ihrem Besuch der Grotte.

Der Ortspfarrer begegnet der Nachricht zunächst mit Zurückhaltung, als Bernadette ihm aber persönlich Bericht erstattet glaubt er ihr und setzt sich für sie ein.

Für Bernadette folgt eine schwere Zeit, in der sie sich einigen Verhören von staatlichen Behörden und

* aus: Pilgerheft zur Internationalen Soldatenwallfahrt nach Lourdes 1992, Hrsg. Kath. Militärbischofsamt, Bonn 1992

kirchlichen Kommissionen stellen muß. Außerdem steht sie im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses und kommt kaum noch zur Ruhe.

1860 sucht Bernadette im Krankenhaus von Lourdes Schutz vor dem Wirbel um ihre Person. Dieses Krankenhaus wird von den Caritas- und Schulschwestern geleitet, deren Mutterhaus in Nevers steht. Bernadette tritt 1866 als Novizin dort ein und

pflegt von nun an Kranke. Sie erkrankt an Tuberkulose und stirbt am 16. April 1879.

Als man sie knapp zehn Jahre später seligsprechen will und im Zuge dieses Prozesses ihr Grab öffnet, findet man den Leichnam unverwest. Bernadette wird am 14. Juni 1925 selig und am 8. Dezember 1933 heiliggesprochen.

Informationen zur Rhone-Alpes

Auf der Fahrt von Burgund in die Auvergne streifen wir eine weitere der französischen Regionen, nämlich Rhone-Alpes. Es ist offensichtlich ein künstliches Gebilde, geschaffen für eine Optimierung der Verwaltung und der Wirtschaftsplanung; denn keine der alten Provinzen des Landes spiegelt sich im Namen dieser Region wider.

Die Rhone beherrscht den Namen wie wohl auch die Region. Von den großen Strömen Frankreichs – vier an der Zahl – sind drei weiblichen Geschlechts: Seine, Garonne und Loire; der vierte ist in französischen Augen männlich, „der“ Rhone, allerdings nicht in deutschen Augen, und das obwohl dieser Fluß der wahre Bruder des Rheins ist. Zwei Vokale unterscheiden beide Fließenden, die aus derselben

Schweiz und aus der gleichen Gletscherheimat kommen: ein „o“ und ein „ei“. Und die Tatsache, daß der eine im Bodensee badet und nach Norden, der andere im Genfer See pausiert und nach Süden fließt. Die wichtigste Rhone-Stadt, zugleich die zweitgrößte Frankreichs (nach Paris und vor Marseille), ist Lyon. Obwohl die Rhone bei der Begegnung mit dieser Stadt durch die Saone großzügig genährt, schon stattlich breit und damit schiffbar ist, haben die Stadtväter Maschinen vorbereitet, sie zu säubern. Die Rhone, einmal zur Sauberkeit erzogen, bleibt bis zur Mündung ein Fluß, der die Umweltschützer freut. Sie fließt durch Pierrelatte, wo die Atombombe gebaut wurde, und geht aus dem Erlebnis unbeschmutzt, unverschmutzt, also un-

schuldig hervor. „Die Rhone“, so sagte mal jemand, „ist kein Fluß, sondern eine Einrichtung.“ Sie trägt die Schiffe, läßt sich stauen, ist sogar bereit, hin und wieder etwas abgelenkt und geteilt zu werden, sie arbeitet mühelos für Kernkraftwerke großen und obendrein noch experimentellen Ausmaßes, hört zu, wie Kinder singen: „Sur le pont d'Avignon“, animiert Weinfelder (Côte du Rhone) und läßt sich nach ihrer Ankunft in Marseille noch dazu herbei, Einfluß auf die Camargue zu nehmen, damit dort nicht nur schwarze Stiere und weiße Pferde herumlaufen (auf immer kleiner werdendem Gebiet), sondern auch damit soviel Reis produziert wird, daß ganz Frankreich Gänge daran hat.¹⁾

Die Alpen sind der zweite Bestandteil der Region und ihres Namens. Die französischen Alpen bilden den westlichsten und zugleich höchsten Teil des großen Alpenbogens. Sie bestehen in ihrem Kern aus den zwei historischen Landschaften Dauphiné und Savoyen. Dieses wiederum besteht im wesentlichen aus den zwischen dem Genfer See und dem Tal der Isère aufragenden, großartigen Savoyer Alpen, die im Montblanc mit 4.807 m die höchste Erhebung Europas erreichen. Ihnen ist im Westen ein reizvolles, voralpines Seengebiet vorgelagert, dessen Berge allerdings auch Höhen bis 1.800 m aufweisen. Die Dauphiné schließt sich südlich an Savoyen an. Das bis 4.100 m hohe Pelvoux-Massiv beherrscht die Dauphiné. Es liegt südöstlich von der alten, schön gelegenen Hauptstadt *Grenoble*. An das hochalpine Gebiet der Oberdauphiné schließt

sich im Westen wie in Savoyen ein Voralpengebiet, die Niederdauphiné an. Die französische Alpenlandschaft ist durch tief eingeschnittene Flußtäler in verschiedene Richtungen gut zugänglich, sie besitzt die meisten Paßstraßen der Alpen. Diese Tatsache weckt Verständnis für das große Interesse, das die deutschen Kaiser stets diesen Landschaften entgegenbrachten. Während die Dauphiné bereits 1349 an die französische Krone verkauft wurde – der jeweilige Kronprinz erhielt dann dieses Land als Apanage, weshalb er sich Dauphin nannte, blieb Savoyen länger mit dem Reich verbunden. Die Reichsgrafen, später Herzöge von Savoyen, legten im 15. Jahrhundert ihren Sitz nach Turin. Im 16. Jahrhundert mußte Savoyen Genf, das Waadtland und das Wallis an die schweizerische Eidgenossenschaft abtreten. Gegenüber dem Frankreich Ludwigs XIV. konnte es sich dank der Führungskunst des Prinzen Eugen, eines Abkömmlings aus dem Hause Savoyen-Carignan, behaupten. Erst 1860 trat das Haus Savoyen – mittlerweile auf dem italienischen Königsthron – Nizza und die Landschaft Savoyen an Frankreich ab als Dank für die zugunsten der Einigung Italiens geleistete Hilfe.

Mit 43.694 km² ist die Region Rhone-Alpes flächenmäßig nach Midi-Pyrénées die zweitgrößte Frankreichs. Mit dem Blick auf die Einwohnerzahl, es sind 5,15 Mio. nimmt sie nach der Ile de France mit Paris ebenso den zweiten Platz ein.

Grenoble (160.000 Einwohner) spielt als Zentrum des Fremdenverkehrs und als Universitätsstadt in

den französischen Alpen eine ähnliche Rolle wie Innsbruck in den Ostalpen. Zahlreiche leistungsstarke Anlagen zur Gewinnung elektrischer Energie haben hier eine vielseitige Metall- und Maschinenindustrie entstehen lassen. Über Grenoble, die gewiß unvergessene Stadt der „Olympia-Alpen“, die moderne Hochschul- und Industriestadt (modern auch darin, daß hier auf pionierhafte Weise beide zusammenwirken: Hochschule und Industrie) kann nur wiederholt werden, was einem Prominenten in den Mund geschoben wurde: „Grenoble amüsiert sich über Paris!“¹²⁾

Saint-Etienne (222.000 Einwohner) liegt am Westrand der Region im Département Loire. Dieser Ort erlangte erst im vorigen Jahrhundert als Zentrum des Loire-Kohlebeckens größere Bedeutung. Saint-Etienne, die dem hl. Stephan gewidmete Stadt, deren Einwohner infolgedessen die Stephanois heißen, sie war damals eine düstere Häuseransammlung! Zwar hatte man die Bergwerke inzwischen modernisiert – doch dann durchfuhr diese Gegend ein Schrecken, als es in Saint-Etienne hieß, die Kohlen-schätze seien erschöpft. Inzwischen sind die Bergleute – wie überall wendig und gelehrig – umgeschult, und Saint-Etienne ist dabei, wirklich eine grüne Stadt zu werden. Es ist heute eine lebhafteste Industrie- und Universitätsstadt.³¹⁾

Lyon, keine besonders schöne, jedoch mächtige Stadt, wurde schon immer genannt, wenn man uns in Burgund sagte, der eine Teil der Region sei von Paris, der andere von Lyon angezogen. Als Hauptstadt der Region Rhone-Alpes, der volk-

reichsten nach Paris und seiner Region, spielt sie vielleicht der allmächtigen Seine-Metropole einen Streich. Von allen französischen Städten behauptet sie sich am ehesten als etwas eigenständiges gegenüber Paris. Lyon strahlt etwas aus, was es nicht sogleich an Paris weitergibt. Es bildet mit Saint-Etienne und Grenoble ein wirtschaftlich potentes Dreieck und ist nicht nur deswegen stärkster Punkt, sondern beherrscht auch in gewisser Weise das Rhone-Tal nach Süden hin.⁴⁾ Lyon ist nicht nur Hauptstadt der Region, sondern auch Sitz eines Erzbischofs, einer katholischen Universität, einer Technischen Hochschule und letztlich des Präfekten des Departements Rhone. Seit alters ist die Stadt Zentrum der französischen Textilindustrie gewesen. Auch Chemie- und Metallindustrie hat sich hier angesiedelt. Umfangreiche Erdölraffinerien sind nicht zu übersehen. Ein anschauliches Bild von Handel und Gewerbe der Region vermitteln jährlich die internationalen Messen.

Lyon – das war schon zur Zeit der Gallier unter dem Namen Lugdunum eine Zentrale. Die Römer machten es zur Hauptstadt ihrer Provinz Gallia Lugdunensis. Ende des 2. Jahrhunderts erlebte Lyon eine grausame Christenverfolgung. Nach der Zeit der Völkerwanderung war es dann Sitz der unterschiedlichen Burgunderkönige, die 1032 von den deutschen Kaisern beerbt wurden. Die Grafschaft Lyonnais kam letztlich zu Beginn des 14. Jahrhunderts an Frankreich. Während der Französischen Revolution ordnete der Konvent 1793

nach der Rückeroberung der Stadt als Vergeltung für die Vertreibung der Jakobiner die Zerstörung Lyons an. 6.000 Bürger kamen dabei ums Leben.

Für Katholiken hat die Stadt Lyon noch einen Glanzpunkt:

Irenäus, Bischof in Lyon um 170/180 nach Christi Geburt. Er war der Schüler des Heiligen Polykarp von Smyrna, dieser wiederum noch vom Apostel Johannes zum Bischof bestellt. Mit Irenäus wird die Apostolizität der Kirche erfahrbar. Er ist Menschen begegnet, die noch unmittelbaren Kontakt mit den Aposteln hatten. In seinen Schriften legt er unter anderem dar, daß die Kirche in Rom von den Aposteln Petrus und Paulus gegründet wurde. Zugleich bietet er darin eine Liste der römischen Bischöfe von Petrus bis auf seine Zeit an.⁵⁾ Bischof Irenäus aus Lyon ist auch Zeuge dafür, daß es zu seiner Lebzeit schon in unserem Lande christliche Kirchen gab; denn er schreibt: „... Und wenngleich es auf der Welt verschiedene Sprachen

gibt, so ist doch die Kraft der Überlieferung dieselbe. Die in Germanien gegründeten Gemeinden glauben weder anders noch überliefern anders als die in Spanien, bei den Kelten, im Orient, in Ägypten, in Lybien und die in der Mitte (im Zentrum) der Welt gegründeten ([Gemeinden]) ...“⁶⁾ Lyon – also Erinnerung an die Bedeutung der Wahrung des apostolischen Glaubens! Lyon – auch ein Hinweis darauf, daß der christliche Glaube in unserem Land doch schon recht früh Wurzeln faßte.

Anmerkung:

- 1 C. Krahmer/J. Müller-Mareijn, 21mal Frankreich“, 4.Auflage, München 1985, S. 393, 396 f.
- 2 ebd. S. 396–397
- 3 ebd. S. 396
- 4 ebd. S.396
- 5 August Schucherr „Kirchengeschichte“, Kempen-Niederrhein 1958, S. 105
- 6 E. Dassmann „Die Anfänge der Kirche in Deutschland“, Stuttgart 1993, S. 14

Das Rätsel

Johannes Maria Vianney – Der heilige Pfarrer von Ars

Walter Nigg*

Johannes Maria Vianney war schon zu seinen Lebzeiten eine legendäre Gestalt. Er ist dies geworden, ohne vom Geltungsdrang angestachelt gewesen zu sein. Nicht das geringste tat er, um die Anerkennung seiner Zeitgenossen zu erringen. Das Ansehen kam ganz von selbst, er brauchte ihm nicht nachzuhelfen. Seltsamerweise bemerkte er es nicht einmal, bezog die Bekanntheit nie auf seine Person und trank auch keinen Tropfen aus dem die Menschen vergiftenden Ruhmesbecher. Vianney war nicht nur der meistgenannte Pfarrer in Frankreich, sondern sein Name besaß einen Klang weit über die Landesgrenzen hinaus. Sogar in Übersee wußte man von ihm.

Die merkwürdige Anziehungskraft war kein Augenblickserfolg, der eine kurze Zeit hell auflodert und dann ebenso rasch erlischt. Dergleichen geschieht bei vielen, nach wenigen Jahren völlig vergessenen Tagesgrößen. Vianneys Beliebtheit hielt auch nach seinem Tode unvermindert an. Über ihn gibt es eine umfangreiche Literatur.

Eine ganze Reihe Biographien wurde über ihn geschrieben, angefangen von Catherine Lassagnes „Petit Mémoire“ über die preisgekrönte Arbeit von Francis Trochu „Der heilige Pfarrer von Ars“ bis zu der Darstellung von Michel de Saint-Pierre. Einige von ihnen blieben in der bloß pragmatischen Schilderung stecken, andere wiederum reflektierten über die Gestalt. Daniel Pézeril fragt gleich zu Beginn seiner vorzüglichen Darstellung: „Was können wir heute noch anfangen mit diesem kleinen Pfarrer in seinem verlorenen Winkel vor hundertfünfzig Jahren?“ Auch Ernst Thrasolt sieht in Vianney „eine Absage an die moderne Zeit, ihren Abfall vom Zentralen zum Peripherischen“.

Vianney ist ein Phänomen, das auf den heutigen Menschen wie ein Zitterrochen wirkt: wenn er sich ihm nähert, empfängt er zuerst einen Schlag. Dies hat auch Ida Friederike Görres erfahren: „Immer wieder kommt mir der Pfarrer von Ars in die Quere – dieser störrige Supranaturalist, der alles auf den Kopf stellt, was wir uns so über den Christen in der Welt denken möchten. Dennoch liebe ich auch – und

* aus: Walter Nigg, „Der Pfarrer von Ars“, Herder Freiburg 1992

wie sehr! – diese steil zum Himmel aufschießenden, erschreckenden Stichflammen, neben denen alle andern wie die Haustierte wirken.“ Auch Dichter sind ihm stark verpflichtet. Allen voran der stürmische Georges Bernanos, dessen Romane „Unter der Sonne Satans“ und „Tagebuch eines Landpfarrers“ ohne den Pfarrer von Ars nie entstanden wären. Ebenso erhielt das Dörfchen Ars durch Vianney seine Berühmtheit. Trotz aller Kleinheit wurde es zu Lebzeiten und nach dem Tod dieses Pfarrers zu einem von unzähligen Pilgern besuchten Wallfahrtsort.

Warum gewann Vianney dieses Ansehen? Gewiß nicht wegen seines Äußern. Er war von kleiner Gestalt, ging in einer arg geflickten Soutane einher, trug einen unmöglichen Hut und war in seinem Benehmen von linkischer Unbeholfenheit. Er hatte so gar nichts Impo- nierendes an sich, weit eher glich er einer kläglichen Figur. In seiner Haltung war er der Gegenpol zu John Henry Newman, dem heiligen Gentleman. Wahrscheinlich haben viele Besucher Vianney zunächst enttäuscht angeblickt und bei sich selbst gedacht: Nein, so bedeutungslos habe ich mir den Pfarrer von Ars nicht vorgestellt. Trotzdem sind sie nicht sofort wieder umgekehrt.

Ja, warum übte Vianney diese unerklärliche Anziehungskraft aus? Wohl aus keinem anderen Grund,

als weil er im Ruf eines heiligen Pfarrers stand. Das ist keine selbstverständliche Alltäglichkeit. Gewiß gibt es neben bloß leutseligen und bürgerlich korrekten auch viele gute, eifrige Priester, die in ihrer



Gemeinde vorzügliche Arbeit leisten. Aber Pfarrer, die den Duft der Heiligkeit ausströmen, sind doch wohl mit der Laterne zu suchen. Beim Pfarrer von Ars war die Heiligkeits-Atmosphäre wider alle Erwartung deutlich spürbar. Um dieser seltenen Ausnahme willen begehrten die Menschen ihn zu sehen. Sie sind mit diesem Wunsche keinem Irrtum zum Opfer gefallen. Die Überzeugung, der Pfarrer von

Ars sei heilig, ist gewiß richtig, nur ist sie nicht ohne weiteres rational zu verstehen. Sie ruft nach einem längeren Nachdenken.

Vianney war ein überaus tugendsamer Mensch. Die Tugend wurde immer mit den Heiligen in Verbindung gebracht, spricht doch

die Kirche bei der Heiligsprechung von „heroischer Tugend“. Vianney strebte in außerordentlicher Weise nach der Tugend. Die meisten Menschen sind wenig tugendhaft und wissen das sogar selbst. Früher gaben sie dies beschämt zu, und heute prahlen sie damit. Deswegen gera-

Worte des Pfarrers von Ars

Der alte Adam

Wir verschieben unsere Bekehrung wieder und wieder bis zum Sterben, aber wer sagt uns, daß wir dann noch Zeit und Kraft dazu haben?

Wenn einer verloren geht, so in der Regel nicht auf einmal, er verdammt sich kleinweise, nach und nach versinkt er im Schlamm seiner Sünden.

Der neue Mensch

Gott wird nicht zulassen, daß man den Glauben verliert, wenn man sich um den Glauben anderer müht und sorgt.

Gott erkennen, lieben, ihm dienen – alles, was wir sonst tun ist verlorene Zeit.

Beten

Der liebe Gott liebt es, belästigt zu werden.

Wer wenig betet, gleicht den Hühnern, die große Flügel haben und mit ihnen nichts Rechtes anfangen können. Wer innig und ausdauernd betet, wird einer Schwalbe ähnlich, die sich vom Wind tragen läßt.

Wort Gottes

Es ist ganz ausgeschlossen, Gott zu lieben und ihm zu gefallen, ohne von seinem Wort genährt zu werden.

Kreuz

Wenn wir acht Tage im Himmel verbringen könnten, verstünden wir den Wert des Erdenmoments des Leidens. Wir fänden kein Kreuz zu schwer, keine Prüfung bitter genug.

Wir sollten dem Kreuz nachlaufen, wie der Geizige dem Geld nachläuft.

Gießt man in eine Eßigsauce viel Öl, bleibt Essig wohl immer Essig, aber das Öl mildert die Bitterkeit, man spürt sie fast nicht mehr: So ist das, wenn man sein Leiden von Gott annimmt.

Herzensreinheit

Liebet eure Feinde mehr als eure Freunde. Achtet auf den guten Ruf eurer Feinde.

Gott wird euch zur Verantwortung ziehen für alle Guten Werke, die ihr hättet tun sollen und durch euer Versagen nicht getan habt.

ten sie in ein überraschtes Staunen, wenn ein Mensch es auch wirklich ist.

Vollkommenheit ist jedoch etwas anderes als Tugendhaftigkeit, die oft im Bereich der bourgeois An-

ständigkeit verharrr. Wahre Heiligkeit ist tiefer gelagert als bloße Sittsamkeit und fällt aus dem Rahmen. Sie hat es mit der Nähe Gottes zu tun und verbleibt in einer sich dem menschlichen Auge entziehenden

**Grabmal des
Hl. Pfarrers
von Ars,
Schutzpatron
der Pfarrer auf
dem ganzen
Erdbreis** (Foto: PS)



Verborgenheit. Die Heiligkeit nimmt zuweilen Formen an, die dem Christen zunächst fremdartig, um nicht zu sagen komisch, ja übertrieben zu sein scheinen. Hat man doch schon kopfschüttelnd ausgerufen: „Die Heiligen sind doch eine kuriose Gesellschaft!“ Die Bemerkung war nicht unehrfürchtig gemeint, aber sie zeigt, warum Vianney so schwer zu erfassen ist. Mit seinen allzu langen Haaren und dem altmodischen Regenschirm wirkte er ein wenig lächerlich. Auf den ersten Blick scheint er unbedeutend und uninteressant zu sein. Jedenfalls ist er schwer assimilierbar und kommt dem heutigen Menschen nicht den kleinsten Schritt entgegen. Man muß mehr als eine Hürde überspringen, um seine Heiligkeit auch nur ein wenig zu erahnen.

Der berühmteste Pfarrer von Frankreich, der zudem ein ganz unansehnlicher Mann war, bildet das nicht leicht zu lösende Rätsel. Das Rätselhafte nimmt beim Pfarrer von Ars bedrängenden Charakter an. Es legt sich dem Menschen auf die Seele. Unmöglich kann seine persönliche Unbedeutendheit bei gleichzeitiger charismatischer Begabung übersehen werden. Selbst der einfachste Mensch ist oft innerlich viel komplizierter, als man annimmt. Es kommt einem Vorurteil gleich, anzunehmen, nur Gebildete und studierte Menschen seien seelisch schwierig, weil ihre Intelligenz und ihre Sensibilität häufig quer zueinander stehen. Auch der Mann des Volkes ist viel hintergründiger, als es den Anschein erweckt. Er vermag seine Empfindungen gewöhnlich nur nicht zu formulieren, weil ihm dafür die Worte fehlen. Aber er

fühlt sie oft qualvoll. Plötzlich tauchen bei ihm Probleme auf, die er nicht meistert. Er wäre nicht Mensch, wenn es sich anders bei ihm verhalten würde. Bei einem Heiligen, der um die untere Welt Bescheid weiß und mit der oberen verbunden ist, potenziert sich die Schwierigkeit des Verstehens beinahe bis zur Unmöglichkeit.

Die traditionelle Heiligenschilderung ignoriert freilich diese Nöte. Die Hagiographen überpinselten die Heiligen mit Lack, damit sie um so glänzender aussahen. Für den unvoreingenommenen Menschen wirkt die Vergoldung verdächtig und auch langweilig, weil die Gestalten vor allem nach dem gleichen Schnittmuster zu unwahrscheinlich braven Menschen stilisiert wurden. Diese Schilderung widerspricht den wirklichen Erfahrungen des Menschen. Die Heiligenbeschreibung hat wegen ihres geringen Frageumfanges und wegen ihrer Unrealistik viel von ihrer Lebendigkeit eingebüßt. Sie ließ den Leser in seinem Denken im Stich. Entfernt man den äußeren Firnis, ergibt sich ein ganz anderes Bild der Heiligen, Menschen mit Ecken, Zacken und sogar Ärgernissen werden sichtbar. In Wirklichkeit sind die Heiligen nicht leicht durchschaubar. Eine erbauliche Sicht wird ihnen niemals gerecht, zumal sie alle Unebenheiten stets durch „die Milch der frommen Denkungsart“ verharmlost.

Dazu gesellt sich noch eine weitere Schwierigkeit. Können unheilige Menschen überhaupt die Heiligen wirklich verstehen? Sind sie fähig, deren inneres Bild wahrzunehmen? Warum stellen wir diese Frage nie? Es ist doch beinahe unmöglich,

einen Heiligen zu erfassen, dies um so mehr, als sie der gewöhnlichen Gesinnung fremd bleiben. Die Heiligen sprengen durch ihre außergewöhnlichen Taten das Verständnis des Durchschnittsmenschen. Sie sind nicht gewillt, sich unserem begrifflichen Denken unterzuordnen. Ihre Verborgenheit kann auch mit der biographischen Methode nicht erfaßt werden; es ist bei ihnen immer noch ein gewisses Etwas vorhanden, das aller Psychologie und allen Entwicklungs-Analysen spottet. Der Heilige schließt, wie das Wort besagt, ein sakrales Geheimnis in sich, das nach anderen, überrationalen Maßstäben verlangt. Aus diesem Grunde bleibt auch der Pfarrer von Ars ein so schwer zu entzifferndes Rätsel. Bei ihm sind ganze Bereiche ausgeklammert, dafür aber läßt sich viel Verschwiegenes finden. Man schaut nicht so schnell in sein Inneres, dringt man aber tiefer in ihn ein, wirkt seine Person von Mal zu Mal geheimnisvoller. Niemand wird mit ihm ganz fertig. Immer bleibt ein unerklärbarer Rest. Der Wissensdünkel vergeht dabei wie Rauch. Zuletzt wird man bescheiden, weil man die Unfähigkeit fühlt, dem Geheimnis auf die Spur zukommen.

Beim Pfarrer von Ars steigert sich das Rätsel, weil er im ersten Augenblick so unglaublich einfach zu sein scheint. Neben den Großen der Weltgeschichte gibt es auch die kleinen Gestalten, deren Einfachheit der Mensch ebenfalls nie auf den Grund schaut. In der Tat ist das Schlichte und Einfältige etwas

Wunderbares, sonst hätte Christus nicht die geistlich Armen seliggepriesen. An dieser Einfachheit hatte Vianney Anteil. Dies war sein unrühmlicher Ruhm. Von wo man sich ihm auch nähert, stets zeigt sich das Rätsel von einer neuen Seite, und unwillkürlich erinnert man sich der Worte Goethes: „Die Menschen verdrießt's, daß das Wahre so einfach ist“, oder biblisch formuliert „Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht; sie aber suchen viele Künste.“ Für den modernen Menschen gehört das Einfache zum Allerschwersten, und darum begreift er so wenig davon.

Zur Voraussetzung einer Verdeutlichung von Vianneys Rätsel gehört die Erzählung seines Lebenslaufes. Sein Dasein ist voller Merkwürdigkeiten, die dem gesunden Menschenverstand vielfach unbegreiflich sind. „Der Pfarrer von Ars ist doch alles andere als ein Edelmensch-Heiliger. Er ist in Wirklichkeit ein zweiter Simon Stylites – er steht auch auf einer kaum fußbreiten Platte zwischen Himmel und Hölle, ganz und gar vertikal, eine Säule, ein Strich, nur Höhe und Tiefe, keine Spur von Weite!“ Beständig stößt der Wunsch zu erklären auf unübersteigbare Mauern. In Vianneys Dasein begegnet man zahlreichen höchst seltsamen Dingen, denen der Leser nicht gewachsen ist. Wer nicht stillschweigend davonschleichen will, muß auf vorgefaßte Meinungen verzichten und bereit sein, eine neue, unbekannte Wirklichkeit zu erleben.

Informationen zum Kennenlernen der Auvergne

Von der großen AUTOROUTE DU SOLEIL gibt es südlich von Lyon einen Abstecher mit der Nummer A47, der über St-Etienne in die Auvergne führt. Diese liegt im Herzen Frankreichs und grenzt im Nordwesten an die Region Centre, im Nordosten an Burgund, im Osten an die Region Rhone-Alpes, im Süden an die Regionen Languedoc-Roussillon und Midi-Pyrénées sowie im Westen an das Limousin. Sein Zentrum ist Clermont-Ferrand. Es besteht aus den vier Departements Allier, Cantal, Haut-Loire und Puy de-Dome. Die Auvergne umfaßt eine Fläche von 25.988 km². 1,33 Mio Einwohner leben im Lande, was eine Bevölkerungsdichte von 51 Menschen je Quadratkilometer ergibt.

Die Auvergne ist die innere, hochgelegene Landschaft des Zentralmassivs. Dieses Gebirge, das ein Sechstel des französischen Raumes ausmacht, läßt die Flüsse entspringen oder nährt sie mit seinen Wassern. In der Auvergne – so sagt man – regnet es praktisch immer.

Zentralmassiv: ein Name ohne Poesie, wie aus dem Geographiebuch genommen. Doch schon im Jahre 459 schwärmte Sidoine Apollinaire, der Bischof von Clermont wurde, nachdem er zuvor Präfekt in Rom gewesen war, über die Auvergne: „Die Berge umschlingen sie

mit einem Gürtel von Weideland, die Rebe grünt auf ihren Hängen, die Bauernhäuser liegen überall verstreut; auf den Felsen erheben sich Schlösser neben dichten Forsten; in der Ebene befinden sich Pflanzungen, Bäche in den kleinen Tälern, Flüsse, die die Schluchten durchheilen ... Kurz, wenn ein Fremder sie einmal kennengelernt hat, verliert er die Erinnerung an sein Vaterland.“¹⁾

Dieses schöne Land wurde im Tertiär vor 50 oder 60 Millionen Jahren im Rahmen einer katastrophenhaften Entwicklung in seine jetzige Form gegossen. Die in diesem Zeitraum sich hebenden Alpen und Pyrenäen setzten das im Zentralmassiv bereits vorhandene Gebirge dermaßen einem Druck und Erschütterungen aus, daß seine Masse rissig wurde, sich in Bewegung setzte und umformte. Aus den dabei entstehenden Spalten und Rissen schoß zentrales Magma wie ein Feuerwerk hoch, schmelzflüssige Felsberge wurden in die Höhe geschleudert, Hügel aus Asche und Ströme von Lava bedeckten in weitem Umfeld die Oberfläche. Kegel, Stümpfe und Nadeln strebten überall empor. Das Aussehen der Landschaft soll noch in geschichtlicher Zeit Wandlungen unterworfen gewesen sein: zahlreiche Lavaströme sind erst 8.000 Jahre

alt. Nichts läßt darauf schließen, daß die geologische Entwicklung dieses Landes abgeschlossen ist. Die heißen Thermalquellen, die hier und dort sprudeln, sind eine hinreichende Bestätigung: am Mont Dore 44, in Saint-Nectaire 56 und in Chaudes-Aigues gar 82 Grad heiß.

Damit dürfte der Hinweis fast überflüssig sein, daß die Auvergne über eine Anzahl von Kurorten verfügt, die selbstverständlich schon von den Römern benutzt wurden. Deren bekanntestes Bad ist übrigens Vichy, wo man heute einher-spaziert, am See seinen Kaffee trinkt und im Park sein Wässerchen schlürft, ohne das geringste von dem zweifelhaften Odium zu spüren, das dem „Regime von Vichy“ unter Marschall Pétain anhaftete.

Die Landesmitte Frankreichs, das Zentralmassiv bietet der Neugier von Touristen über zweihundert Vulkane. Die bedeutendsten Gruppierungen bilden, von Nord nach Süd aufgeführt:

- **das Massif des Domes** – eine 30 km lange Kette von 60 Vulkanen verschiedener Typen mit dem 1.465 m aufragenden Puy de Dome als höchsten, die aus der Spalte der Limagne unmittelbar westlich Clermont-Ferrand entstanden sind,
- **das Massif des Dore**s, weiter südlich, um den 1.886 m hohen Puy de Sancy herum, das für die Schönheit seiner Täler, Wasserfälle und Seen bekannt ist und das Quellgebiet der Dordogne ist,
- **das Massif du Cantal** – einmal ein 3.000 m hoher Vulkan, der seine Lava im Umkreis von 70 km ausfließen ließ und heute

eine riesige Vulkanruine darstellt, die im Plomb du Cantal noch die beachtliche Höhe von 1.858 m erreicht,

- **die Montagne d'Aubrac**, die zwischen den Tälern von Truyère und Lot liegt und sich von den vorher genannten Landschaften stark unterscheidet, und
- **die „Aiguilles“ du Velay** um Le Puy herum. – Die durch vulkanische Ausbrüche geformten Landschaften befinden sich meistens weit von einer Stadt entfernt. Le Puy, dessen Name übrigens vom Lateinischen „podium“ (= Balkon) abgeleitet ist, wurde jedoch rund um Basaltspitzen erbaut, die sich so in das Stadtbild einfügen, daß man annehmen möchte, die Stadt wäre vor diesen da gewesen. Drei Bergspitzen aus schwarzem Felsgestein ragen im Herzen der Stadt aus dem Gewirr der hellroten Dächer. Die feinste Nadel trägt auf ihrer Spitze eine winzige Kapelle, die dem Erzengel Michael geweiht ist. Eine in den Fels gehauene Treppe ermöglicht den Aufstieg. Die westlich davon gelegene, ein wenig höhere Bergspitze ist dem hl. Joseph gewidmet und trägt eine riesige den Zimmermann und das Jesuskind darstellende Betonstatue. Hinter dieser Bergspitze wird ein Steilfelsen aus prismatischen Säulen sichtbar: die „Orgue d'Espaly“. Weiter nördlich beherrscht eine Basaltplatte mit senkrecht abfallenden Wänden die Ebene: der Rocher de Polignac, auf dem sich einmal eine Burg befand. Die höchste

Bergspitze befindet sich direkt über der Altstadt. Mit 755 m überragt der Rocher Corneille diese noch um 130 m. Im Jahr 1860 wurde auf diesem Gipfel eine rotbemalte, monströse Muttergottesstatue aufgestellt. „Notre Dame de France“ wurde aus dem Metall der Kanonen gegossen, die die Franzosen 1855 im Krimkrieg von der russischen Armee erbeutet hatten. Die beeindruckende Kathedrale von Le Puy legt sich in halber Höhe an den Südhang des Rocher Corneille. Die Stadt Le Puy breitet sich auf dem Grund eines Beckens aus, das von den Steilhängen des Plateau du Velay eingengt wird. Das Hochplateau des Velay ist, abgesehen von den vulkanischen Erhebungen, nicht sehr untergliedert. Es ist ein Land der Weiden und Heiden. Seine Höhe beträgt im Durchschnitt 1.000 m. Die Loire und der Allier haben hier zwei tiefe parallele Schluchten in die Landschaft gegraben, die den eigenartigen Reiz der Gegend beträchtlich erhöhen.

Nördlich dieser Vulkanketten liegt übrigens die Limagne, eine nicht vulkanische, quellenreiche Beckenlandschaft, in die der Allier und noch manch anderer Fluß schluchtenartige Täler gegraben haben.

Trotz steigender Touristenzahlen – auch für den Wintersport wirbt man, gehört die Auvergne zu Frankreichs wirtschaftlichen Problemgebieten. Die waldarmen Hochflächen lassen nur karge, großflächige landwirtschaftliche Nutzung zu, das heißt u.a. Milchwirt-

schaft zur Käseherstellung. In den wenigen größeren Städten wie Le Puy, Rodez, Aurillac, Tulle und Clermont-Ferrand, die gleich einem Ring um die Landschaft liegen, hat sich etwas Industrie angesiedelt: Metallverarbeitung, pharmazeutische Industrie, Uranerz- und Kohlebergbau. In Clermont-Ferrand ist seit 1832 mit den Michelin-Werken die Gummiindustrie ansässig.

Clermont-Ferrand ist die alte Hauptstadt der Auvergne. Sie ist Universitäts- und Bischofsstadt. In dem fruchtbaren Talbecken der Limagne gelegen, dient sie heute 152.000 Einwohnern als Wohnort und einer vielfältigen Industrie als Standort. Der Name der Stadt ist verbunden mit dem ersten Kreuzzug, zu dem Papst Urban II. im Jahre 1095 vor ihren Mauern aufrief.

Nicht so sehr bekannt ist, daß im Raum Clermont-Ferrand sich Gergovia befand, das Zentrum des in der Auvergne beheimateten Stammes der gallischen Averner. Ihr Fürst Vercingetorix wurde der Gegenspieler Caesars, als er 52 vor Christi Geburt den großen Gallieraufstand inszenierte. Auf dem windgepeitschten Plateau von Gergovia scheiterten die Legionen Caesars zuerst einmal. Der Römer wollte den befestigten Platz durch eine Kriegslist einnehmen. Er tat so, als greife er von Westen her an, und zwar an einer Stelle, an der ein Paß nach Gergovia führte. Die Gallier, sich der schwachen Stelle ihrer Verteidigung wohl bewußt zogen dahin sofort ihre Kräfte zusammen, als sie Truppen Caesars offen auf den Paß zumarschieren sahen. Doch wenig später griffen die römischen Legionäre Gergovia von der

östlichen, der steilsten Seite her an. Der Überraschungsangriff gelang im Ansatz. Die ersten Römer konnten in das Oppidum eindringen und ein Tor aufbrechen. Doch von dem Aufruhr der im Oppidum zusammengedrängten Bevölkerung alarmiert, eilten die Gallier rasch an die wahre Kampfstelle. Die Römer, die steil bergauf klettern mußten, um in die Kämpfe eingreifen zu können, waren erschöpft, zudem wurden sie von den Galliern in der Flanke gepackt, zurückgeworfen und damit vernichtend geschlagen. Caesar rückte wenige Tage nach diesem Ereignis aus dem Raum Gergovia ab. Doch noch im gleichen Jahr mußte sich Vercingetorix in Alesia, im heutigen Burgund gelegen, Caesar geschlagen und gefangen geben.²¹

Den meisten Franzosen ist das Wort geläufig: „Nos ancêtres – les Gaulois“ (Unsere Vorfahren – die Gallier). Das Wort klingt ein wenig sonderbar im Munde von Menschen, die sich in ihrem Volksnamen als „Français“ definieren. Offenbar aber machten die Gallier tatsächlich den größten Teil der französischen Ahnen aus, auch wenn sie sich vor den Minderheiten römischer und später germanischer Eroberer beugten, wobei sie nie vergaßen, fleißig zu rebellieren. Nun haben die Römer und nach ihnen die Germanen und deren Nachkommen die Geschichte Frankreichs geprägt, während die Gallier vergleichsweise geschichtslos blieben. Aber diese Anonymität, die trotz der Denkmäler für Vercingetorix waltet, hat es den Franzosen erleichtert, mit ihren gallischen Vorfahren zufrieden zu sein.³¹

Mit dem Blick auf Le Puy muß

noch auf zwei Besonderheiten hingewiesen werden:

Man wird beim Durchwandern der Stadt gewiß hier und da eine Frau mit einem Klöppelkissen sitzen sehen. Die Frauen in Le Puy wie im ganzen Velay fertigen Spitzen schon seit langer Zeit. Dieses Familiengewerbe blühte besonders im 15. Jahrhundert, doch im 17. Jahrhundert ging es mit ihm bergab. Das Parlament (= so nannte man im Ancient Regime Gerichte) in Toulouse hatte damals ein Urteil gefällt, aufgrund dessen die Herstellung und der Verkauf von Spitzen verboten wurde. Francois Regis, der Heilige der Cevennen, bemühte sich daraufhin, dieses Urteil zu revidieren; denn die meisten Frauen im Velay hatten damit ihre Existenzgrundlage verloren. Es waren dann die „Schwestern vom Kinde Jesu“, die in Le Puy den Frauen neben der religiösen Bildung das Klöppeln wieder vermittelten. Das Klöppeln mit der Hand stirbt aber heute wiederum allmählich aus, weil die industrielle Fertigung von Spitzen preiswerter ist. Verschiedene Interessengruppen des Landes sind allerdings bemüht, die Spitzenklöppelei als traditionelles Handwerk der Region zu erhalten.

Für Jakobspilger ist Le Puy eine wichtige Station bzw. für viele sogar der Anfang ihres nach Spanien führenden Weges. Seit Jahrhunderten begann hier der zweite französische Weg nach Santiago, und die Stadt war darum traditionellerweise der Treffpunkt für Pilger aus Burgund, der Schweiz und Deutschland. Mit der ursprünglich aus dem 12. Jahrhundert stammenden schwarzen

Madonna ist Le Puy auch ohne weiterführende Pilgerwege das Wallfahrtsziel der Auvergne. Legenden wissen von Wunderheilungen schon im Le Puy des 3. und 4. Jahrhunderts zu berichten. So soll einer vom bösen Fieber befallenen Frau die Muttergottes erschienen sein und ihr empfohlen haben, sich auf einen Stein zu legen, der Teil eines Druidenaltars gewesen war. Sie soll geheilt worden sein, ebenso wie später eine Gelähmte. Diese Marienerscheinungen werden zu den ältesten Europas gezählt. Der so genannte „Pierre des fièvres“ wurde sehr bald ein gesuchtes Pilgerziel. Der Übergang von der Legende zur Geschichte muß für das 10. Jahrhundert angenommen werden, als die zunehmende Marienverehrung in Le Puy die Stadt zum Sammelplatz und Ausgangspunkt für Wallfahrten nach Santiago de Compostela werden ließ. Der Bekanntheitsgrad der Kirche von Le Puy wurde von 1254 an noch beträchtlich durch die Figur der Schwarzen Madonna gesteigert. Diese Statue

von fremdartigem Aussehen, in Haltung, Ausdruck und Dekor den byzantinischen Ikonen sehr ähnlich, soll der hl. Ludwig von einem Kreuzzug mitgebracht und der Kirche von Le Puy geschenkt haben. In der Revolutionszeit wurde diese Statue allerdings auf einem Scheiterhaufen vor dem Rathaus verbrannt, die jetzige über dem Altar der Kathedrale zu sehende ist eine Rekonstruktion. Die Gebetsstätte vor der Schwarzen Madonna in Le Puy bleibt trotz mancher geschichtlich bedingter Veränderung ein besonderer Ort; denn hier haben schon 6 Päpste und 13 französische Könige sowie unzählige, unbekannte Pilger versucht, durch das Gebet ins Jenseits vorzudringen und Gott näher zu kommen.

Anmerkung:

- 1 vgl. Jean Hureau „Auvergne in Farbe“, 2. Auflage, Paris 1982, S. 8
- 2 ebd. S. 25
- 3 vgl. C. Krahmer/J. Müller-Marein „21mal Frankreich“, 4. Auflage, München 1985, S. 37

Hl. Jakobus der Ältere

Jakobus der Ältere, Sohn des Fischers Zebedäus und der Salome, war wie sein jüngerer Bruder Johannes (der Evangelist) Fischer am See Gennesaret. Der Herr berief gleichzeitig beide Brüder, die wegen ihres stürmischen Temperaments „Donnersöhne“ genannt wurden. Mit Petrus gehörten Jakobus und Johannes zu den bevorzugten Jüngern, die bei der Erweckung der Tochter des Jairus, bei der Verklärung auf dem Berge und beim Leidensbeginn im Garten Getsemani zugegen waren. Jakobus war der erste aus dem Kreis der Apostel, der um Ostern 44 durch König Herodes Agrippa den Martertod erlitt. Nach alter spanischer Überlieferung wurde der Leib des Apostels nach Santiago de Compostela gebracht und dort im 9. Jahrhundert von Bischof Theodomir von Iria aufgefunden. Seitdem entwickelte sich dort am Grab des Apostels eine Wallfahrt, die vom 10. bis zum 15. Jahrhundert in der ganzen Christenheit berühmt war. Aus allen christlichen Ländern führten Pilgerstraßen nach Compostela, die mit Jakobuskirchen und Hospizen gesäumt waren. Zeitweise genoß Jakobus von allen Aposteln die größte Verehrung beim christlichen Volk.

Gedenktag ist der 25. Juli. Dargestellt als Apostel mit Buch oder als Pilger mit Stab, Beutel und Pilgermuschel, oder als „Matamoros“ (Maurentöter) in Kriegerrüstung zu Pferd mit Schwert, unter sich besiegte Mauren.



Jakobus „Matamoros“

Patron Spaniens: der Krieger, Pilger, Arbeiter, Lastträger, Hutmacher, Wachszieher, Kettenschmiede, Apotheker, Drogisten; für das Gedeihen der Äpfel (Jakobi-Äpfel) und Feldfrüchte; des Wetters; gegen Rheumatismus.

Gebet

Gott und Vater, du Heil und Hüter deines Volkes, führe es so, daß es unter dem Schutz deines Hl. Apostels Jakobus in allen Wechselfällen des Lebens dir gefalle und daß es ruhigen Sinnes dir diene, durch Jesus Christus unsern Herrn. Amen.

Aus dem Ereignis die Botschaft heraushören

Die wunderbare Speisung einer Volksmenge am See von Tiberias (Joh 6,5–15)

⁵ Als Jesus aufblickte und sah, daß so viele Menschen zu ihm kamen, fragte er Philippus: Wo sollen wir Brot kaufen, damit diese Leute zu essen haben? ⁶ Das sagte er aber nur, um ihn auf die Probe zu stellen, denn er selbst wußte, was er tun wollte. ⁷ Philippus antwortete ihm: Brot für zweihundert Denare reicht nicht aus, wenn jeder von ihnen auch nur ein kleines Stück bekommen soll. ⁸ Einer seiner Jünger, Andreas, der Bruder des Simon Petrus, sagte zu ihm: ⁹ Hier ist ein kleiner Junge, der hat fünf Gerstenbrote und zwei Fische, doch was ist das für so viele! ¹⁰ Jesus sagte: Laßt die Leute sich setzen! Es gab dort nämlich viel Gras. Da setzten sie sich; es waren etwa fünftausend Männer.

¹¹ Dann nahm Jesus die Brote, sprach das Dankgebet und teilte an die Leute aus, soviel sie wollten; ebenso machte er es mit den Fischen.

¹² Als die Menge satt war, sagte er zu seinen Jüngern: Sammelt die übriggebliebenen Brotstücke, damit nichts verdirbt. ¹³ Sie sammelten und füllten zwölf Körbe mit den Stücken, die von den fünf Gerstenbrotten nach dem Essen übrig waren. ¹⁴ Als die Menschen das Zeichen sahen, das er getan hatte, sagten sie: Das ist wirklich der Prophet, der in die Welt kommen soll. ¹⁵ Da erkannte Jesus, daß sie kommen würden, um ihn in ihre Gewalt zu bringen und zum König zu machen. Daher zog er sich wieder auf den Berg zurück, er allein.

Was ist die Botschaft?

Bei einer Begebenheit, die man schon oft gehört hat, besteht die Gefahr, daß die Botschaft, die diese Begebenheit vermittelt, leicht überhört wird.

Eine der möglichen Botschaften heißt, die Fülle des Lebens wächst

aus Teilen und Weitergeben. Was für zwölf Menschen nicht reicht, reicht für 5.000, wenn man teilt.

Es gibt aber noch eine umfassendere Botschaft dieser Begebenheit, die uns alle trifft. Das ist das Unverständnis und die Ratlosigkeit der

Jünger am Anfang. Und die Unfähigkeit zu einer angemessenen Reaktion der Menschen, die dieses Ereignis erlebten und die am Ende dafür sorgten, daß dieses Fest, das es eigentlich war, so traurig und plötzlich endete, weil Jesus sich ganz schnell vor ihnen in die Berge zurückziehen mußte. „Als die Menschen das Zeichen sahen, das er getan hatte, sagten sie – das ist der Prophet, der in die Welt kommen soll. Da erkannte Jesus, daß sie kommen würden, um ihn in ihre Gewalt zu bringen und ihn zum König zu machen. Da zog er sich wieder auf den Berg zurück, er allein.“

Was haben die Menschen damals falsch gemacht? Es könnten ja dieselben Fehler sein, die wir heute Christus gegenüber machen – sie sahen das Zeichen, d.h., sie erkannten die besondere Bedeutung dieses Wüstenpicknicks. (Damit verstanden sie die Handlung Christi als eine Zeichenhandlung.) Aber bei der Deutung des Zeichens, der Brotvermehrung unterlief ihnen der verhängnisvolle Fehler: Sie sagen: daß ist der von Gott gesandte Prophet und sie meinten: er ist es, der für sie nun alle Dinge in seine Hand nimmt, der für ihr Glück, ihre Ordnung und ihren Wohlstand sorgt. Ihr Fehler ist, sie schauen auf das Zeichen, die Brotvermehrung. Sie schauen nicht auf den, der dieses Zeichen wirkt. Oder: sie schauen nur auf das Brot, nicht mehr auf die Hand, die dieses Brot gibt. Sie mißdeuten das Zeichen: nicht als Zeichen der Hoffnung, sondern als Zeichen irdischer Erwartung und Erfüllung. Bei solchen Erwartungen kann Jesus nur die Flucht ergreifen! Er will ja uns Menschen nicht den

Bauch füllen, sondern das Herz und dafür läßt er sich von den Menschen nicht in Beschlag nehmen oder gar zum König für menschliche Erwartungen und Bedürfnisse machen. Und damit geht diese Geschichte des Brotwunders für die Menschen nicht gut aus und Jesus flieht.

Wie wäre es richtig geworden? Erinnern Sie sich an die beiden Emmaus-Jünger? Auch dort gibt Jesus ein Zeichen im Zusammenhang des Mahles. Auch dort entschwindet er ihren Blicken, nachdem sie ihn beim Brotbrechen erkannt hatten. Aber dann heißt es – die Jünger erfüllte eine große Freude. Ihnen geht auf: Brannte nicht das Herz in uns, als er uns die Schrift erschloß und sie machten sich auf den Weg zurück nach Jerusalem und verkündeten, der Herr lebt.

Was unterscheidet also die Jünger von Emmaus von den Leuten in der Wüste? Die Jünger von Emmaus sahen auf diesen Jesus, um den sich ihre Gedanken drehen, ihre Hoffnungen und Zweifel. Sie haben ihren Blick von sich selber auf Jesus lenken lassen. Und Jesus – so könnten wir sagen – hat in ihren gläubigen Herzen gewissermaßen sein Versteck gefunden.

Bei der Brotvermehrung konnte er sich nicht *in* die leeren Herzen der Anwesenden verstecken. Sie begnügten sich mit dem äußerlichen Sattwerden. Deshalb mußte er vor ihnen in die Berge fliehen, um sich *vor* ihnen zu verstecken.

Ich denke, das ist die Botschaft dieser Begebenheit auch für uns heute: Jesus gibt es, damals wie heute nur im Versteck. Denn er ist nun nicht gekommen, um spektakulär unsere Probleme zu lösen, das

müssen wir schon selbst tun. Deshalb setzt er nur Zeichen, die über das Irdische hinausweisen. Er leuchtet allerdings für die, die sehen gelernt haben, kurzfristig auf, dadurch daß er Zeichen setzt.

Es kommt dann auf uns an, wie wir die Zeichen aufnehmen und deuten. Jesus muß sich deshalb immer, nachdem er offenbar geworden ist, in diesen seinen Zeichen, gleich wieder verbergen. Ob er sich vor uns verstecken muß – wie bei den Menschen in der Wüste, oder ob er

sich in uns und unser gläubiges Herz verbergen kann – wie bei den Emmaus-Jüngern – hängt bei uns davon ab, ob wir nur auf seine Gabe schauen oder vor allem auf den Geber. Oder anders gesagt: ob wir den Bauch oder das Herz gefüllt haben wollen, ob wir bei uns und unserer Not hängenbleiben oder ob wir und von ihm unseren Blick wenden lassen, ob wir ihm begegnen wollen oder ob wir ihn für uns gefangen nehmen wollen, weil wir letztlich in uns gefangen bleiben wollen.

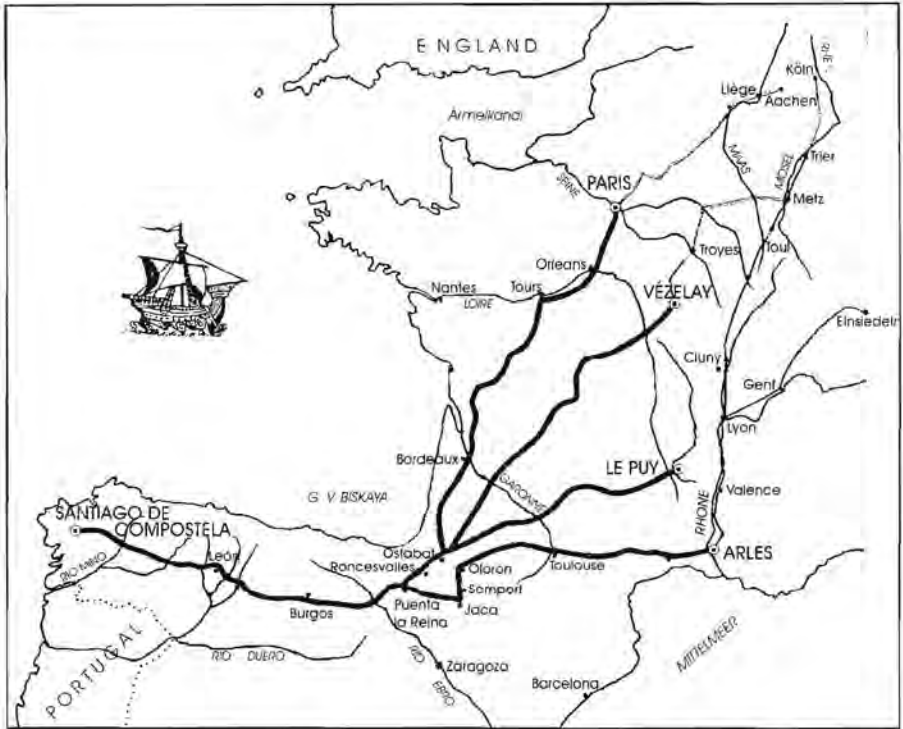
Jakobuswege in Frankreich

Deutlich gekennzeichnet sind die traditionellen Wege nach Santiago de Compostela mit dem nebenstehenden Zeichen gelb auf blauem Grund: Jakobsmuschel, Pilgerstab und Kalebasse



Das bekannte, bereits vor 500 Jahren entstandene Pilgerlied „von sant jacob“ ist nicht nur geeignet, auf eine Wallfahrt entlang des Jakobsweges einzustimmen, es enthält neben einer ausführlichen Beschreibung der erforderlichen Reiseausstattung auch einige grobe Angaben über den Pilgerweg; denn seine Strophen V–IX beschreiben die Länder und Provinzen, die es zu durchwandern, seine Strophen X–XII die Gebirge, die es vor allem in Spanien zu überwinden gilt.

*Szo ziehen wir durch schweizer-
landt ein
Sie heyszen uns got welekum sein
undt geben unß ire speise ,
S i e legen unß wol und decken
uns warm
die straszten thunt sie unß weysen
Szo ziehen wir durch die welschen
landt
die seynd unß brudern unbehandt
daz elendt müssen wir bawen,
Wir ruffen got und sandt Jacob an
undt unser liebe frawen.¹⁾*



Die Pilgerwege nach Santiago de Compostela nach einer Beschreibung aus dem 12. Jh. von Aymeric Pecaud (bekannt als „Codex Calixtus“), wie sie heute noch begangen werden.

Die drei Wege, die in Paris/Orléans, Vézelay und Le Puy ihren Ausgang nehmen, vereinigen sich auf der Höhe von Ostabat und führen über den Pyrenäenpaß Cize nach Spanien. Die Pilger, welcher die Route von Arles über Toulouse, Oleron St. Marie einschlugen, querten die Pyrenäen über den Somport-Paß. Alle vier französischen Wege (Chemin de St. Jacques, zu den Jakobuswegen in Frankreich s.a. Abb. S. 139) vereinigen sich in Puenta la Reina zum Spanischen Camino de Santiago.

Deutsche, skandinavische und slawische Pilger sammelten sich häufig in Aachen, Köln oder Maria Einsiedeln in der Schweiz. Von Aachen aus wählten sie die „niederstrasse“ über Lüttich, Paris, Orleans. Von Köln aus ging es über Trier, Dijon, Cluny entweder zum Ausgangspunkt Le Puy oder auf die „oberstrasse“, die Arles-Route, die auch von Einsiedeln aus gewählt wurde.

Die erste Strophe der Wegebeschreibung läßt erkennen, daß die oberdeutschen Santiagopilger die Schweiz als Ausgangs- bzw. Sammelraum ansahen. Die erste wichtige Station war dort offensichtlich Maria Einsiedeln, was aus dem An-

ruf „unser lieben frawen“ zu schließen ist. Vom vertrauteren, gastfreundlichen Schweizerland geht es dann ins unbekannte, ungewohnte Ausland mit vielerlei Unannehmlichkeiten, die welschen Lande.

*Szo ziehen wir durch soffeyen
hineyn
man geit wider brodt noch weyn
die segh stehen uns gar leere
wo eyn bruder zu dem andern
kompt
der saggt im böse mehrre
Szo ziehen wir zu sant spiritus ein
man gibt brot undt guten wein
wir leben in reichen schallen
Langedocken und Hispanierlandt
daz loben wir bruder allen.
Szo ziehen wir durch der armen
Jecken landt
man gibt unsz nichts dan appfel
trangk,
die berg müssen wir steigen
Geb man unsz äppfel und pirn
gnugh
wir essensz fur die feygen.¹⁾*

Die drei nächsten Strophen haben unschwer erkennen lassen, daß Savoyen (= soffeyen) für die Pilger die erste Begegnung mit dem Fremdländischen darstellte: die eigenen Vorräte sind aufgezehrt, Brot und Wein gibt es nicht, vielleicht auch weil man sich nicht verständigen kann, und man hört von Weggenossen nur schlechte Erfahrungen. Besser geht es den Pilgern schon, wenn sie nach geraumer Zeit ihre Erfahrungen mit der Fremde gemacht und das Rhonetal bei „sant spiritus“ erreicht haben. Dieser Ort ist die heutige Stadt Pont-St. Esprit südlich Montélimar, wo eine im 13. Jahrhundert gebaute, über 900 m lange Brücke über die Rhone führte. Westlich der Rhone geht es durch die Landschaft der „Langedocken“ (= das Languedoc), wo die Leute den Worten des Liedes zufolge sehr freigebig sind – wie in „Hispanierlandt“, dessen vorzeitige Erwähnung an dieser Stelle ein wenig ver-

wirrend ist; denn bevor man es erreicht, muß man noch das „armen Jecken landt“ passieren. Die Grafschaft Armagnac war früher nur eine von vielen Herrschaftsbezirken der Gascogne, dem Land zwischen dem Atlantik, der Garonne und den Westpyrenäen. Offensichtlich steht der „armen Jecken landt“ hier für das ganze Gebiet zwischen „Langedocken“ und „Hispanierlandt“. Da auch noch Berge zu ersteigen sind, kann man annehmen daß der Begriff sogar die Pyrenäenpässe mit abdeckt. Ein Kennzeichen dieses weit ausgreifenden Armagnac ist der wohl nicht sehr geschätzte Apfeltrank.²⁾

Mit Leichtigkeit haben Kenner gewiß den Weg, den das Lied für Frankreich skizziert, einem der hergebrachten Pilgerwege zugeordnet. Aus der Schweiz kommend, führte dieser oberdeutsche Pilgerweg das Tal der Isère abwärts an die Rhone bis zur bekannten Brückenstelle Pont-St. Esprit und mündete dann im Languedoc in die „via Tolosana“, die über Toulouse auf die Pyrenäen zuführte. Mindestens seit dem 15. Jahrhundert sind für die deutschen Pilger eigentlich nur noch zwei Wege von Bedeutung. Einmal die mit dem Pilgerlied gerade beschriebene „obere Straße“ und die „niedere Straße“. Diese „nyderstrasse“ folgte, von Aachen bzw. Brüssel oder Paris ausgehend, der alten „via Turonensis“, d.h. über Tours ging es durch den Westen Frankreichs an die Pyrenäen.³⁾

Der lateinische Name der eben erwähnten Jakobswege auf französischem Boden läßt schon vermuten, daß es alte, überkommene, um nicht zu sagen eingelaufene Wege

gibt, die ins Spanische nach Santiago führen. Ein interessantes Dokument, das um 1140 in Santiago de Compostela zusammengestellte „Liber sancti Jacobi“ enthält in seinem fünften Teil bereits eine ausführliche Beschreibung der Pilgerwege mit Hinweisen auf Wasserstellen und Schwierigkeiten auf der Strecke sowie vielen praktischen Ratschlägen. Dieses Buch gestattet, in Spanien den so genannten „camino francés“ (= den Pilgerweg der Franzosen) und seine Ausgangsstraßen in Frankreich nachzuzeichnen:

Die erste Route

Die schon angesprochen „Via Turonensis“, ging vom berühmten Heiligtum des Apostels der Gallier, von St. Martin in Tours aus, das als Vorbild für eine Reihe wichtiger Kirchen der Pilgerstraße gedient hat, nämlich für St. Sernin in Toulouse und die Kathedrale Santiago in Compostela selbst. Dieser Weg wurde gern von den Wallfahrern aus der Normandie, England, den Ländern des Nordens oder der Ile de France genützt. Er durchquerte Poitiers, St. Jean-d'Angely, Saintes und schließlich Blaye, wo der selige Roland ruhte, dessen elfenbeinerne Horn man zu St. Sernin in Bordeaux sehen konnte. Von hier aus stieß der Weg geradewegs durch die endlosen Kiefernwälder der „Landes“ nach Süden vor.

Die zweite Route

Die zweite Route, die „Via Lemovicensis“, kam von Vézelay, wo die Mönche auf der „colline inspirée“ seit Mitte des 11. Jahr-

hunderts die Reliquien der hl. Maria Magdalena hüteten, die man in St. Maximin zu Marseille dem Grab entnommen hatte. Dank dieser Reliquien hatten sich bereits zahlreiche Wunder ereignet. Darüber war Vézelay selbst zu einer Wallfahrtsstätte geworden, zumindest zu einem bedeutenden Sammelpunkt der Santiago-Pilger aus den östlichen Gebieten Europas. Von hier aus führte der Weg über La Charité, St. Léonard, Limoges und Périgueux, wobei man in St. Léonard den Heiligen gleichen Namens und in Périgueux den hl. Front anrief, der noch durch Petrus selbst zum Bischof geweiht worden war.

Die dritte Route

Die „Via Podiensis“, von der der Reiseführer im Buch des Hl. Jakob sagt, daß auch „Bourguignons“ und „Teutons“ sie benutzen könnten, kam von Notre-Dame-du-Puy. In Conques gab sie Gelegenheit, die Reliquien des hl. Foy zu verehren, sie leitete den Pilger dann weiter über Moissac nach Ostabat, wo sie sich mit den beiden vorher genannten Pilgerstraßen vereinigte, um die Pyrenäen beim heutigen St.-Jean-Pied-de-Port zu überqueren und durch das Tal von Roncevalles nach Pamplona vorzustößen.

Die vierte Route

Die vierte Strecke war die bereits erwähnte „Via Tolosana“. Sie kam von Arles und wurde vor allem von Pilgern aus Italien oder dem Rhone-Tal benutzt. Dieser Pilgerweg berührte St. Gilles und zog über St. Guilhem-le-Désert und Toulouse den Pyrenäen entlang,

überquerte sie in Somport und gewann dann Jaca, Aragoniens alte Hauptstadt, um danach erst nach Westen abzubiegen und über Leyre nach Puente la Reina zu führen, wo sie mit den anderen Pilgerstraßen zusammentraf.⁴⁾

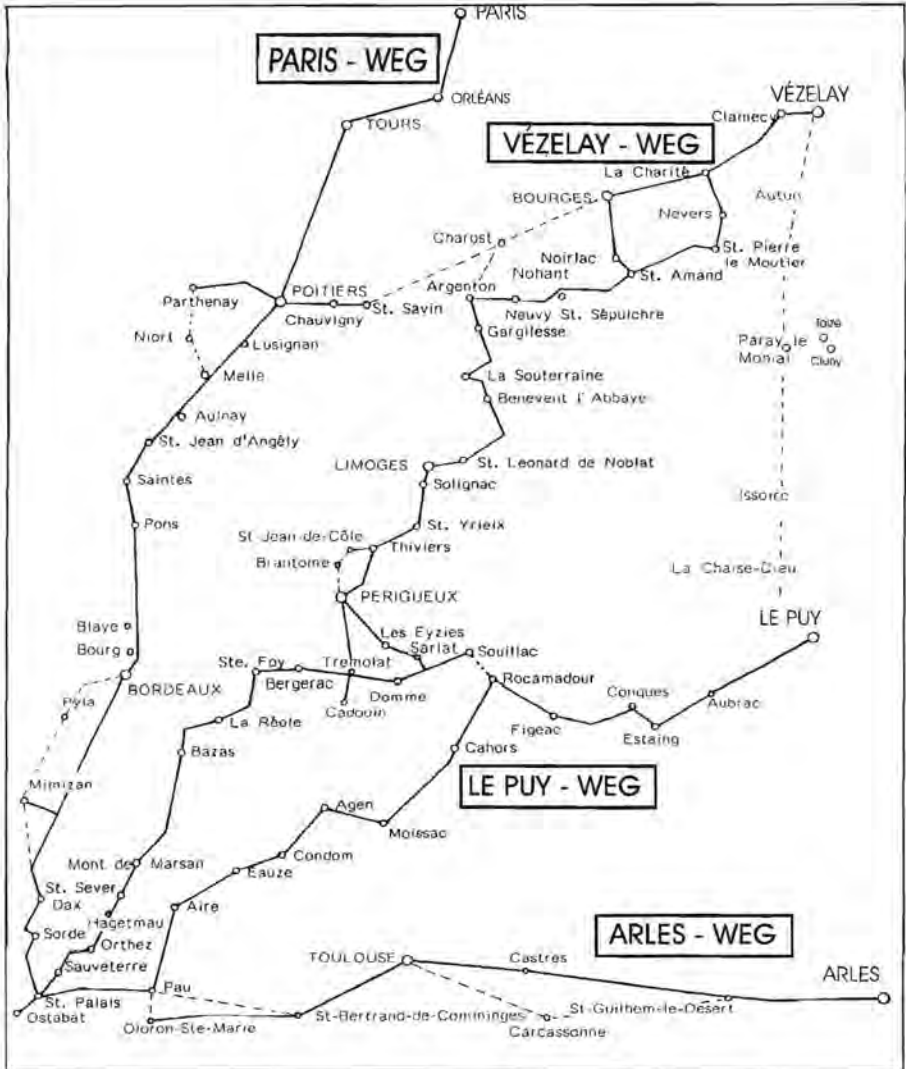
Das große Ziel der Pilger war es, den hl. Jakob in Santiago de Compostela persönlich zu besuchen, doch gehörte es zu jeder Pilgerreise, an allen heiligen Stätten unterwegs Halt zu machen, dort zu rasten und zu beten. Von diesen heiligen Stätten aber gab es unendlich viele, und es kamen auch immer wieder neue hinzu, weil irgendwo noch irgendeine Reliquie von irgendeinem Heiligen aufgetaucht war, der man besondere Wunderkraft zuschrieb. Die vorgestellten Pilger Routen sind also die Hauptwege, neben denen es weitere Wege und von denen es stets Abweichungen gab.

Oft waren es Zufälle, die über Aufstieg und Fall einer Region entschieden und über das Schicksal der dort lebenden Menschen. Eine Marienvision, eine aufgefundene Reliquie, ein Wunder – oder nur das Gerücht davon – wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, zog die Heilsuchenden magisch an und veränderte alsbald die Pilger Routen. Ein neues Zentrum entstand, ein altes verfiel. Religiöser und wirtschaftlicher Aufstieg waren eins.

Vézelay ist ein Beispiel solcher Entwicklung. Auf dem breiten Rücken eines Berges steht inmitten einer mittelalterlichen Stadt weithin sichtbar die ehemalige Abtei und Wallfahrtskirche St. Madelaine. Dieser Ort war seit dem 9. Jahrhundert ein Refugium von Benedik-

tinermönchen, deren Abtei im 11. Jahrhundert Cluny unterstellt wurde. In diesem Jahrhundert geschah es, daß in Südfrankreich die Gebeine der Maria Magdalena entdeckt und zusammen mit denen des Lazarus ins Burgundische kamen. Während Lazarus von da an im nahen Autun eine Stätte der Verehrung fand, zog Maria Magdalena unzählige Pilger nach Vézelay. Die im 13. Jahrhundert durch Jacobus a Voragine zusammengetragenen *Legenda Aurea* berichten, daß Maria Magdalena mit ihren Geschwistern Martha und Lazarus, mit Maximin, Sidonius, und ihrer Dienerin Sara sowie anderen nach ihrer Vertreibung aus Palästina in See gegangen und schließlich an der Küste der Provence gelandet seien. Während Maximin und Sidonius als Missionare tätig wurden, habe Maria Magdalena auf Geheiß Gottes dreißig Jahre ohne irdische Nahrung als Büsserin in einer Grotte an der Côte-d'Azur zugebracht. Wie in der Figur des Lazarus fließen auch in der Maria Magdalena offensichtlich verschiedene biblische Gestalten zusammen – die Sünderin, Maria aus Bethanien, Maria aus Magdala. Die *Legenda Aurea* kennen genau die Herkunft der Maria Magdalena, wenn sie erklären:

„Der Beiname der Maria Magdalena kommt von der Burg Magdalum. Sie entstammte einem königlichen Geschlecht, und ihr Vater hieß Syrus und ihre Mutter Eucharia. Sie besaß die Burg Magdalum, die zwei Meilen vom See Genezareth entfernt liegt, zusammen mit ihrem Bruder Lazarus und ihrer Schwester Martha, und sie besaß auch das Dorf Bethanien in der Nähe von Je-



Chemin de St. Jaques in Frankreich

rusalem und einen großen Teil der Stadt Jerusalem selbst. Sie teilten ihren Besitz derart, daß Maria die Burg Magdalum besaß, von der auch ihr Name kam, Lazarus den Teil von Jerusalem und Martha

Bethanien. Da sich nun Maria ganz der körperlichen Wollust hingab, Lazarus aber dem Rittersum, kümmernte sich Martha um den Besitz ihrer Geschwister und verwaltete ihn mit großer Weisheit. Sie sorgte

für ihre Krieger, ihre Knechte und die Armen. Nach der Himmelfahrt des Herrn aber verkauften sie all ihren Besitz und gaben den Erlös den Aposteln. Da nun Magdalena unermesslich reich war und Wollust immer eine Freundin des Reichtums ist, sah sie nur auf ihre Schönheit und ihren Reichtum und gab sich so vollends der körperlichen Lust hin, daß sie ihren eigenen Namen verlor und nur noch die Sünderin genannt wurde.“⁶⁾

Diese Erzählung paßt so recht in die mittelalterliche Vorstellungswelt von ritterlichem Leben, von Besitzverteilung und zwischenmenschlichen Verhältnissen, aber auch von Schuld und Vergebung. So war es nicht verwunderlich, daß gerade die „Sünderin Maria Magdalena“ zum Magnet einer Massenwallfahrt wurde. Christus hatte ja gerade ihr, der großen Sünderin, mit Nachdruck verziehen. Viele Pilger mit ausgeprägtem Schuldbewußtsein erhofften darum gerade bei St. Madelaine Fürsprache im Bemühen um Vergebung ihrer Sünden.

Doch nicht nur der Magdalenenkult baute die überragende Bedeutung Vézelay aus. Von hier aus wurde Geschichte gemacht. Viele bedeutende Gestalten des Mittelalters erstiegen den heiligen Berg Frankreichs. Im Jahre 1146 predigte hier Bernhard von Clairvaux in Anwesenheit König Ludwigs VII. Philipp August und Richard Löwenherz brachen von hier aus mit ihren Heeren nach Jerusalem auf, ebenso wie König Ludwig der Heilige, der drei Jahre vor seinem Tod als Kreuzfahrer und Pilger das Grab der Maria Magdalena aufsuchte.

Vézelay war der Ausgangspunkt des zweiten, dritten, sechsten und siebten Kreuzzuges ins Heilige Land. Daneben blieb es der Ausgangspunkt vieler für die Pilgerfahrt ins ferne spanische Galicien. Auch der Santiagopilger Franz von Assisi machte im Jahre 1212 in Vézelay Station. Er fand Gefallen an dem Ort, so daß er hier 1220 die erste Niederlassung seines Ordens in Frankreich gründete.⁶⁾

Seine Bedeutung verlor Vézelay im 14. Jahrhundert, als plötzlich weitere Reliquien von Maria Magdalena in St. Maximin in der Provence auftauchten.

Vézelay war einer der festen Punkte, von denen aus der mittelalterliche Mensch versuchte, den Sprung vom Diesseits des Todes ins Jenseits, ins Heil zu schaffen. Santiago de Compostela mit dem Grabmal des Apostels Jakobus war solch ein weiterer Punkt. Die Wege dahin waren stets auch die wichtigsten und wirksamsten „itinéraires de contagions“⁷⁾, auf denen nicht nur frommer Wunderglaube, Künstlerisches und Literarisches, sondern auch Ideologien und Epidemien gleichermaßen wanderten. Die Fernfahrt nach Compostela reicht vom 10. bis ins 19. Jahrhundert. Der Höhepunkt ihrer historischen, kulturellen und kulturgeographischen Wirksamkeit liegt etwa zwischen dem 12. und dem frühen 16. Jahrhundert, der zahlenmäßige Gipfel aber im späten und spätesten Mittelalter. Man darf dabei annehmen, daß um 1500 die Deutschen den Hauptteil der Pilger stellten. Zu dieser Zeit hatten auch die deutschen Jakobsbruderschaften ihren Hochstand.⁸⁾

Zur Jakobsfahrt gehörte im 15.-16. Jahrhundert auch der Weg nach Finisterre, „zoe dem vinstern“, worauf das Lied „von sant jacob“ in seiner XIV. Strophe hinweist. Während Padron, die älteste Ruhestätte der Gebeine von St. Jakob voller wundersamer Erinnerungen an den Heiligen war, ist Finisterre erst später ein mit dem Jakobszeichen versehener Ort geworden, wegen der „Sakralmarke“ des Heiligen – nämlich der Muschel.

Lassen wir abschließend die letzten Strophen des Liedes „von sant jacob“ auf uns wirken:



*Sy bruder du solt nit stiller stan
XL meil hastu noch zu gan
wol in sandt jacob's minster
14 meil hin hinter pas
zu eym stern heist fynster
Den fynster stern wollen wir lan stan,
undt wollen zu salvator eyn gan
grosz wunder zaichen an schawen
szo ruffen wir got und sandt jacob an
und unszer liebe fraue
Bey sandt jacob virgebt man pein
undt schuldt,
der liebe got sey unß allen holt
in seynem hochsten throne
der sandt jacob dienen tut
der lieb got sol im lonen Amen¹¹*

Anmerkung:

- 1 zitiert nach G. Hard „IS LEIGEN FÜNFF PERG IN WELSCHEN IANDT“ – Eine Topographie der Pilgerwege von Deutschland nach Spanien aus dem 15. Jahrhundert – in PILGERFÜHRER DES FRANKENWEGES AUF DER OBERSTRASS NACH SANTIAGO DE COMPOSTELA, hrsg. für die Jakobusbruderschaft Würzburg 1988 durch Bernd Breunig, S. 22 f.
- 2 a.a.O., S. 24 ff.
- 3 a.a.O., S. 21 ff.
- 5 vgl. H. Domke „Burgund“, 9. Auflage, München 1991, S. 178 ff.
- 5 zitiert nach K. Benesch/R. Tießler „Der Jakobsweg nach Santiago de Compostela“, Freiburg 1991, S. 162
- 6 vgl. H.J. Sing „Der Jakobsweg nach Santiago de Compostela“, 4. Auflage, Ulm 1992, S. 78 f.
- 7 vgl. G. Hard a.a.O., S. 11
- 8 vgl. G. Hard a.a.O., S. 18

MEDITATION ZUM EMMAUSBERICHT

DIE GROSSE BEGEGNUNG*

Erscheinung Jesu vor zwei Jüngern (Lk 24,13–34)

¹³ Und siehe, noch am gleichen Tag waren zwei von ihnen unterwegs nach einem Dorfe namens Emmaus, sechzig Stadien von Jerusalem entfernt. ¹⁴ Sie redeten miteinander über alles, was sich zugetragen hatte. ¹⁵ Und es geschah, während sie redeten und sich miteinander besprachen, näherte sich Jesus und ging mit ihnen. ¹⁶ Ihre Augen aber waren gehalten, so daß sie ihn nicht erkannten.

¹⁷ Er sprach zu ihnen: „Was sind das für Gespräche, die ihr unterwegs miteinander führt?“ Da blieben sie traurig stehen, ¹⁸ und der eine, namens Kleophas, erwiderte ihm: „Bist du der einzige, der in Jerusalem weilt und nicht weiß, was dort geschah in diesen Tagen?“ ¹⁹ Er sprach zu ihnen: „Was denn?“ Und sie sagten: „Das mit Jesus von Nazareth, der ein Prophet war, mächtig in Tat und Wort vor Gott und vor dem ganzen Volke; ²⁰ und wie ihn unsere Hohenpriester und Ratsherren der Verurteilung zum Tode überlieferten und ihn kreuzigten.“

²¹ Wir aber hofften, daß er es sei, der Israel erlösen würde. Aber nun

ist nach all dem schon der dritte Tag, seit dies geschah. ²² Es haben uns jedoch einige Frauen von uns in Aufregung versetzt, die in aller Frühe am Grabe waren, ²³ ohne seinen Leichnam zu finden, und mit der Nachricht kamen, sie hätten eine Erscheinung von Engeln gehabt, die gesagt hätten, daß er lebe. ²⁴ Einige von den Unsrigen gingen darauf zum Grabe und fanden es so, wie schon die Frauen gesagt hatten; ihn selbst aber sahen sie nicht.“

²⁵ Da sprach er zu ihnen: „Ihr Unverständigen und Schwerfälligen im Herzen, um all das zu glauben, was die Propheten sagten! ²⁶ Mußte nicht der Messias dies leiden und so eingehen in seine Herrlichkeit?“ ²⁷ Und ausgehend von Moses und allen Propheten, zeigte er ihnen, was in allen Schriften sich bezieht auf ihn.

²⁸ Und sie erreichten das Dorf, wohin sie gingen, er aber tat, als wolle er weitergehen. ²⁹ Sie drängten ihn und sprachen: „Bleib bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich schon geneigt.“ Da trat er ein, um bei ihnen zu bleiben. ³⁰ Als er mit ihnen bei Tische war, geschah es, da nahm er das Brot, sprach den Segen, brach es und gab es ihnen. ³¹ Und es taten sich ihre Augen auf,

* nach: Theoderich Kampmann, „Passion und Herrlichkeit“, Kösel München 1992

und sie erkannten ihn; er aber entschwand aus ihrer Mitte.

³² *Da sagten sie zueinander: „Brannte nicht unser Herz in uns, als er auf dem Wege mit uns redete und die Schrift uns erschloß?“*

³³ *Und sie standen auf und kehrten zur selben Stunde nach Jerusalem*

*zurück, und sie fanden die Elf und ihre Gefährten versammelt, ³⁴ die sagten: „Der Herr ist wahrhaft auf-
erstanden und ist dem Simon erschienen!“ ³⁵ Da erzählten auch sie, was sie unterwegs erlebt und wie sie ihn erkannt hätten beim Brechen des Brotes.*

Mit Jesus unterwegs durch das Leben

Die Frage nach dem Wesen des Christentums beschäftigt und erregt Nichtchristen bei weitem mehr als Christen. Für den Glaubenden nämlich ist das Wesen des Christentums eins und identisch mit der Person und der Geschichte Jesu Christi. Nicht das Wesen des Christentums, sondern das Wesen des Christen ist darum das Hauptproblem des gläubigen Menschen. Genauer gesprochen, interessiert diesen nicht so sehr das Wesen, als vielmehr die Existenz des Christen. Noch deutlicher gesagt, lautet die Grundfrage des Glaubenden und zur Nachfolge Bereiten: „Wie werde ich Christ?“

Die Antwort ist sowohl aus der Lehre der Kirche als auch aus den Urkunden des Neuen Testaments bekannt. Christ werde ich durch Glaube und Taufe. In der Taufe wird mir das neue Leben eingesenkt, das übernatürliche Leben, das Christusleben. Im Glauben vernehme ich die heilige Botschaft, ich übernehme sie, eigne sie an und befolge sie, ich übe sie ein und verwirkliche sie. „Selig, die Gottes Wort hören und befolgen“, hat der Herr gesagt. Der lebendige Glaube drängt nämlich zu Nachfolge und

Dienst, zur realisierenden Verleiblichung. Darum spricht Paulus vom „Glauben, der sich in der Liebe auswirkt“.

Wie Wort und Sakrament, so verwachsen Glaube und Empfang zu einer gedanklich unterscheidbaren, tatsächlich aber unlösbaren Einheit. Unverständlicherweise verkündet der Herr: „Wer glaubt und sich taufen läßt, wird selig.“ Es bleibt dabei: Christ wird man durch Glaube und Taufe.

Dem angedeuteten Aspekt fügen nun aber die Festfeiern der Osteroktav einen neuen hinzu, der jenen ersten nicht beseitigt, sondern ergänzt. Aus Erfahrung wissen wir, daß die Christwerdung nicht „in ictu oculi“ geschieht, auf magische Weise und durch einen zauberischen Akt. Gewiß gibt es den deutlich fixierbaren Anfang, die Vermittlung des Tauflebens. Und gewiß beginnt die christliche Existenz mit jener radikalen Umkehr und mit jener epochalen Entscheidung, die das Neue Testament „Metanoia“ nennt und „Pistis“, Bekehrung und Glaube. Darüber hinaus aber ist die Christwerdung ein Prozeß, der das Leben des Betroffenen durchdauert.

Nachdrücklich verweisen die österlichen Texte dabei auf eine Erscheinung, die offensichtlich das Taufleben aktualisiert und den Glaubensvollzug sowohl verlebendigt und sichert als auch vertieft und vorantreibt. Die Festfeiern der Osteroktav präsentieren allesamt Christusbegegnungen, genauer gesprochen: Begegnungen von Jüngern und Gläubigen mit dem gekreuzigt-auferstandenen Herrn. Augenscheinlich betrachtet aber die Kirche diese Begegnungen als Modellfälle für die Christwerdung ihrer Gläubigen insgesamt. Der vorgenannten Antwort auf die Frage „Wie werde ich Christ?“ Dürfen wir darum die weitere hinzufügen: Indem ich dem Herrn Jesus Christus begegne!“

An zentraler Stelle von Romano Guardinis Christusbuch steht der Satz: „Daß du selbst dem Herrn begegnest, ist das Größte, was dir beschieden sein kann. Wenn die Kirche alle Gläubigen verpflichtet, Sonntag für Sonntag die Eucharistiefeier mitzuvollziehen, so ist der Grund sicherlich der, daß von der Sache her und auf jeden Einzelnen hin die Möglichkeit besteht, jenem Herrn zu begegnen, der in Wort und Sakrament anwesend wird. Das erlösende Schicksal des gekreuzigt Auferstandenen wird, wie man weiß, in jeder Opferfeier vergewärtigt und also angeboten „propter nostram salutem“. So gesehen, erhalten die Modellfälle österlicher Christusbegegnung eine die Geschichte von Christenheit durchdauernde Aktualität. Dieserhalb bedenken wir jenes Ereignis, das man den Emmausgang nennt.

Die Historie selber, die als frohe Botschaft am zweiten Ostertag verkündigt wird, ist bekannt. Und bekannt ist wohl auch, wie sehr Meditation und Malerei ihrer sich annahmen. Bemerkenswert ist etwa, daß der große Rembrandt in Betrachtung, Skizzierung und Gestaltung das wunderbare Ereignis zeitlebens umkreiste. Bis hin zu jenem unvergleichlichen Bild, auf dem sich das Wetterleuchten des sogleich entschwundenen Herrn in Antlitz und Gebärde der beiden Jünger spiegelt.

Der biblische Bericht des Emmausganges aus dem 24. Kapitel des Lukas ist im übrigen formal so vollendet, daß Textkritiker einen Typus wittern, dessen Hintergrundfaktizität unkenntlich bleibe. Wir sind der entgegengesetzten Meinung, die Erfahrung der Jünger mit dem Auferstandenen sei ebenso gewaltig wie genau gewesen; von dort her sei der Bericht zu formaler Vollendung gediehen.

Ein Modellfall also der Christusbegegnung, deren Einzelphasen dem aufmerksamen Zuseher sich anbieten und dem gläubigen Bedenken. Wir unterscheiden, dem lukanischen Berichte folgend, fünf Einsichten, deren erregende Aktualität gerade dem Gegenwartsmenschen unmittelbar einleuchtet.

1. Unterwegssein

¹³ Und siehe, noch am gleichen Tag waren zwei von ihnen unterwegs nach einem Dorfe namens Emmaus, sechzig Stadien von Jerusalem entfernt. ¹⁴ Sie redeten miteinander über alles, was sich zutragen hatte.

Die beiden Jünger, deren einer Kleophas heißt, sind unterwegs. Solches Unterwegssein kann man getrost den Normalzustand des Menschen nennen. Bedeutet Menschsein doch die unaufhörliche Wanderschaft. Eine Wanderschaft, die nur vorübergehend und auf Zeit unterbrochen wird durch das Stationmachen und Heimfinden. Wenn Heimat Dauer ist und Endgültigkeit, Ankunft, die keinen Abschied kennt, und Geborgenheit, die keine Macht bedroht, nun, so „haben wir hienieden keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir“.

Wanderer sind wir alle! Unterschieden allein durch die Gespräche, die wir miteinander führen. Die beiden aber, die nach Emmaus gehen, diskutieren jene Frage, die Walter Nigg „die Vexierfrage der Weltgeschichte genannt hat. Ihr Gespräch, weit entfernt von aller existenzneutralen Sachlichkeit, zeichnet sich aus durch leidenschaftliche Erregung.

„Bist du der einzige Fremdling in Jerusalem, der nicht weiß, was dieser Tage geschehen ist? Die Sache mit Jesus von Nazareth! Er war doch ein Prophet, mächtig in Tat und Wort vor Gott und allem Volke. Ihn haben unsere Hohenpriester und Ratsherren zur Todesstrafe ausgeliefert und kreuzigen lassen. Wir freilich hofften, er werde Israel erlösen. Nun aber ist heute schon der dritte Tag, seitdem dies geschehen ist. Zwar haben uns einige Frauen aus unserem Kreis in Schrecken versetzt. Sie waren frühmorgens beim Grab, fanden aber den Leichnam nicht. Sie kamen mit der Nachricht, sie hätten eine Erscheinung gehabt von Engeln, wel-

che sagten, er lebe. Darauf gingen einige von den Unsrigen zum Grabe und fanden alles so, wie die Frauen gesagt hatten. Ihn selbst aber sahen sie nicht.“

Das Herzklopfen der beiden ist in diesen Sätzen spürbar, ihre tiefe Betroffenheit. Jesus von Nazareth wurde verurteilt und getötet. „Wir aber hofften, er werde Israel erlösen.“

Dies ist die erste Einsicht, die wir unserem Berichte entnehmen, daß Christus nicht jedem beliebigen Straßenpassanten begegnet. Ein Grund jedenfalls, von Begegnung behutsam zu sprechen! Begegnung widerfährt hier wie allerwärts nur dem von fernher Bereiteten. Bereitet sein aber bedeutet Aufgerührt- und Betroffensein!

Bin also ich selber aufgerührt und betroffen von der Sache, welche die beiden bis aufs Blut erregt? Von der Sache mit Jesus von Nazareth! Es könnte nämlich sein, daß mich diese Sache erst zu allerletzt bewegte oder sogar überhaupt nicht, andere Sachen aber vorher und zwischenhinein und immerzu. „Wo dein Schatz ist“, sagt die Bergpredigt, „da ist auch dein Herz.“

Welche „Sachen machen mein Herz klopfen? Das berufliche Fortkommen? Die Sicherung der irdischen Existenz? Gesundheit und Behagen? Weltlicher Glanz? Ehre und Reputation? Geschäftlicher Erfolg? Nützliche und notwendige Sachen allesamt. Aber Schätze? Ganz sicher nicht!

Möglicherweise ist mein Herz aber schlimmen Dingen verhaftet. Dem Genuß, dem Vergnügen, dem Gerede, dem Betrieb, der Schlampelei. Möglicherweise halten mich böse Leidenschaften gefesselt. Die

Unzucht oder der Geiz, die Habgier oder der Neid, die Lieblosigkeit in einer ihrer hundert Formen, reichend von der Gehässigkeit bis zum Haß. Möglicherweise bin ich ein unleidlicher Mensch, hochmütig und verdrossen, selbstisch fordernd und kleinlich quälend, eingeriegelt in tiefer Icheinsamkeit.

Zu den Präliminarien einer möglichen Christusbegegnung gehört jedenfalls, daß mich jene Frage quält, die man die Heilsfrage nennt. Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Was denkt der Allwissende von mir? Wie kann ich vor dem Allheiligen bestehen?

Unaufsehentlich verbindet sich diese Frage der anderen: Was ist mit Jesus, dem Christus? Ist er der Heilsbringer, der Erlöser, der Mittler? Ist der Gekreuzigte erstanden? Und was bedeuten seine Passion und seine Herrlichkeit? Ist er der Kyrios, und König? Der Weg, die Wahrheit und das Leben? Für dich und mich, für jeden und alle, für den Menschen und die Welt! Ist er der Verwirklichter des Reiches? Das Tor in die Vorbehaltenheit Gottes? Der Heimweg zum Vater?

2. Bereitschaft und Aufgeschlossenheit

¹⁵ Und es geschah, während sie redeten und sich miteinander besprachen, näherte sich Jesus und ging mit ihnen. ¹⁶ Ihre Augen aber waren gehalten, so daß sie ihn nicht erkannten.

¹⁷ Er sprach zu ihnen: „Was sind das für Gespräche, die ihr unterwegs miteinander führt?“ Da blieben sie traurig stehen, ¹⁸ und

der eine, namens Kleophas, erwiderte ihm: „Bist du der einzige, der in Jerusalem weilt und nicht weiß, was dort geschah in diesen Tagen?“ ¹⁹ Er sprach zu ihnen: „Was denn?“ Und sie sagten: „Das mit Jesus von Nazareth, der ein Prophet war, mächtig in Tat und Wort vor Gott und vor dem ganzen Volke; ²⁰ und wie ihn unsere Hohenpriester und Ratsherren der Verurteilung zum Tode überlieferten und ihn kreuzigten.

²¹ Wir aber hofften, daß er es sei, der Israel erlösen würde. Aber nun ist nach all dem schon der dritte Tag, seit dies geschah.

Den Emmausjüngern erscheint Christus in unbekannter Gestalt, als fremder Wanderer. Und erscheint zu einer Stunde, da niemand mit seinem Kommen rechnet. Dies aber ist die zweite Einsicht, die wir unserem Berichte entnehmen. Christus ist für niemanden verfügbarer Besitz. Er selber bestimmt, wann er kommt, wie lange er bleibt, und wann er geht. Er selber verfügt, wem er begegnet und in welcher Gestalt.

Es gibt darum auch keine kommensurable Beziehung zwischen der Bereitung und der Begegnung, zwischen der Heilsfrage und der Gnadenantwort. Wir haben zwar die Verheißung, daß jeder, der bittet, empfängt, daß der Suchende findet, und daß dem Klopfenden aufgetan wird. In welcher Art und Weise aber und zu welcher Stunde das Empfangen und Finden und Auftun geschehen, darüber entscheidet allein er, der Herr. Er ist der Souverän einfachhin! Keiner menschlichen Macht untertan und

von keiner Verfügungsgewalt zu fassen oder zu halten.

In meiner Bonner Studienzeit wurde ich mit einem jungen Holländer bekannt, der auffallend behutsam mit jedem Menschen umging. In stiller Stunde gestand er mir, die Erkenntnis Kierkegaards vom absoluten Inkognito Jesu Christi lasse ihn nicht mehr los. Der Herr selber habe gesagt: „Wer euch hört, hört mich. Was ihr einem von diesen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. Dieser extravaganten Vorstellung liegt eine bedenkenswürdige Einsicht zugrunde. Den Emmausjüngern begegnete Christus zwar unter dem Schleier, aber in Person. „Ihre Augen waren gehalten, so daß sie ihn nicht erkannten.“ Die Frage bleibt jedoch, in welcher Gestalt und unter welcher Verkleidung ich selbst angerührt und getroffen werde durch das Christuserlebnis.

Die Frage läßt sich nur empirisch beantworten. Ein Buch mag den Anstoß gegeben haben oder eine Unterweisung, eine Existenz-erfahrung oder ein Schicksals-schlag. Zu allermeist wird es ein Mensch gewesen sein, aus dessen Antlitz und Gebärde, aus dessen Handlung und Haltung mich jenes Geheimnis anrührte, das die Emmausjünger unterwegs heimsuchte.

Christi Souveränität ist ebenso unerforschlich wie die Vielzahl der Wege und Weisen, durch welche der unbekannte Wanderer den Heilsgewandten einholt. Der Osterspaziergang ist eine immer aufs neue sich ereignende Faktizität, eine spiritual kontrollierbare Wirklichkeit.

3. Zuhören – Betroffensein – Reagieren

²⁵ Da sprach er zu ihnen: „Ihr Unverständigen und Schwerfälligen im Herzen, um all das zu glauben, was die Propheten sagten! ²⁶ Mußte nicht der Messias dies leiden und so eingehen in seine Herrlichkeit?“ ²⁷ Und ausgehend von Moses und allen Propheten, zeigte er ihnen, was in allen Schriften sich bezieht auf ihn. ²⁸ Und sie erreichten das Dorf, wohin sie gingen, er aber tat, als wolle er weitergehen. ²⁹ Sie drängten ihn und sprachen: „Bleib bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich schon geneigt.“ Da trat er ein, um bei ihnen zu bleiben.

Die dritte Einsicht, die der Bericht präsentiert, verhindert, daß alles Vorbedachte in den Bezirk des Unverbindlichen und Numinosen entgleitet. Christus wird gegenwärtig in Wort und Sakrament, in der verkündigten Botschaft und in der vollzogenen Eucharistie. Wie damals, so heute! Wie einstens, so immer! Was das Herz der Emmausjünger entflammte, war Seine Rede, welche „die Schrift aufschloß“. Die Mitte der hohen Botschaft, ebenso einfach wie unergründlich, ist das Geheimnis Seiner Erniedrigung und Seiner Erhöhung, Seines Todes und Seiner Auferstehung, Seiner Passion und Seiner Herrlichkeit. „Ach über euch Unverständigen! Wie schwer wird es eurem Herzen, das zu glauben, was die Propheten vorherverkündeten! Mußte nicht der Menschensohn leiden, und dadurch in seine Herrlichkeit eingehen?“

Wo immer diese Botschaft verkündigt wird, ist Er gegenwärtig. Wer immer dieses Mysterium empfängt, das Pascha Domini, die Korrespondenz von Passion und Herrlichkeit, das Gegeneinander und Zusammen des Todes und der Auferstehung, die unauflösbare Verflechtung der radikalen Erniedrigung und der totalen Erhöhung, wer dieses Wort hört und befolgt – nicht bloß im intellektuellen, sondern im existentiellen Betracht –, wird Seiner teilhaftig! Seiner Person, Seines Schicksals, Seiner Geschichte! Diese werden dem Horchenden und Gehorchenden zur „porta paradisi“. Einstmals, jetzt und immer.

Das Wortmysterium aber ist dem Tatmysterium einverwandelt. Das Wort wird zur Tat. Die Jünger nötigten den Unbekannten, einzutreten und zu verweilen. „Bleibe bei uns, denn es wird Abend, und der Tag hat sich geneigt!“ Dann aber geschieht's! „Während er darauf mit ihnen zu Tische saß, nahm er das Brot, segnete es, brach es und reichte es ihnen.“

Was geschieht? Möglicherweise nichts anderes, als was der bevorzugte Gast nach orientalischer Hausvatersitte vollzog, das Segnen und Brechen und Austeilen des Brotes. Doch haben die Väter seit alters verständlicherweise den Vorgang als Gleichbild der eucharistischen Brotbrechung gesehen und gedeutet. Auch liegen natürliches und übernatürliches Brotbrechen, sofern der Herr es vollzieht, näher beieinander, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt.

Jedenfalls bietet der heilige Bericht einen unübersehbaren Hin-

weis, durch welche Medien und Mittel der Herr die Seinen zu erreichen gewillt ist. Auch treten an dieser Stelle die vom Herrn selber verfügbaren Möglichkeiten einer, wenn der Ausdruck erlaubt ist, gläubigen Normalbegegnung ans Licht.

Wort und Sakrament, die Botschaft und das Brotbrechen realisieren und repräsentieren nicht bloß Wirklichkeit und Wirksamkeit des gekreuzigten Auferstandenen, sondern bedeuten das immer wieder sich erneuernde Angebot für jene gläubige Begegnungserfahrung, deren Prototyp und Modell wir im Emmausgang ergriffen verehren. Durch das heilige Buch und im heiligen Mahl wird der Herr unter uns gegenwärtig. Im verkündigten Wort ist seine Stimme vernehmbar. In der vollzogenen Eucharistie ist seine Gestalt zusamt seinem erlösenden Schicksal erreichbar. „Mußte nicht der Messias alles leiden und solchermäßen in seine Herrlichkeit eingehen?“

4. Erkennen und Brennen

³⁰ Als er mit ihnen bei Tische war, geschah es, da nahm er das Brot, sprach den Segen, brach es und gab es ihnen. ³¹ Und es taten sich ihre Augen auf, und sie erkannten ihn; er aber entschwand aus ihrer Mitte.

³² Da sagten sie zueinander: „Brannte nicht unser Herz in uns, als er auf dem Wege mit uns redete und die Schrift uns erschloß?“

Am Ende werden die beiden Jünger den elf Aposteln berichten, „wie

sie Jesus beim Brotbrechen erkannt hätten". Als der Herr nämlich das Brot segnet, es bricht und austeilt, so sagt unser Text. „da wurden ihre Augen aufgetan“. Sobald sie ihn aber erkennen, entschwindet er ihren Blicken.

Und wieder stehen wir vor einer wesentlichen Einsicht, der vierten unserer Meditation, die kennzeichnend ist für jedes Begegnungsgeheimnis. Nichts verdeutlicht die göttliche Souveränität unseres Herrn stärker, als daß er in dem Augenblick entschwindet, da man ihn erkennt. Nichts rückt zugleich den dialektischen Charakter der gottmenschlichen Begegnung besser ins Licht, als daß man nur in der Spiegelung und im Reflex Seiner Wirklichkeit gewiß und Seiner Nähe getröstet wird.

Die beiden von Emmaus fassen sich an den Kopf. Wie war das doch? Wie konnten wir nur? Haben wir es nicht gewußt? „Brannte nicht unser Herz, als er unterwegs mit uns redete und uns die Schrift aufschloß?“

Was hier geschieht, ist keine dialektische Spielerei, sondern ewigkeitlicher Ernst. Es ist die besondere Art und Weise, in welcher der Lebendige Gott jenes Menschen sich bemächtigt, dem er eine Begegnung gewährt. Moses vermag nicht das Antlitz Jahwes zu schauen; was er wahrnimmt, ist der Abglanz von Gottes vorüberziehender Herrlichkeit. Gleicherweise erkennen die Jünger ihren Herrn, indem er entschwindet. Und sie begreifen sein Wort, nachdem es verklang.

Um des lebendigen Glaubens nämlich und um der redlichen Nachfolge willen gibt es wie im Bereich des Lebendigen Gottes, so im

Bereich des gekreuzigt Auferstandenen keine kompakte Direktheit. Tangential bleibt jede gottmenschliche Begegnung und schwebend, dialektisch bleibt sie und gebrochen. Was in der *vita hujus saeculi* zwischen Gott und dem Menschen geschieht, zwischen dem Auferstandenen und dem Jünger, ereignet sich, um ein Bild Pauli zu gebrauchen, „durch einen Spiegel verschleiert“. Der *vita venturi saeculi* ist die Begegnung „von Angesicht zu Angesicht“ vorbehalten. Dorthin zu locken und zu ziehen, dorthin zu treiben und zu holen, ist Sinn und Zweck jeder gottmenschlichen Begegnung. Der Auferstandene vergewissert die Seinen, daß er durch die Passion in die Herrlichkeit schritt. Im gleichen ermutigt er sie, denselben Weg beherzt zu beginnen.

Die Glaubenserfahrung, die jemand mit seinem Herrn, dem in Wort und Sakrament gegenwärtigen, machte, reicht völlig aus, Nachfolge und Dienst zu riskieren. Wie reflex und gebrochen auch immer das Substrat ist, das die Begegnung hinterließ, es ist übergenuß, den Eintritt in die Zeugenschaft zu erwirken. Zeugenschaft heißt aber: das im Glauben Erfahrene sowohl personal zu bezeugen als auch zeugend weiterzureichen an die Freunde und Folger, an die Nächsten und Fernen.

5. Weitersagen und Bezeugen

³³ *Und sie standen auf und kehrten zur selben Stunde nach Jerusalem zurück, und sie fanden die Elf und ihre Gefährten versammelt, ³⁴ die sagten: „Der Herr ist*

wahrhaft auferstanden und ist dem Simon erschienen!“³⁵ *Da erzählten auch sie, was sie unterwegs erlebt und wie sie ihn erkannt hätten beim Brechen des Brotes.*

Diese fünfte und letzte Einsicht nämlich, die wir unserem Berichte entnehmen, ist zwar nicht die erregendste, wohl aber die konsequenzenreichste. „Noch in derselben Stunde machten die beiden sich auf den Weg und kehrten nach Jerusalem zurück. Dort fanden sie die Elf und ihre Gefährten beisammen. Diese riefen ihnen entgegen: Der Herr ist wahrhaft auferstanden und dem Simon erschienen!“

Hier greifen wir es mit Händen, wie der Kreis der Jünger sich formiert, die erste Gemeinde, die junge Kirche. Wenige Wochen später, nach der Himmelfahrt des Herrn, werden die Apostel „Zeugen Seiner Auferstehung“ sich nennen. Und in kraft dieses Zeugnisses werden sie das Antlitz der Erde verwandeln. Apostel und Jünger werden, vom Heiligen Geiste erfüllt, hinausziehen und den gleichen Weg gehen wie ihr Herr, den Weg der Passion, der in die Herrlichkeit führt.

Was Kirche ist, wird solchergestalt deutlich. Freilich ist die Kirche ein derart komplexes und vieli-gliedriges Gebilde, daß man sie nur unter mehreren Aspekten zureichend und also sachrichtig zu sehen vermag.

Die Kirche ist eine Institution göttlichen Rechtes, die Heilsanstalt. Sie ist eine *societas perfecta* übernatürlicher Herkunft. Sie ist die *sancta plebs Dei*, hierarchisch geordnet und demokratisch zugleich. Im fernerem ist die Kirche die irdi-

sche Form des Reiches der Himmel. Sie ist die *Communio Sanctorum*. Und ist das *Corpus Mysticum*.

Durch alles hindurch aber und über alles hinaus ist die Kirche die Gemeinde der Eingeweihten. Eingeweiht in das Mysterium der Erniedrigung und Erhöhung ihres Herrn, in das Geheimnis seines Todes und seiner Auferstehung, seiner Passion und seiner Herrlichkeit. Einweihung bedeutet, daß das österliche Mysterium sakramental zugeeignet, gläubig angenommen und gehorsam nachvollzogen wird. Nachvollzogen in Weltarbeit und Bruderdienst.

Innerhalb der Kirche ereignet sich darum immer wieder, was in der großen Begegnung des Emmausganges geschah. Wie sich von selbst versteht: in entfernter Analogie, in schwacher, aber in dennoch realistischer Spiegelung. Immer aufs neue werden die einen Jünger den andern zu berichten wissen, „was sich auf dem Wege zugetragen hatte und wie sie Jesus beim Brotbrechen erkannt hätten“.

Wer dem Herrn begegnete, hat es in dieser Welt nicht leichter, sondern schwerer. Es gibt keinen andern Weg in die Herrlichkeit als den Weg der Passion. Die Teilhabe an Christi Erhöhung steht in genauer Proportion zur Teilhabe an seiner Erniedrigung. Dafür ist freilich jeder, dem österliche Begegnung widerfuhr, immunisiert gegen Propagandabetrieb und Weltanschauungsgerede welcher Art immer. Er wagt es, die Worte nachzustammeln, die am Anfang des ersten Johannesbriefes stehen: „Was wir gesehen und gehört haben, das verkünden wir euch.“

Erstaunlich alltäglich

Beobachtungen aus Gottes Schöpferwerkstatt

Karl-Heinz Vanheiden*

Die Reifen meines Wagens surren über die Autobahn. Ich fahre hinein in das Glühen des Abendrots, das sich von der schwarzen Silhouette der Berge abhebt. Im dunklen Himmelsblau darüber zeichnet sich die schmale Sichel des Mondes ab.

Während mein Blick die Fahrbahn vor mir automatisch abtastet, sinne ich nach über die Wunder der Welt. Plötzlich klatschen dicke Regentropfen gegen die Frontscheibe, und ich muß den Wischer einschalten – aber gleich kehren meine Gedanken zu meinem Schöpfer zurück.

Tag und Nacht

Wir halten es für normal, daß es abends dunkel wird, weil die Erde sich in 24 Stunden einmal um sich selbst dreht und die Sonne aus unserem Gesichtskreis verschwindet. Wenn die Erde statt dessen 48 Stunden für eine Umdrehung brauchte, würde sie sich in der Nacht so stark abkühlen, daß wir auch im Sommer mit Nachtfrösten rechnen müßten,

und jeden Tag würde es mittags unerträglich heiß. Würde sie sich schneller drehen, wären die Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht zu gering. Dann gäbe es kaum noch Wind, der aber unbedingt nötig ist, um die Atmosphäre zu durchmischen. Über den riesigen Waldgebieten der Erde würde z.B. die Luft dann zuviel Sauerstoff enthalten und zuwenig Kohlendioxyd, was wiederum den Pflanzenwuchs beeinträchtigen würde.

Auch auf die 0,03 Prozent Kohlendioxyd in der Luft können wir nicht verzichten. Wir brauchen sie zur Wärmeregulierung. Ohne diesen Anteil würde die Durchschnittstemperatur unseres Planeten um 21 Grad absinken.

Es ist mir wieder klar, daß wir unsere Welt nicht irgendeinem „Zufall“ zu verdanken haben, sondern dem planvollen Werk eines unendlich weisen Schöpfers.

Die Atmosphäre

Durch die Atmosphäre schenkt er uns das herrliche Himmelsblau (es entsteht durch die Brechung der

* Quelle unbekannt

Lichtstrahlen der Sonne an winzigen Teilchen vor dem schwarzen Hintergrund des Weltalls) und das purpurne Abendrot.

Abends legen die Sonnenstrahlen einen viel längeren Weg durch die Atmosphäre zurück, wodurch der rote Anteil des Spektrums größer wird. Es wäre schrecklich für uns, immer unter einem schwarzen Himmel leben zu müssen, wie das auf dem Mond der Fall ist.

Der Mond

Übrigens der Mond: Er hat genau die richtige Größe für sich und für uns. Die Mondmasse ist nicht viel größer als das Minimum, das erforderlich ist, damit ein solcher Festkörper eine Kugelgestalt annimmt.

Ein merklich größerer Mond hätte auf der Erde eine Flutwelle zur Folge, die große Teile des Festlandes überspülen würde. Andererseits mischen Ebbe und Flut die Wasser der Ozeane gründlich durcheinander und versorgen sie so mit dem notwendigen Sauerstoff.

Der Mond wendet der Erde immer die gleiche Seite zu, weil seine Eigendrehung mit seiner Bewegung um die Erde genau übereinstimmt. Würde er sich schneller oder langsamer drehen, dann wäre die Reflexion bedeutend stärker, und er würde viel heller auf die Erde scheinen.

Hätte er gar eine Atmosphäre (wozu er allerdings zu klein ist), würde er 76 Prozent des Sonnenlichtes reflektieren, so daß bei uns die Nacht zum Tage würde. So erlaubt der Schöpfer ihm nur sieben

Prozent des Lichtes weiterzugeben, damit unser Tag- und Nacht-Rhythmus funktioniert.

Das Wasser

Wasser gibt es auf dem Mond nur in Spuren, dafür um so mehr bei uns. 75 Prozent der Erde werden von Wasser bedeckt.

Das Wasser hat der Schöpfer mit Eigenschaften ausgestattet, die für das Leben auf der Erde von höchster Wichtigkeit sind. Wasser nimmt unter Millionen anderer Substanzen einen besonderen Platz ein, denn fast alle seine chemischen und physikalischen Eigenschaften sind ungewöhnliche Ausnahmen. Darüber sind schon ganze Bücher geschrieben worden, und ich könnte das Was-wäre-wenn-Fragen fast beliebig ausdehnen. Ich staune, wie Gott unsere Welt bis in die Kleinigkeiten hinein optimal eingerichtet hat. „Und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“

Und Ich, . . .

Ich gehöre doch auch in Gottes Schöpferwerkstatt. Und das ist mir das Erstaunlichste von allem: Gottes persönliche Fürsorge für mich. Weil ich die Gaben meines Schöpfers verschleuderte und Gott selbst den Rücken zukehrte, da hat Gott etwas Wunderbares getan, um mich in die Gemeinschaft mit sich zurückzubringen: Er opferte seinen Sohn am Kreuz, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verlorengelasse, sondern ewiges Leben habe“. Das ist mir das größte Wunder.

Ausflug an die Gorges du Tarn

Die Schluchten des Tarn gehören zu den eindrucksvollsten Sehenswürdigkeiten Frankreichs. Diese canon-ähnliche Landschaft nimmt in der Hitparade des französischen Tourismus einen der ersten Plätze ein. Sie hat zudem den heute wichtigen Vorteil, daß auf der Talsohle entlang des Flusses von Florac bis Millau, also über eine Strecke von 80 km, eine Uferstraße verläuft. Diese Straße, die D907, ist zugleich der Fluch und der Segen für dieses

wilde Tal. Der Segen, weil sie es einer großen Zahl von Menschen gestattet, ein nicht alltägliches Naturschauspiel zu genießen, aber auch ein Fluch, weil sie es ermöglicht, daß sich zur Sommerzeit täglich ein Strom von mehr als 3.000 Autos durch die Schluchten zwängt. Diese sind dann nur noch wie ein verstopfter, stinkender Boulevard.

Es gibt keine Schluchten, die nicht innig mit den benachbarten Bergen und Hochebenen zusam-



Die Schluchten des Tarn sind ein nicht alltägliches Naturschauspiel und gehören zu den eindrucksvollsten Sehenswürdigkeiten Frankreichs. (Foto: PS)

menhängen, französisch ausgedrückt: ohne die Causses gäbe es keine Gorges du Tarn. Die Engpässe und die wilden Kessel bewundern, die der Tarn für seinen Lauf aus dem Felsen gespült hat, ohne die Aussichtspunkte aufzusuchen, von denen aus der Blick in diese engen Tiefen taucht, das ist, als verlief man ein Theaterstück in der Pause. Ein französischer Autor empfiehlt einen solchen Abstecher auf die Höhen mit lebhaften Worten: „... Wer mit seinem Wagen tief unten in den Schluchten bleibt, eine Prozessions-spinnerraupe unter anderen, der bringt sich um den Rausch der Einsamkeit der Causses, die vom Wind gepeitscht, von der Sonne erdrückt oder in Nebelschwaden gehüllt sind, die an den Graten der zerklüfteten Felsen zerreißen, die ein Ozean aus Geröll sind, an das sich der brandige Buchsbaum, die verkrüppelten Eichen, der duftende Wacholder klammern. Unten, die Verkehrspolizisten und die unhöflichen Restaurantbesitzer; dort oben oder in den abgelegenen Dörfern Schäfer, Melker und Gastwirte, die einen freundlich empfangen. Auf den Causses halten die Schafe den Touristen nicht für einen der ihren! ...“⁽¹⁾

Der Tarn entspringt im südöstlichen, höchsten Teil der Cevennen am Mont Lozère, windet sich tief durch das von Erosion zerfurchte Kalksteingebirge der Causses und mündet nach einem Lauf von 375 km nordwestlich von Toulouse in die Garonne.

Die Cevennen bilden den südöstlichen zum Rhonebecken hin steil abfallenden Hang des Zentralmassivs. Dieses sehr reizvolle Mittelgebirge ist im allgemeinen 1.500 m

hoch und steigt im Mont Lozère auf 1.702 m an. Seine Hochplateaus bestehen aus Kalkstein. Zwischen den Gebirgskämmen, hier „Serres“ genannt, liegen canonartige Schluchten, von denen die des Tarn die bekannteste ist. Der hohe Kamm der Cevennen, der mit Erika und Ginster bedeckt ist sowie von Granitspitzen strotzt, bildet die Wasserscheide zwischen dem Mittelmeer und dem Atlantik. Die Gewässer scheinen mitunter zu zögern, welche Richtung sie einschlagen sollen; so verläuft zum Beispiel der Allier zuerst nach Süden, bevor er sich endgültig für den Norden entscheidet. Die Überquerung der Cevennen war früher ein Problem. Die „drailles“, die Wege für den Viehauftrieb, waren die einzigen, nicht so problematischen Verbindungsmöglichkeiten. An der Straße von Le Puy nach Alès, einer alten nach Süden führenden Römerstraße, stehen noch immer Bauernhöfe, die über ihrem Giebel eine Glocke tragen, deren Geläut die Reisenden bei Nebel oder Schneefall leiten sollte. Auch heute noch sind manche Pässe im Winter blockiert, andere müssen freigeschaufelt werden, um den Zugang zu den jüngst geschaffenen Wintersportmöglichkeiten zu gestatten. Das schwer zugängliche Gebirge der Cevennen war während der Religionskriege des 16. Jahrhunderts, dann wieder nach Aufhebung des 1598 erlassenen Toleranzediktes von Nantes während des von 1702 bis 1710 dauernden so genannten „Cevennenkrieges“ eine Zuflucht der Hugenotten. Noch heute ist die Bevölkerung dieser Gegend vielfach calvinistisch. Erst durch den 1804 in Kraft getretenen

Code Napoléon erlangte sie die Gleichberechtigung im Staat. Die Bevölkerung scheint hier wohl empfänglich für die Ausprägung besonderer Glaubensrichtungen zu sein. Im 13. Jahrhundert breitete sich besonders hier die Bewegung der Katharer aus, die eine vom christlichen Glauben abweichende und die Einrichtungen der Kirche ablehnende, sehr asketische Sekte waren. Sie wurden nach der Hauptstadt des weiter südlich gelegenen Départements Tarn Albi auch Albigenenser genannt.

Mit der Fahrt zu den Schluchten des Tarn begegnen wir einer weiteren Region Frankreichs: dem Languedoc-Roussillon. Es hat eine Fläche von 27.448 km² (= rund. 5% der Gesamtfläche Frankreichs) und 2,01 Mio Einwohner, was eine Bevölkerungsdichte von 73 auf den Quadratkilometer ergibt. Das Languedoc-Roussillon liegt zwischen den Regionen Auvergne, Rhone-Alpes, Provence-Côte d'Azur sowie Midi-Pyrénées und erstreckt sich an einem ungefähr 200 km langen Küstenstreifen des Mittelmeeres, der von den Pyrenäen bis zur Rhonemündung reicht. Die Region besteht aus zwei alten Provinzen. Das Roussillon ist eine eigenwillige Landschaft ursprünglich katalanisch sprechender Menschen. Im mittelmeerisch trockenen Klima finden sich hier Fruchthaine von Kastanien und Oliven sowie überall Weingärten und Gemüsekulturen. Ähnlich ist die Bodennutzung in der Landschaft des Languedoc, deren Name von der alten provenzalischen Sprache abgeleitet ist. Hier wird Wein im Überfluß erzeugt. Diese Provinz dehnt sich am Hang

der Cevennen weit nach Norden hin. Eine Kette von Städten mit bekannten Namen zieht sich am Gebirgsfuß hin; die wohlerhaltene mittelalterliche Feste Carcassonne, die alte römische Hafenstadt Narbonne, Nîmes, ebenfalls eine alte Römerstadt und das Verwaltungszentrum wie zugleich die geistige Hochburg der gesamten Region Montpellier mit seiner Universität.

Bei der Fahrt den Tarn entlang sollte man auf die folgenden Besonderheiten achten:

- **Sainte-Enimie.** Das Dorf befindet sich am Eingang der eigentlichen Tarn-Schluchten. Es ist ein Ort, der mit seinen steilen Gassen und den alten Häusern seinen mittelalterlichen Charakter bewahrt hat. Um ein altes Kloster mit romanischem Kapitelsaal sind Reste einer alten Befestigungsmauer erhalten. Die Kirche des Ortes enthält mehrere moderne Keramikkompositionen, die die Geschichte von Enimie, der Schwester eines im 7. Jahrhundert lebenden Merowingerkönigs Dagobert erzählen. Sie hatte sich zu einem heiligmäßigen Leben in diesen abgelegenen Ort zurückgezogen.
- **Saint-Chély-du-Tarn.** Hier bilden 300–400 m hohe überhängende Felswände einen doppelten Kessel, was den Fluß zu zwei großen Windungen zwingt.
- **Chateau de la Caze.** Das Schloß befindet sich am Ausgang des eben erwähnten Engpasses. Mit seinen Türmen und Mauern erinnert es an mittelalterliche Zeiten.

- **La Malène.** Dieses Dorf ist ein sehr alter Durchgangspunkt zwischen Causse Sauveterre und Méjean, der durch ein Kastell bewacht wurde, das heute ebenso wie das eben erwähnte Schloß in ein Hotel umgewandelt ist. Das Dorf selbst besteht nur aus wenigen Häusern, die sich malerisch unter die Felsen kauern. Es gibt im Ort auch eine robuste Brücke über den Fluß, die vor allem von großen Herden zur Zeit des Viehauftriebs benutzt wurde. Von Malène aus wird eine über einstündige, eindrucksvolle Bootsfahrt zum Cirque des Baumes angeboten.
- **Les Vigne.** Vor diesem Dorf, das eine weitere Übergangsstelle über den Tarn aufweist, verengt sich das Tal erneut, der Tarn ändert wiederum seine Richtung. Eine dieser Engen ist der schon angesprochene Cirque des Baumes. Von Les Vigne aus erreicht man übrigens nach einer Serpentinenfahrt den eindrucksvollsten Aussichtspunkt der Schlucht, den Point Sublime (= erhabener Punkt) mit 400 m Höhe über dem Flußbett. Nach dem Dorf erweitert sich das Tarntal, und die felsgespickten Hänge bilden natürliche Terrassen; die Steilfelsen verwandeln sich in Falten unter der Hangstraße des Causse.
- **Le Rozier.** Dies ist ein eindrucksvoller Ort, der am Zusammenfluß von Tarn und Jonte gegenüber dem Rocher de Capluc liegt, einem düsteren Gebirgsmassiv, an das sich einige Häuser klammern. Dahinter liegt der Causse Méjean, ein Felsmassiv, das an einigen Stellen phantastische Formen angenommen hat, so daß die menschliche Einbildungskraft ihm Namen wie Enclume (= Amboß), Vase de Chine, Vase de Sèvre und andere gegeben hat. Der Name des Städtchens Le Rozier wird übrigens zurückgeführt auf die Rosenzucht von Mönchen im 11. Jahrhundert.
- Flußabwärts vor Le Rozier verliert das Tarntal mehr und mehr sein außergewöhnliches, bizarres Aussehen. Die Dörfer folgen dichter aufeinander, sei es im Talgrund, sei es auf halber Hanghöhe inmitten von Weinbergen. Da liegen **Liaucous** mit einer Kirchenburg aus weißen Steinen, **Mostuéjoul** mit seiner von hohen Zypressen bewachten Kapelle, **Peyrelade**, gleichsam an einen die Gegend beherrschenden Felsen geklebt, und auch **Les Fontaneilles** mit seiner Kapelle, die, zur Erinnerung an die Gefallenen des Ersten Weltkrieges auf einer 850 m hohen Felsspitze erbaut, weithin sichtbar ist.
- **Millau.** Dieses Städtchen, das wir am Ende unserer Fahrt durch das Tarntal passieren, war einmal ein Zentrum für die handwerkliche Herstellung von Lederhandschuhen. Die Schau Fenster der Lederwarenhändler in der Stadt weisen unübersehbar darauf hin, daß man es in Millau noch immer versteht, feines Leder zu verarbeiten. Heute

steht der Name Millau nur noch für eine „Stadt der Causses, der Canons und der Höhlen“. Die von Boulevards eingeschlossene Altstadt Millaus hat als Wahrzeichen einen achteckigen Wachturm. Am Fuße dieses Turmes befinden sich einige schmale Straßen und gedeckte Passagen, die von uralten Häusern eingefasst sind.

- **Roquefort**, berühmt für seinen Edelschimmelkäse, liegt knappe 20 km südlich von Millau.

Anmerkungen:

- 1 vgl. Jean Hureau „Auvergne in Farbe“, 2. Auflage, Paris 1982, S. 181

Die Region Elsaß

Westlich des Oberrheins erstreckt sich zwischen der Pfalz im Norden und dem Schweizer Jura das Elsaß, französisch Alsace. Diese französische Region grenzt im Norden an das Bundesland Rheinland-Pfalz, im Osten an Baden-Württemberg, im Südosten an die schweizerischen Kantone Basel-Stadt, Basel-Land und Bern, im Südwesten an die Region Franche-Comté und im Westen an die Region Lothringen. Mit einer Fläche von 8.300 km² ist das Elsaß die kleinste der 22 französischen Regionen. Etwa 1,5 Mio Menschen leben hier, was einer für Frankreich hohen Bevölkerungsdichte von 180 Einwohnern pro Quadratkilometer entspricht. Die Hauptstadt wie auch das wirtschaftliche Zentrum der Region ist Straß-

burg. Das Land ist in die Départements Haut-Rhin mit dem Verwaltungssitz Colmar und Bas-Rhin mit dem Verwaltungssitz Straßburg eingeteilt. Diese Einteilung entspricht in etwa auch der landschaftlichen Gliederung in Ober- und Unterelsaß.

Das Elsaß ist ein sonniges, warmtrockenes Land, ein „Garten am Oberrhein“. An die fruchtbare Rheinebene schließt sich der rebenreiche, im Wind- und Regenschatten des Gebirges klimatisch besonders begünstigte Saum der Vogesen an. Hier reihen sich malerische Städtchen und Weinorte aneinander. Darüber ragen die Vogesen. Sie sind gleichsam ein Spiegelbild des Schwarzwaldes. Ihre Steilhänge sind vor allem auf das Rheintal aus-

gerichtet. In den Süd- oder Hochvogesen erreicht der Große Belchen (Grand Ballon) eine Höhe von 1.423 m, der Elsässer Belchen (Ballon d'Alsace) 1.245 m. Auf der anderen Rheinseite gibt es im Schwarzwald die dem Spiegelbild entsprechenden 1.493 m des Feldberges. Die Zaberener Steige trennt die südlichen Vogesen mit ihren rundlichen Bergkuppen von den Nordvogesen, die eher tafelartige Bergformen haben und geringere Höhen aufweisen. Im allgemeinen sind die Vogesen stark bewaldet, nur die höchsten Kämme sind kahl und vermoort.

Zwischen Oberrhein, Schweizer Jura, Burgundischer Pforte und den Vogesen liegt noch der Sundgau, eine Hügellandschaft mit Höhen um 400 m.

In der Rheinebene wird viel Landwirtschaft, im Vorgebirge vor allem Weinanbau betrieben. Im Gebirge herrscht Holzwirtschaft und auf den durch Rodung entstandenen Matten des Gebirgskammes Weidewirtschaft vor. Daß das Land einen gediegenen Eindruck macht, dürfte auch an seiner gesunden Wirtschaftskraft liegen. Im Elsaß werden Produkte angebaut, die hohe Gewinne bringen: Zuckerrüben, Hopfen, Tabak, Spargel und schließlich ein Wein deutscher und französischer Kultur, der mit dem von Rhein, Main und Mosel wie auch dem von Burgund und von der Loire wetteifern kann. In größeren und kleineren Städten sind immer wieder junge, aktive Industrien anzutreffen, die landwirtschaftliche Erzeugnisse noch vor Ort verarbeiten. Neben der heute rückläufigen traditionellen Textilindustrie wurde nach 1945 die Metallindustrie zu einem bedeuten-

den Wirtschaftsfaktor. Auch die Automobilindustrie hatte einen starken Auftrieb zu verzeichnen.

Das Elsaß war als Grenzland zwischen Deutschland und Frankreich ohne Zweifel ein oft umstrittenes, ja umkämpftes Land. Als Kulturträger und -vermittler zwischen zwei großen europäischen Nationen spielen die Elsässer eine nicht zu unterschätzende, gewiß auch zukunftssträchtige Rolle. Bekannt ist, daß in diesem Land die Kelten seit 1.000 vor Christi Geburt siedelten. Caesars Sieg über Ariovist und seine germanischen Sueben im Jahre 58 v. Chr. auf dem Ochsenfeld bei Sennheim (Cernay) im Oberelsaß war der Anfang der Zugehörigkeit des Landes zum römischen Imperium als Teil der Provinz Germania Superior. Der Weinbau ist nicht die einzige Spur der 400 Jahre währenden römischen Herrschaft. Diese wurde erschüttert durch die Völkerwanderung. Von der unteren Elbe her drängte der westgermanische Stamm der Alemannen um 260 n. Chr. zuerst gegen die römischen Grenzbefestigungen ostwärts des Rheins. Im 4. und 5. Jahrhundert stießen sie auch über den Rhein nach Westen vor. Damals entstand der Name Elsaß aus dem Wort Elisaza: „die drüben über dem Rhein wohnen“. Der Expansionsdrang der Alemannen wurde unterdrückt, als sie dem Frankenkönig Chlodwig 496 in der Schlacht bei Zülrich unterlagen. Unter fränkischer Vorherrschaft entstand in der Zeit von 640-740 im Elsaß das selbständige Herzogtum der Etichonen, das die Karolinger später in zwei Grafschaften, den Nord- und den Sundgau unterteilten. Nach dem

Zerfall des Frankenreiches kam das Elsaß den Bestimmungen des Vertrages von Verdun (843) entsprechend an das Mittelreich unter Kaiser Lothar. Von 925 an gehörte es zum Herzogtum Schwaben. Dieses wiederum fiel im Jahre 1079 an die Hohenstauffer, die das Elsaß als Aufenthaltort bevorzugten und zu einem Kernstück ihrer Hausmacht entwickelten. Nach dem Untergang der Staufer zerfiel das Land in eine große Zahl geistlicher wie weltlicher Herrschaftsbereiche. Auch Reichsstädte, über die vor allem die Reformation sich später im Elsaß ausbreitete, entstanden. Mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges kamen dann der Sundgau und die zehn in einem Bund zusammengeschlossenen Reichsstädte an Frankreich, 25 Jahre später das ganze Elsaß, ausgenommen Mühlhausen und Straßburg. Dieses wurde 1681 von Ludwig XIV. annektiert, Mühlhausen verblieb einstweilen bei der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

Die Elsässer, vor allem in jüngster Zeit mehrfach Leidtragende französisch-deutscher Auseinandersetzungen, werden wohl nicht leugnen, daß ihre deutsche Zeit vor 1648 eine viel längere Spanne umfaßte als die französische seither und daß ihre kulturellen Leistungen damals größer waren. Dabei bleiben Schöpfungen der bildenden Künste wie das Straßburger Münster unberücksichtigt, dessen einst vergessene Schönheit Goethe wieder entdeckte, als er im französischen Elsaß studierte. Dort in Straßburg gab im späten Mittelalter der Minnesänger Gottfried der wohl in der Bretagne entstandenen Sage von „Tristan und Isolde“ die endgültige dichterische

Form. Im Elsaß schrieb Sebastian Brant, Doktor beider Rechte und Stadtschreiber von Straßburg, 1494 sein „Narrenschiff“, die gereimte Satire auf die Laster und Torheiten der Welt, der sein Freund Johann Geiler von Kaisersberg, der große Prediger des Straßburger Münsters, manchen Einfall entnahm. Auf diese beiden frühen hochgelehrten Vertreter des rheinischen Humanismus folgte der größte deutsche Satiriker des 16. Jahrhunderts, Johann Fischart, ein gebürtiger Straßburger, der die protestantische Sache vertrat und wesentlich dazu beitrug, die deutsche Sprache geschmeidig, kraftvoll, ausdrucksstark zu machen. Sie waren Moralisten, die elsässischen Satiriker: Der Franziskaner Thomas Murner schrieb die höhnische Kampfschrift „Von dem großen Lutherischen Narren“. Er muß nicht nur erwähnt werden, damit daran erinnert wird, wie leidenschaftlich der geistige Kampf um die Reformation gerade im Elsaß ausgetragen wurde, sondern auch, weil Murner von einem anderen bekannten Humanisten und Theologen angegriffen wurde, der – im gleichen Ort wie der elsässische Reformator Martin Bucer, nämlich in Schlettstadt, geboren – das Auftreten Martin Luthers zwar begrüßt hatte, aber der katholischen Kirche treu blieb. Es war Jakob Wimpfeling, und einer seiner schwersten Vorwürfe gegen Murner bestand in dem Wort „Franzosenfreund“.¹⁾

Es gibt französische Historiker, die glauben machen wollen, die Bevölkerung des Elsaß habe es freudig begrüßt, nach dem Dreißigjährigen Krieg unter den „Schutz“ Frankreichs zu kommen. Wenn dem

so war, hätte Ludwig XIV. gegenüber dem Elsaß nicht so vorsichtig taktiert. Er ging zum Beispiel mit den elsässischen Protestanten sehr viel schonender um als mit denen im übrigen Frankreich. Zwar sorgten unter seinem Schutz die *Jesuiten* dafür, daß Straßburg wieder eine katholische Mehrheit erhielt. Doch noch heute hat diese Stadt eine sehr starke lutherische Gemeinde, der 15 Kirchen gehören. In ganz Frankreich gehören nur zwei Prozent der Bürger den reformierten Kirchen an. Im Unterelsaß ist ein Drittel der Bevölkerung evangelisch. In diesem Zusammenhang dürfte es interessant sein, zu erfahren, daß in Elsaß-Lothringen, und zwar hier allein, die Geistlichen vom Staat bezahlt werden. Als nämlich 1905 in Frankreich das Gesetz der Trennung von Staat und Kirche beschlossen wurde, war das Elsaß wie auch Lothringen deutsches „Reichsland“ und es galt ein Konkordat mit dem Vatikan, das auch in der Folgezeit nicht angetastet wurde.²⁾

Deutsche, vor allem Deutsch-tümelnde müssen im Elsaß zur Kenntnis nehmen, daß die Elsässer spätestens seit der Französischen Revolution in ihrer großen Mehrzahl Franzosen sein wollen und es deshalb auch sind.³⁾

Ein fast zwittrhaftes Leben zwischen zwei Kulturnationen wird erfahrbar im Versuch einer „Psychoanalyse des Elsaß“, den Frédéric Hoffet, ein protestantischer Pfarrer Straßburgs, wohl in den fünfziger Jahren zusammenstellte. Da liest man die Geschichte über Albert Schweitzer, der deutsch schrieb, französisch sprach und sich am

wohlsten fühlte, wenn er sich des elsässischen Dialektes bedienen konnte. Hoffet erzählt ein Gespräch, das er in Paris mit dem Direktor eines großen Verlagshauses führte: „...‘Sie sollten die Werke Albert Schweitzers herausbringen’, sagte ich ihm. – ‘Albert Schweitzer? Wer ist dieser Herr?’ – ‘Das berühmte amerikanische Wochenmagazin *Life* sieht in ihm den größten Mann unserer Epoche. Und Einstein stellt ihn in einer neuen Veröffentlichung an die Seite von Gandhi.’ – ‘Ist er Deutscher? Amerikaner? Schweizer?’ – ‘Nein, Franzose, Elsässer!’ – ‘Sie scherzen. Ein Franzose, den *Life* den größten Menschen unter den Lebenden nennt, und den man in Paris nicht kennen sollte?’ – ‘Es ist aber die Wahrheit! ...’“⁴⁾

Da liest man aber auch beim Pastor Hoffet von seinem eigenen schwierigen Verhältnis zur deutschen Sprache: „... In meiner Familie ist das Deutsche die Sprache der Religion, und ich möchte, daß es so bleibt. Die Choräle Bachs und die Bibel Luthers haben für mich nichts Gleichwertiges im Französischen, und ich wünsche, daß meine Kinder aus dieser Quelle weiter schöpfen, wie schon ihre Väter und Vorväter. Sie wären sonst losgelöst von ihrem Stamm. Diese Betrachtung hindert mich jedoch nicht daran, wie alle Elsässer, unangenehm berührt zu sein, sobald ich in den Straßen von Straßburg Hochdeutsch reden höre. ...“⁵⁾

Übrigens im Elsaß ist Deutsch seit 1972 vom vierten Schuljahr an Wahlfach, und 1976 erhielt das Elsaß als erste Region Frankreichs eine gewisse Kulturhoheit.

Diese interessante, anziehende Region hat viele schöne Orte. Die

bedeutendsten sind Colmar, Mülhausen und Straßburg.

Straßburg, das 252.000 Einwohner hat, ist eine alte Bischofs-, Universitäts- und Garnisonsstadt, die am Schnittpunkt wichtiger Verkehrslinien liegt. Als Sitz des Euro-Parates, der Europäischen Menschenrechtskommission und des Europäischen Parlamentes wird die Stadt auch in einem künftigen Europa von Bedeutung sein. Sie ist allerdings nicht bloß ein Verwaltungs-Verkehrs- und Wirtschaftszentrum mit überregionaler Ausstrahlung, sie ist auch eine stimmungsvolle, liebenswerte Stadt: denn mit seinem hochragenden Münster und den zahlreichen Bürgerhäusern aus dem 16. und 17. Jahrhundert bewahrt Straßburg den Charakter einer Reichsstadt, zeigt zugleich aber mit den im 18. Jahrhundert zur Zeit der Kardinalbischofe im Stile Ludwigs XV. entstandenen Bauten auch französische Einflüsse. Die Stadt feierte 1988 ihr 2.000 jähriges Bestehen. Der Name wurde bereits im 6. Jahrhundert als „Strataburgum“ (= Burg an den Straßen) für eine alemannische Ansiedlung erwähnt, für die allerdings schon keltische wie auch römische befestigte Plätze Vorläufer waren. Bis 1262 übte der jeweilige Bischof die Stadtherrschaft aus. Davon befreiten sich die Bürger, und Kaiser Rudolf von Habsburg verlieh der Stadt 1275 die Privilegien einer freien Reichsstadt. Als solche war Straßburg zeitweise die reichste und glänzendste im Reich, in der vor allem Künste und Wissenschaften blühten.

Mülhausen ist mit 114.000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt des Elsaß. Obwohl sie die Industrie-

metropole des Oberelsaß ist und in ihrer Nachbarschaft die größten Kalilagerstätten der Erde abgebaut werden, weist sie mit ihrer Altstadt das einladende Bild einer typisch elsässischen Stadt auf. Sie war bis 1515 freie Reichsstadt und gehörte zum Zehnstädtebund. Dann wurde sie als so genannter „zugewandter Ort“ in die schweizerische Eidgenossenschaft aufgenommen. Doch das Aufkommen des Protestantismus in der Stadt belastete das Verhältnis zu den vor allem katholischen Eidgenossen. 1648 wurde im Westfälischen Frieden noch einmal die Selbständigkeit der Stadt bestätigt. Nach einem erneuten Bündnis mit den Schweizern im Jahre 1777 entschied sich die Stadt Mülhausen dann 1798 vor allem wohl aus wirtschaftlichen Interessen für einen Anschluß an Frankreich.

Die oberelsässische Stadt **Colmar** ist Sitz der Präfektur des Départements Haut-Rhin und mit ihren 68.000 Einwohnern die drittgrößte Stadt des Elsaß. Sie liegt in der klimatisch sehr begünstigten oberrheinischen Tiefebene nur etwa 5 km vom Rhein entfernt. In ihrem Umland werden vor allem Gemüse- und Weingärten kultiviert, was sie zu einem Zentrum der Nahrungsmittelindustrie werden ließ. Doch sind für ihre wirtschaftliche Entwicklung noch die Textil- und Metallindustrie sowie der Fremdenverkehr von Bedeutung. Dieser wird angezogen durch die malerischen Bürgerhäuser der Stadt aus dem 16. und 17. Jahrhundert sowie von ihrer reichhaltigen Sammlung an Kunstwerken. Die meisten davon finden sich in dem Musée d'Unterlinden, dem in der mittelal-

terlichen Mystik berühmten Dominikanerinnenkloster Unterlinden. Die Kapelle dieses Klosters mit einem schönen frühgotischen Kreuzgang wurde 1269 vom hl. Albertus Magnus geweiht. Hier sind heute unter anderen bedeutende altdeutsche Gemälde mit Passionsbildern von Martin Schongauer und Lucas Cranach d.Ä. sowie auch der bekannte Isenheimer Altar des Matthias Grünewald ausgestellt. Bei einem Gang durch die engen und winkligen Gassen der Altstadt sollte man vor allem die Rue des Boulangers (Bäckergasse) und die Rue des Serruriers (Schlossergasse) mit ihren malerischen Fachwerkhäusern aufsuchen. Nördlich davon geht vom Place d'Unterlinden (Unterlindenplatz) die Rue des

Clefs (Schlüsselstraße) ab. Sie ist die Hauptgeschäftsstraße der Altstadt. Es empfiehlt sich, abschließend dann in die südlich des Musée d'Unterlinden verlaufende Rue des Têtes (Kopfgasse) zu gehen, wo ein 1609 errichteter schöner Renaissancebau (Maison des Têtes = Kopfhaus), mit zahlreichen Figuren und Verzierungen geschmückt, zu bewundern ist. Im Innern dieses Hauses befindet sich übrigens ein Weinrestaurant.

Anmerkungen:

- 1 vgl. C. Krahmer/J. Müller-Marein „21mal Frankreich“, 4. Auflage, München 1985, S. 214 f.
- 2 ebd. S. 275 f.
- 3 ebd. S. 216
- 4 ebd. S. 212



Isenheimer Altar (1512/15) des Matthias Grünewald,
Colmar, Museum Unterlinden (Foto: W. Kober)

ZUM SPIRITUELLEN VERSTÄNDNIS DES ISENHEIMER ALTARS

Christliche Existenz: Durch Kreuz und Leid zur Auferstehung

Christ sein zwischen Erniedrigung und Erhöhung, Tod und Auferstehung*

Kaum ein Bild drückt es so erniedrigend aus wie Matthias Grünewalds Isenheimer Altar.

Den Tod ständig vor Augen, so hat Christus gelebt. Das unterscheidet ihn zwar kaum von uns allen, aber das war ja auch seine Absicht: ein Menschenleben führen! Er hat sich nicht abgesichert, hat mit Gott seinem Vater keinen Vertrag geschlossen, ihn notfalls doch von seiner Aufgabe, die er freiwillig übernommen hat, zu entbinden.

Man kann ernsthaft überlegen – und manche Theologen haben das immer wieder getan –, ob es nicht Beweis genug für Gottes Liebe zu uns gewesen wäre, wenn Christus zwar Mensch geworden, aber nicht gestorben wäre, wenigstens nicht so furchtbar gestorben. Tatsächlich kann man sagen, daß der Tod für Jesus Christus schon mit der Menschwerdung begonnen hat. Denn für Gott ist Menschwerdung

gewiß ein „tieferer Fall“, als für den Menschen der Tod. Die Worte, die im Philipperbrief stehen: „Entäußerung, Erniedrigung“, versuchen das ja in etwa zu beschreiben: Gott hat sich auf das Niveau menschlichen Lebens hinabgelassen. Es war ja nicht so, daß er *wie* ein Mensch gelebt hätte. Er hat *als* Mensch gelebt und ist *als* Mensch gestorben. Man möchte ihm heute noch zurufen: „Herr, wir wären ja schon zufrieden und völlig überzeugt von deiner Liebe, wenn du dir als Mensch dann wenigstens einen friedlichen Tod gegönnt hättest, um zu deinem Vater zurückzukehren.“

Das wären zwar gut gemeinte, aber an der Wirklichkeit vorbeigehende Vorschläge an Jesus Christus. Sie würden den Tod Christi völlig falsch erklären, denn dieser Tod war gar nicht das oft zitierte „bittere Ende“. Sein Tod war im Gegenteil der neue Anfang. Er hatte zwar den Tod vor Augen, aber Christus hatte auch vor Augen – und das wußte er zeit seines Lebens – im Augenblick seines Todes hört die

* nach: Günter Duffrer, „das Ärgernis der Menschheit Gottes“, Butzon + Becker, Kevelaer 1971

Menschwerdung Gottes nicht auf, sondern gerade dieser Tod sollte erst der eigentliche Anfang dieser Menschwerdung auf der Welt werden.

Diese etwas unvermittelt hingestellte Behauptung möchte ich zu illustrieren versuchen mit einem eigenen Erlebnis. Vielleicht kann es helfen, den seltsamen Widerspruch zu verstehen, jenen Widerspruch, daß der Tod unseres Jesus Christus nicht das Ende, sondern überhaupt erst der Anfang war.

Es war in den letzten Dezembertagen des Jahres 1944. Ich war als Soldat auf der Rückreise aus dem Heimaturlaub nach Oberitalien. Der Zug konnte die übliche Strecke nicht fahren. Wir wurden über Jugoslawien umgeleitet, weil die Strecke durch die Tauern zerstört war. Kurz vor dem Ziel gab es noch ein überraschendes Hindernis. Wir näherten uns einer Brücke, die in der Nacht zuvor bombardiert worden war. Dabei war das eine Bahngeleis heruntergebrochen; das andere war gerade noch heil geblieben, doch hatte die Brücke offensichtlich stark gelitten. Zunächst wußten wir keinen Rat. Dann erbot sich ein Kamerad, der von Beruf Lokführer war, den italienischen Zugführer abzulösen und nun selbst, und zwar mit dem leeren Zug, hinüberzufahren. Stürzte die Brücke unter der Last des leeren Zuges zusammen, kam nur er ums Leben, aber alle anderen waren gerettet.

Gelangte er jedoch gut nach drüben, dann war es sicher, daß die Brücke auch uns tragen würde, wenn wir dann zu Fuß hinübergingen. Und wirklich, es gelang ihm, den leeren Zug auf die andere Seite

zu bringen. Jetzt konnten auch wir zu Fuß hinübergehen, drüben einsteigen und sicher ans Ziel kommen.

Kann uns dieses für mich unvergeßliche Erlebnis helfen, den Tod Christi zu verstehen?

Zunächst müssen wir uns noch einmal daran erinnern, daß, bevor Gott Mensch wurde, überhaupt keine Brücke vom Menschen zu Gott hinüberführte. In dem menschgewordenen Gott Jesus Christus selbst hat sich der Abgrund geschlossen, der die Menschen von Gott trennte. Jesus Christus selbst stellt eine unzertrennliche Verbindung zwischen Gott und dem Menschen her, und er selbst stellt diese Verbindung dar. Ein Band, das nie mehr aufgelöst werden kann. Damit ist Gott endgültig in die Menschheit „eingestiegen“. Er hat sich ganz auf unsere Seite gestellt – selbstverständlich, wie wir gesehen haben, ohne jemals die Verbindung „nach drüben“ abreißen zu lassen.

Und jetzt wieder zu meinem Erlebnis: dieser tapfere Lokomotivführer hat sein Leben aufs Spiel gesetzt. Als er drüben auf der anderen Seite der Brücke angekommen war, ist er nicht auf und davon gefahren, sondern er hat uns mitgenommen ans Ziel.

Bei Christus war es noch dramatischer. Er hat sein Leben nicht nur aufs Spiel gesetzt, sondern er hat es weggegeben. Er ist wirklich und in vollem Vorausbewußtsein, daß es so kommen würde, gestorben.

Wäre unser Lokomotivführer abgestürzt, dann hätte sein Tod unser Leben gerettet. Wir hätten weiterleben können, allerdings ohne drüben auf der anderen Seite anzukommen.

Er wäre tot gewesen, und wir hätten weitergelebt.

So ist das bei Christus nicht. Er ist abgestürzt und ist gestorben und ...: jetzt kommt der Unterschied, der durch kein noch so anschauliches Bild aus dem Leben wiedergegeben werden kann: weil Christus gestorben ist, ist er mit uns zusammen drüben angekommen.

Sein Tod hat uns nicht einfach das Leben erhalten, sondern ein neues Leben in Gott geschenkt. Er mußte sterben, damit er und wir „drüben ankommen“ konnten. Das ist die Auferstehung, dieses „DRÜBEN BEI GOTT“.

„DRÜBEN!“, das heißt nun aber nicht: „weit weg im Himmel“, das ist nicht Zukunft, kein Warten auf den Himmel. „DRÜBEN“, das ist die Heimat unseres Herrn Jesus Christus, auf die er so mutig und freiwillig verzichtet hatte. Jetzt hat er sie wieder, diese Heimat, doch mit einer großen neuen „Errungenschaft“: jetzt ist er nicht mehr allein bei Gott zu Hause, weil er als Mensch drüben angekommen ist – und das bedeutet, daß er den Menschen überhaupt, jeden Menschen, die Menschheit, ja die ganze Welt mit hinübergenommen hat. Von nun an gibt es auch für die Menschen, ja für die ganze Welt keinen unüberbrückbaren Abgrund mehr, der zwischen ihnen und Gott sich auftun könnte.

Dieser Abgrund ist nicht nur überbrückt – er ist überhaupt nicht mehr da. Das Leben des Menschen hat einen neuen Sinn bekommen. Es ist umgestaltet, es ist umprogrammiert, es kann in neuen, völlig ungewohnten Dimensionen leben. Das bedeutet ohne Übertrei-

bung: wir sind mit Christus auferstanden.

Der Tod Christi ist also keine Endstation, sondern Durchgangstation zum Leben. Christus, so könnte man sagen, ist nicht in den Tod gegangen, sondern er ist durch den Tod gegangen. Er hat den Tod zweifellos in seiner ganzen Tragweite erlitten, aber im Augenblick, als er ihn erlitt, war der Schritt – hinüber nach drüben, ins Leben der Auferstehung getan.

So schmelzen die beiden Geschehnisse Karfreitag und Ostern zu einem einzigen Ereignis zusammen. Was historisch nacheinander in zwei Begebenheiten geschah, nämlich zuerst der Tod, dann die Auferstehung, ist in Wirklichkeit ein einziger Schritt Christi in die Auferstehung hinein.

Dieser Schritt durch den Tod in die Auferstehung ist das Pascha.

Pascha heißt: Vorübergang und heißt zugleich: Hindurchgang. Die Geschichte des jüdischen Volkes wird jetzt in ihrer ganzen Tragweite verwirklicht und erfüllt. Damals war auch Pascha, „Phase“, Vorübergang des Herrn. Überall da ließ der Herr die Israeliten überleben, wo er das Blut des Lammes bemerkte. Das war aber nur ein ÜBER-leben.

Das neue, das endgültige Pascha, das vom Todesblut des menschgewordenen Gottes gezeichnet ist, führt nicht zum Überleben, nicht zu einem schwer verständlichen, verlängerten Weiterleben, sondern der Tod Christi führt hinein in ein unvergängliches Leben.

Gilt das auch für Christus selbst, der doch trotz Menschwerdung Gott geblieben war? Müßte er nun nicht gewissermaßen „zurückverwandelt“

werden in Gott, wieder so werden, wie er vor der Menschwerdung war? Er hat ja seine Aufgabe erfüllt.

Die Antwort ist einfach: Was Gott einmal und so endgültig getan hat, wird er nie wieder aufgeben. Er zieht sich nie wieder „aus der Menschheit zurück“. Nun hat er die Menschheit „bei sich“. Sie ist mit

ihm „DRÜBEN“, und Christus sagt selbst: „Wenn ich erhöht sein werde, werde ich alles an mich ziehen“ (Joh 12, 32).

In diesem Christus müssen wir unseren Christus sehen:

- den Geschundenen für uns! und
- den verherrlicht Auferstandenen für uns!

St. Odilia, Otilia*

Die Hl. Odilia ist die Patronin des Elsaß; nach ihr ist benannt der bekannteste Wallfahrtsort des Elsaß, der Odilienberg. Ihr Fest wird am 13. Dezember gefeiert.

Was weiß man von ihrem Leben, nicht im Sinne historischen Wissens, sondern im Sinne der durch Tradition, geschichtlichem Kern und frommer Legende gewachsenen gläubigen Verehrung? Garant dafür ist nicht der Quellenbeweis aus Literatur und Papier, sondern der gläubige Sinn vieler tausend Menschen durch einen Zeitraum der Geschichte, die mehr als 1.300 Jahre umfaßt. Und jeder muß die Glaubwürdigkeit dieser Zeugenschar für sich persönlich festlegen.

Nach der legendären, Ende des 10. Jahrhunderts verfaßten Lebensbeschreibung wurde Odilia um 630 als Tochter des elsässischen Herzogs Atlich (†720) blind geboren. Mit ihrem Vater hat sie auf der

Hohenburg das später nach ihr genannte Kloster Odilienberg gegründet, dessen erste Äbtissin sie wurde.

Die Legende schmückt ihr Leben aus: Blind geboren, vom Vater verstoßen, von einer Magd in das Kloster Balma (Baunes les Dames, Diözese Besançon) gebracht.; dort von Bischof Eberhard getauft und zugleich sehend geworden; in dieses Kloster eingetreten, soll sie dort als Nonne einige Zeit verbracht haben. Von ihrem Bruder Hugo wird sie zurückgeholt. Dann leitet sie das von ihrem Vater gestiftete Kloster bis zu ihrem Tod.

Die Verehrung setzt im 9. Jahrhundert ein durch Verehrung ihrer Grabstätte zunächst in der Johankirche, später in einer eigenen Kapelle auf dem Odilienberg.

* nach: „Die Heiligen“, Hrsg. Peter Manns, Mathias Grünewald-Verlag, Mainz 1975

**Statue der Hl.
Odilie in der Wall-
fahrtskirche auf
dem Odilienberg.**

*Neben dem Stab der
Äbtissin in der rech-
ten hält sie als das
ihr zugeordnete Attri-
but in der linken
Hand ein aufgeschla-
genes Buch mit zwei
Augen. (Foto: F. Koch)*



Vom Elsaß breitet sich die Verehrung in der Schweiz und in Süddeutschland, schließlich in weiten Teilen Europas aus. Ihr Grab ist bis heute ein viel besuchter Wallfahrtsort. Überall an Quellen in der Umgebung, deren Wasser man für heilkräftig hielt, wurden ihr Kapellen gebaut.

Als Patronin des Elsaß, sowie gegen Augen-, Ohren- und Kopfkrankheiten rief man sie an. Dargestellt wird sie als Äbtissin mit Buch, Kelch und zwei Augen. Odilie ist durchaus eine europäische Heilige und damit hoch aktuell.

Vom Elsaß verbreitet sich die Verehrung in der Schweiz und in Süddeutschland, schließlich in weiten Teilen Europas aus. Ihr Grab ist bis heute ein viel besuchter Wallfahrtsort. Überall an Quellen in der Umgebung, deren Wasser man für heilkräftig hielt, wurden ihr Kapellen gebaut.

Informationen zum Wallfahrtsort Odilienberg

Der am Rand der Vogesen gelegene, 763 m hohe Odilienberg ist der „Heilige Berg des Elsaß“, ein beliebtes Pilger- und auch Ausflugsziel. Er bietet einen Rundblick, der 20 Städte und 200 Dörfer umfassen soll.

Rund um den Berg, der zur Römerzeit Altitona hieß, führt eine teilweise noch sehr gut erhaltene, ohne Mörtel errichtete Mauer. Sie ist 2-3 m hoch und stets etwa 1,5 m dick; mit einer Länge von 10 km umschließt sie eine Fläche von 100 ha und bildete damit einmal eine Fluchtburg für die in der Ebene wohnenden Menschen. Als Entstehungszeit für die Mauer werden die beiden ersten vorchristlichen Jahrhunderte angenommen, doch deuten Funde aus noch älterer Zeit auf eine frühere Erbauung hin.

Über die Entstehung des auf dem Berg befindlichen Klosters St. Odile

berichtet die Legende: Im 7. Jahrhundert n.Chr. wurde dem Herzog Etticho statt des erwünschten Sohnes ein blindes Mädchen geboren. Dieses wollte der Herzog töten, doch die Amme rettete es. Das Kind kam später nach Burgund in ein Kloster und wurde dort getauft. Bei der Taufe soll das Mädchen sehend geworden sein, was ihm den Namen Odilia – Tochter des Lichts – einbrachte. Ihr Bruder Hugo holte sie eines Tages zurück ins elterliche Haus, was den Vater derart erzürnte, daß er seinen Sohn erschlug. Aus Reue über diese Tat nahm der Vater die Tochter auf und wollte sie mit einem Fürstensohn verheiraten. Doch Odilia zog es vor, den Kranken zu dienen. Ihr Vater schenkte ihr deshalb die Hohenburg, wo Odilia nun ein Kloster gründete. – So weit die Legende!

Geschichtlich nachgewiesen ist

das Kloster durch eine Bestätigung Ludwigs des Frommen aus dem Jahre 837. Wie so manch anderes Kloster im alemannischen Raum mag seine Gründung eine Folge der Tätigkeit des aus Spanien stammenden westgotischen Bischofs Pirmin gewesen sein, der unter dem Schutz des fränkischen Hausmeiers Karl Martell die Alemannen missionierte und u.a. auch das Kloster auf der Insel Reichenau gründete. Nach den Ungarneinfällen verfiel das Kloster auf dem Odilienberg, doch Kaiser Friedrich Barbarossa ließ es wieder aufbauen. Das Kloster war im Mittelalter ein Zentrum des elsässischen Geisteslebens. Die Äbtissin Herrad v. Landsperg schrieb hier um 1190 ihren „Hortus deliciarum“ (= „Lustgarten“, eine im Rahmen der biblischen Geschichte vorgenommene Zusammenstellung des damaligen Wissens auf vielen Gebieten). Während der Reformationszeit trat die Äbtissin Anna v. Oberkirch zum Protestantismus über. Darauf löste sich das Kloster auf. Im Jahre 1605 übernahmen Prämonstratenser die Obhut über die Kapellen auf dem Berg und führten die Wallfahrten ein. In der Revolution wurden sie vertrieben, die Gebäude verfielen, bis das Bistum Straßburg 1853 das Gelände mit Mitteln aus einer Sammlung erwerben konnte.

Die heutige Klosterkirche wurde in der Zeit von 1684-92 auf älteren Fundamenten als dreischiffige Säulenhalle erbaut. Kräftige Strebepfeiler tragen die Seitenwände. Die Ausstattung stammt aus dem 18., 19. und 20. Jahrhundert.

Das Klostergebäude trat 1853 an die Stelle des ehemaligen Kreuzganges. Sein ältester Teil ist die Kreuzkapelle im Osten, ein Rest der im 12. Jahrhundert erbauten Anlagen. Ihr Kreuzgewölbe ruht auf einer starken Mittelsäule und Halbsäulen an den vier Wänden des fast quadratischen Raumes. Ein Steinsarg von 800 soll die Gebeine Ettichos enthalten haben. An die Kreuzkapelle schließt sich im Norden die Odilienkapelle an. Dieser Bau stammt zum Teil noch aus dem 8. Jahrhundert; er wurde im 12. Jahrhundert an der Stelle errichtet, an der die Heilige gestorben sein soll. Ihr Steinsarg wird hier aufbewahrt und ist hinter einer vergitterten Fensteröffnung sichtbar.

Anmerkung:

- 1 vgl. W. Hünermann „Der endlose Chor“, Zweite Auflage, Freiburg 1919, S. 719 ff.
- 2 vgl. A. Schuchert „Kirchengeschichte“, Kempen 1958, S. 285
- 3 vgl. „Knaurs Kulturführer in Farbe – Elsaß“, hrsg. M. Mehling, München 1984, S. 114 ff.

Literaturverzeichnis

- Baedekers Reiseführer FRANKREICH;
Ostfildern-Kemnat 6./1992
- Baedekers Reiseführer BURGUND;
Ostfildern-Kemnat 1993
- Barret, Pierre / Gurgand, Jean-Noel;
Unterwegs nach Santiago; Herder-
Freiburg
- Beckel, A. / Reiring, H. / Roegele, O. B.;
ZWEITES VATIKANISCHES KON-
ZIL: DOKUMENTE / TEXTE /
KOMMENTARE; Osnabrück 1966
- Benesch, K. / Tießler, R.; Der Jakobs-
weg nach Santiago de Compostela;
Freiburg 1991
- Borst, A.; Religiöse und geistige Bewe-
gungen im Hochmittelalter; in:
WELTGESCHICHTE, Bd. V, hrsg.
von G. Mann/A. Nitschke, Gütersloh
1979
- Breunig, Bernd; Pilgerführer des
Frankenweges auf der Oberstraß
nach Santiago de Compostela; hrsg.
für die Jakobusbruderschaft Würz-
burg 1988
- Dassmann, E.; Die Anfänge der Kirche
in Deutschland, Stuttgart 1993
- Die Kalebasse Nr. 17: Zu Fuß von Köln
nach Santiago de Compostela / St.-
Jakobsbruderschaft Düsseldorf e.V.;
Solingen 1995
- Dolliger, Philipp; Die Hanse; Stuttgart
1966
- Domke, H.; Burgund; München 9./1991
- Duffrer, Günter; Das Angesicht der
Menschlichkeit Gottes; Kevelaer:
Butzon und Becker 1971
- GEBHARDT HANDBUCH DER DEUT-
SCHEN GESCHICHTE, Bd. 2 und
Bd. 4, Stuttgart 1970
- Halik, Thomas; Du wirst das Angesicht
der Erde erneuern; Leipzig 1993
- Hansen, Susanne (Hrsg.); Die deut-
schen Wallfahrtsorte – Ein Kunst-
und Kulturführer zu über 1000
Gnadenstätten; Augsburg: Pattloch
1990
- Herbers, Klaus (Hrsg.); Deutsche Jak-
buspilger und ihre Berichte; in:
Jakobusstudien, Bd. 1; Tübingen:
Narr 1988
- Heusler, A. (Hrsg.); Das Nibelungen-
lied; Wiesbaden
- Huch, Ricarda; Römisches Reich Deut-
scher Nation; Deutsche Geschichte
Bd. 1, Zürich
- Kampmann, Theoderich; Passion und
Herrlichkeit; München: Kösel 1962
- Hünemann, W.; Der endlose Chor, Frei-
burg 2./1949
- Klein, Diethard H. (Hrsg.); Das große
Hausbuch der Heiligen: Namens-
patrone, die uns begleiten – Berichte
und Legenden; Augsburg: Patloch
1990

- Kramer, C. / Müller-Marein, J.; 21mal Frankreich; München 4./1985
- Manns, Peter (Hrsg.); Die Heiligen; Mainz: Mathias Grünewald-Verlag 1975
- Mehling, M. (Hrsg.); Knaurs Kulturführer in Farbe – Elsaß; München 1984
- Mirgeler, A.; Geschichte Europas; Freiburg 2./1954
- Naumann, Friedrich; in: Die Welt begreifen; Stuttgart: Kreuz-Verlag 1971
- Nigg, Walter; Der Pfarrer von Ars; Freiburg: Herder 1992
- Nitschke, A.; Frühe christliche Reiche; in: Weltgeschichte, Bd. V, hrsg. von G. Mann und A. Nitschke, Gütersloh 1979
- Popp, Georg; Die Großen des Glaubens; Stuttgart: 1985
- Ritthaler, A. (Hrsg.); Otto von Freising, Das 6. und 7. Buch der Weltchronik; in: Chroniken des Mittelalters
- Schuchert, Klaus; Kirchengeschichte; Kempen-Ndrh. 1956, 2./1958
- Schutz, Roger; Das Heute Gottes; in: Herder Bd. 136; Freiburg 1963
- Sing, Hansjörg; Der Jakobusweg nach Santiago de Compostela; 4. Auflage, Ulm: Via 1992
- Smets, W. (Hrsg.); Thomas von Kempen; „Vier Bücher von der Nachfolge Christi; Reutlingen 10./1958
- Stadtmüller, W.; Klöster und Klosterleben im frühen Mittelalter; in: DEUTSCHE GESCHICHTE, Bd. I, Teil I, hrsg. von H. Pleticha, Gütersloh 1983
- Themenhefte für die Gemeindefarbeit Nr. 18: Der kleine Unterschied – christlicher Lebensstil; Aachen: Bergmoser + Höller
- Thomas-Morus-Akademie (Hrsg.); Der Jakobusweg: Geist und Geschichte einer Pilgerstraße / Bensberger Protokolle, Bd. 68: Bensberg 1993
- Torsy, Jakob; Der große Namenstagskalender; Freiburg: Herder 1976
- Vocke, Roland; Cluny und Gorze und ihre Reformen; in: DEUTSCHE GESCHICHTE, Bd. 1, Teil II, hrsg. von H. Pleticha, Gütersloh 1983
- Vocke, Roland; Die Regierungszeit Friedrichs III. und Maximilians I.; in: DEUTSCHE GESCHICHTE, hrsg. von H. Pleticha, Gütersloh 1983, Bd. III, Teil 12



**AKADEMIE
OBERST
HELMUT KORN**



**SEMINAR ZUM SELBSTVERSTÄNDNIS
KATHOLISCHER SOLDATEN
VOM 6. BIS 10. NOVEMBER 1995
IM BONIFATIUSHAUS FULDA**

**„50 JAHRE NACH KRIEGSENDE
KRISEN ÜBERWINDEN
VERSTÄNDIGUNG FINDEN“**



Einzelheiten zur Teilnahme, Anmeldung und Organisation siehe AUFTRAG 216/April 1995, Seite 58.
Informationsprospekte bei Standortpfarrern, Vorsitzenden der GKS-Kreise, Ansprechpartnern und beim Bundesgeschäftsführer, Hptm a.D. Günter Hagedorn
Tel: 0221-863130; Fax: 0221-866408.



Das Kreuz der GKS

Das »Kreuz der GKS« ist das Symbol der Gemeinschaft Katholischer Soldaten.

Vier Kreise als Symbol für die GKS-Kreise an der Basis formen in einem größeren Kreis, der wiederum die Gemeinschaft versinnbildlicht, ein Kreuz, unter dem sich katholische Soldaten versammeln.

Der Königsteiner Engel

Der »siebte Engel mit der siebten Posaune« (Offb 11,15–19) ist der Bote der Hoffnung, der die uneingeschränkte Herrschaft Gottes ankündigt. Dieser apokalyptische Engel am Haus der Begegnung in Königstein/Ts., dem Gründungsort des Königsteiner Offizierkreises (KOK), ist heute noch das Traditionszeichen der GKS, das die katholische Laienarbeit in der Militärseelsorge seit nunmehr 40 Jahren begleitet.



Impressum

AUFTRAG ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS) und erscheint bis zu neunmal jährlich. Herausgeber: GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS) Redaktion: Klaus Brandt, Oberstleutnant a.D., verantwortlicher Redakteur; Helmut Feltweis, Oberst a.D., Redakteur; Paul Schulz, Oberstleutnant a.D., Redakteur, Satz und Layout.

Zuschriften: Klaus Brandt, Postfach 30 03 03, 51413 Bergisch-Gladbach, Fax: 02204-23005

Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH, Ernst-Robert-Curtius-Str. 14, 53117 Bonn-Buschdorf

Überweisungen auf: Konto-Nr. 2532786 BLZ 380 400 07 Commerzbank Bonn, Zweigstelle Adenauerallee oder 165035-506 Postscheckamt Köln: Katholische Soldatenseelsorge – Anstalt des öffentlichen Rechts – Vermerk: "Spendenkonto der GKS".

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.

Nachbestellung gegen eine Schutzgebühr von DM 5,- an den ausliefernden Köllen Verlag.